JAHRBUCH

FÜR

PSYCHOANALYTISCHE UND PSYCHOPATHOLOGISCHE FORSCHUNGEN.

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. E. BLEULER UND PROF. DR. S. FREUD
IN ZÜRICH, IN WIEN.

REDIGIERT VON

DR. C. G. JUNG,
PRIVATDOZENTEN DER PSYCHIATRIE IN ZÜRICH.

I. BAND.

I. HÄLFTE.

LEIPZIG UND WIEN.
FRANZ DEUTICKE.
1909.

Verlags-Nr. 1553

Vorbemerkung der Redaktion.

Im Frühling 1908 fand in Salzburg eine private Vereinigung aller derer statt, die sich für die Entwicklung der von Sigmund Freud geschaffenen Psychologie und für deren Anwendung auf Nerven- und Geisteskrankheiten interessierten. In dieser Versammlung wurde anerkannt, daß die Bearbeitung der betreffenden Probleme sich bereits anschicke, die Grenzen des medizinischen Interessenkreises zu überschreiten, und es wurde dem Bedürfnisse nach einem Periodicum Ausdruck verliehen, welches die bisher überall zerstreuten Arbeiten dieser Richtung sammeln könnte. Aus solcher Anregung ist unser Jahrbuch hervorgegangen, dessen Aufgabe die fortlaufende Publikation aller Arbeiten sein soll, die sich in positivem Sinne mit der Vertiefung und Lösung unserer Probleme beschäftigen. Auf diese Weise wird das Jahrbuch nicht nur einen Einblick in den steten Fortschritt der Arbeit auf diesem zukunftsreichen Gebiete, sondern auch eine Orientierung über den jeweiligen Stand und Umfang der für jede Geisteswissenschaft wichtigen Fragen ermöglichen.

Zürich, im Januar 1909.

Dr. C. G. Jung.

Inhaltsverzeichnis

der ersten Hälfte des ersten Bandes.

	Seite
I. Freud: Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben	1
II. Abraham: Die Stellung der Verwandtenehe in der Psychologie der Neurosen	110
III. Maeder: Sexualität und Epilepsie	119
IV. Jung: Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des Einzelnen .	155
V. Binswanger: Versuch einer Hystericanalyse (I. Teil)	174

32/27/184 (11)

JAHRBUCH

FÜR

PSYCHOANALYTISCHE UND PSYCHOPATHOLOGISCHE FORSCHUNGEN.

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. E. BLEULER UND PROF. DR. S. FREUD
IN ZÜRICH, IN WIEN.

REDIGIERT VON

DR. C. G. JUNG,
PRIVATDOZENTEN DER PSYCHIATRIE IN ZÜRICH.

I. BAND.

LEIPZIG UND WIEN.
FRANZ DEUTICKE.
1909.

Verlags-Nr. 1643.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Vorbemerkung der Redaktion.

Im Frühling 1908 fand in Salzburg eine private Vereinigung aller derer statt, die sich für die Entwicklung der von Sigmund Freud geschaffenen Psychologie und für deren Anwendung auf Nerven- und Geisteskrankheiten interessierten. In dieser Versammlung wurde anerkannt, daß die Bearbeitung der betreffenden Probleme sich bereits anschicke, die Grenzen des medizinischen Interessenkreises zu überschreiten, und es wurde dem Bedürfnisse nach einem Periodikum Ausdruck verliehen, welches die bisher überall zerstreuten Arbeiten dieser Richtung sammeln könnte. Aus solcher Anregung ist unser Jahrbuch hervorgegangen, dessen Aufgabe die fortlaufende Publikation aller Arbeiten sein soll, die sich in positivem Sinne mit der Vertiefung und Lösung unserer Probleme beschäftigen. Auf diese Weise wird das Jahrbuch nicht nur einen Einblick in den steten Fortschritt der Arbeit auf diesem zukunftsreichen Gebiete, sondern auch eine Orientierung über den jeweiligen Stand und Umfang der für jede Geisteswissenschaft wichtigen Fragen ermöglichen.

Zürich, im Januar 1909.

Dr. C. G. Jung.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Freud: Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben 1

Abraham: Die Stellung der Verwandtenehe in der Psychologie der Neurosen 110

Maeder: Sexualität und Epilepsie 119

Jung: Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des Einzelnen . . . 155

Binswanger: Versuch einer Hysterieanalyse 174

Freud: Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose 357

Ferenczi: Introjektion und Übertragung 422

Stekel: Beiträge zur Traumdeutung 458

Silberer: Bericht über eine Methode, gewisse symbolische Halluzinations-Erscheinungen hervorzurufen und zu beobachten 513

Adler: Über neurotische Dispositionen 526

Abraham: Freuds Schriften aus den Jahren 1893—1909 546

Abraham: Bericht über die österreichische und deutsche psychoanalytische Literatur bis zum Jahre 1909 575

Analyse der Phobie eines 5jährigen Knaben.

Mitgeteilt von **Sigm. Freud** (Wien).

I. Einleitung.

Die auf den folgenden Blättern darzustellende Kranken- und Heilungsgeschichte eines sehr jugendlichen Patienten entstammt, streng genommen, nicht meiner Beobachtung. Ich habe zwar den Plan der Behandlung im ganzen geleitet und auch ein einziges Mal in einem Gespräche mit dem Knaben persönlich eingegriffen; die Behandlung selbst hat aber der Vater des Kleinen durchgeführt, dem ich für die Überlassung seiner Notizen zum Zwecke der Veröffentlichung zu ernstem Danke verpflichtet bin. Das Verdienst des Vaters reicht aber weiter; ich meine, es wäre einer andern Person überhaupt nicht gelungen, das Kind zu solchen Bekenntnissen zu bewegen; die Sachkenntnis, vermöge welcher der Vater die Äußerungen seines 5jährigen Sohnes zu deuten verstand, hätte sich nicht ersetzen lassen, die technischen Schwierigkeiten einer Psychoanalyse in so zartem Alter wären unüberwindbar geblieben. Nur die Vereinigung der väterlichen und der ärztlichen Autorität in einer Person, das Zusammentreffen des zärtlichen Interesses mit dem wissenschaftlichen bei derselben, haben es in diesem einen Falle ermöglicht, von der Methode eine Anwendung zu machen, zu welcher sie sonst ungeeignet gewesen wäre.

Der besondere Wert dieser Beobachtung ruht aber in Folgendem: Der Arzt, der einen erwachsenen Nervösen psychoanalytisch behandelt, gelangt durch seine Arbeit des schichtweisen Aufdeckens psychischer Bildungen schließlich zu gewissen Annahmen über die infantile Sexualität, in deren Komponenten er die Triebkräfte aller neurotischen Symptome des späteren Lebens gefunden zu haben glaubt. Ich habe diese Annahmen in meinen 1905 veröffentlichten „Drei Abhandlungen

zur Sexualtheorie" dargelegt; ich weiß, daß sie dem Fernerstehenden ebenso befremdend erscheinen wie dem Psychoanalytiker unabweisbar. Aber auch der Psychoanalytiker darf sich den Wunsch nach einem direkteren, auf kürzerem Wege gewonnenen Beweise jener fundamentalen Sätze eingestehen. Sollte es denn unmöglich sein, unmittelbar am Kinde in aller Lebensfrische jene sexuellen Regungen und Wunschbildungen zu erfahren, die wir beim Gealterten mit soviel Mühe aus ihren Verschüttungen ausgraben, von denen wir noch überdies behaupten, daß sie konstitutionelles Gemeingut aller Menschen sind und sich beim Neurotiker nur verstärkt oder verzerrt zeigen?

In solcher Absicht pflege ich meine Schüler und Freunde seit Jahren anzueifern, daß sie Beobachtungen über das zumeist geschickt übersehene oder absichtlich verleugnete Sexualleben der Kinder sammeln mögen. Unter dem Material, welches infolge dieser Aufforderung in meine Hände gelangte, nahmen die fortlaufenden Nachrichten über den kleinen Hans bald eine hervorragende Stelle ein. Seine Eltern, die beide zu meinen nächsten Anhängern gehörten, waren übereingekommen, ihr erstes Kind mit nicht mehr Zwang zu erziehen, als zur Erhaltung guter Sitte unbedingt erforderlich werden sollte, und da das Kind sich zu einem heiteren, gutartigen und aufgeweckten Buben entwickelte, nahm der Versuch, ihn ohne Einschüchterung aufwachsen und sich äußern zu lassen, seinen guten Fortgang. Ich gebe nun die Aufzeichnungen des Vaters über den kleinen Hans wieder, wie sie mir zugetragen wurden, und werde mich selbstverständlich jedes Versuches enthalten, die Naivität und Aufrichtigkeit der Kinderstube durch konventionelle Entstellungen zu stören.

Die ersten Mitteilungen über Hans datieren aus der Zeit, da er noch nicht ganz drei Jahre alt war. Er äußerte damals durch verschiedene Reden und Fragen ein ganz besonders lebhaftes Interesse für den Teil seines Körpers, den er als „Wiwimacher" zu bezeichnen gewohnt war. So richtete er einmal an seine Mutter die Frage:

Hans: „Mama hast du auch einen Wiwimacher?"

Mama: „Selbstverständlich. Weshalb?"

Hans: „Ich hab' nur gedacht."

Im gleichen Alter kommt er einmal in einen Stall und sieht, wie eine Kuh gemolken wird. „Schau, aus dem Wiwimacher kommt Milch."

Schon diese ersten Beobachtungen machen die Erwartung rege, daß vieles, wenn nicht das meiste, was uns der kleine Hans zeigt, sich als typisch für die Sexualentwicklung des Kindes herausstellen wird.

Ich habe einmal ausgeführt[1]), daß man nicht zu sehr entsetzt zu sein braucht, wenn man bei einem weiblichen Wesen die Vorstellung vom Saugen am männlichen Gliede findet. Diese anstößige Regung habe eine sehr harmlose Abkunft, da sie sich vom Saugen an der Mutterbrust ableitet, wobei das Euter der Kuh, — seiner Natur nach eine Mamma, seiner Gestalt und Lage nach ein Penis — eine passende Vermittlung übernimmt. Die Entdeckung des kleinen Hans bestätigt den letzten Teil meiner Aufstellung.

Sein Interesse für den Wiwimacher ist indes kein bloß theoretisches; wie zu vermuten stand, reizt es ihn auch zu Berührungen des Gliedes. Im Alter von $3^1/_2$ Jahren wird er von der Mutter, die Hand am Penis, betroffen. Diese droht: „Wenn du das machst, lass' ich den Dr. A. kommen, der schneidet dir den Wiwimacher ab. Womit wirst du dann Wiwi machen?"

Hans: „Mit dem Popo."

Er antwortet noch ohne Schuldbewußtsein, aber er erwirbt bei diesem Anlasse den „Kastrationskomplex", den man in den Analysen der Neurotiker so oft erschließen muß, während sie sich sämtlich gegen die Anerkennung desselben heftig sträuben. Über die Bedeutung dieses Elementes der Kindergeschichte wäre viel Wichtiges zu sagen. Der „Kastrationskomplex" hat im Mythus (und zwar nicht nur im griechischen) auffällige Spuren hinterlassen; ich habe seine Rolle in einer Stelle der „Traumdeutung" (p. 385 der zweiten Auflage) und noch anderwärts gestreift.

Etwa im gleichen Alter ($3^1/_2$ Jahre) ruft er in Schönbrunn vor dem Löwenkäfige freudig erregt aus: „Ich hab' den Wiwimacher vom Löwen gesehen."

Die Tiere verdanken ein gutes Stück der Bedeutung, die sie im Mythus und im Märchen haben, der Offenheit, mit der sie dem kleinen, wißbegierigen Menschenkinde ihre Genitalien und ihre sexuellen Funktionen zeigen. Die sexuelle Neugierde unseres Hans leidet wohl keinen Zweifel, aber sie macht ihn auch zum Forscher, gestattet ihm richtige begriffliche Erkenntnisse.

Er sieht auf dem Bahnhofe, $3^3/_4$ Jahre alt, wie aus einer Lokomotive Wasser ausgelassen wird. „Schau, die Lokomotive macht Wiwi. Wo hat sie denn den Wiwimacher?"

Nach einer Weile setzt er nachdenklich hinzu: „Ein Hund und

[1]) Bruchstück einer Hysterieanalyse, 1905. (Wieder abgedruckt in der Zweiten Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre, 1909.)

ein Pferd hat einen Wiwimacher; ein Tisch und ein Sessel nicht.“ So hat er ein wesentliches Kennzeichen für die Unterscheidung des Lebenden vom Leblosen gewonnen.

Wißbegierde und sexuelle Neugierde scheinen untrennbar voneinander zu sein. Hans' Neugierde erstreckt sich ganz besonders auf die Eltern.

Hans, $3^3/_4$ Jahre: „Papa, hast du auch einen Wiwimacher?“

Vater: „Ja, natürlich.“

Hans: „Aber ich hab' ihn nie gesehen, wenn du dich ausgezogen hast.“

Ein andermal sieht er gespannt zu, wie sich die Mama vor dem Schlafengehen entkleidet. Diese fragt: „Was schaust du denn so?“

Hans: „Ich schau' nur, ob du auch einen Wiwimacher hast?“

Mama: „Natürlich. Hast du denn das nicht gewußt?“

Hans: „Nein, ich hab' gedacht, weil du so groß bist, hast du einen Wiwimacher wie ein Pferd.“

Wir wollen uns diese Erwartung des kleinen Hans merken; sie wird später zu Bedeutung kommen.

Das große Ereignis in Hansens Leben ist aber die Geburt seiner kleinen Schwester Hanna, als er genau $3^1/_2$ Jahre alt war [April 1903 bis Oktober 1906]. Sein Benehmen bei diesem Anlasse wurde vom Vater unmittelbar notiert: „Früh um 5 Uhr, mit dem Beginne der Wehen, wird Hans' Bett ins Nebenzimmer gebracht; hier erwacht er um 7 Uhr und hört das Stöhnen der Gebärenden, worauf er fragt: „Was hustet denn die Mama?“ — Nach einer Pause: „Heut' kommt gewiß der Storch.“

„Man hat ihm natürlich in den letzten Tagen oft gesagt, der Storch wird ein Mäderl oder Buberl bringen, und er verbindet das ungewohnte Stöhnen ganz richtig mit der Ankunft des Storches.“

„Später wird er in die Küche gebracht; im Vorzimmer sieht er die Tasche des Arztes und fragt: „Was ist das?“, worauf man ihm sagt: „Eine Tasche.“ Er dann überzeugt: „Heut' kommt der Storch.“ Nach der Entbindung kommt die Hebamme in die Küche und Hans hört, wie sie anordnet, man möge einen Tee kochen, worauf er sagt: „Aha, weil die Mammi hustet, bekommt sie einen Tee.“ Er wird dann ins Zimmer gerufen, schaut aber nicht auf die Mama, sondern auf die Gefäße mit blutigem Wasser, die noch im Zimmer stehen, und bemerkt, auf die blutige Leibschüssel deutend, befremdet: „Aber aus meinem Wiwimacher kommt kein Blut.“

„Alle seine Aussprüche zeigen, daß er das Ungewöhnliche der Situation mit der Ankunft des Storches in Zusammenhang bringt. Er macht zu allem, was er sieht, eine sehr mißtrauische, gespannte Miene, und zweifellos hat sich das erste Mißtrauen gegen den Storch bei ihm festgesetzt."

„Hans ist auf den neuen Ankömmling sehr eifersüchtig und sagt, wenn irgend wer sie lobt, schön findet usw., sofort höhnisch: „Aber sie hat noch keine Zähne".[1]) Als er sie nämlich zum erstenmal sah, war er sehr überrascht, daß sie nicht sprechen kann, und meinte, sie könne nicht sprechen, weil sie keine Zähne habe. Er wird in den ersten Tagen selbstverständlich sehr zurückgesetzt und erkrankt plötzlich an Angina. Im Fieber hört man ihn sagen: „Aber ich will kein Schwesterl haben!"

„Nach etwa einem halben Jahre ist die Eifersucht überwunden, und er wird ein ebenso zärtlicher wie seiner Überlegenheit bewußter Bruder.[2])"

„Ein wenig später sieht Hans zu, wie man seine einwöchentliche Schwester badet. Er bemerkt: „Aber ihr Wiwimacher ist noch klein," und setzt wie tröstend hinzu: „Wenn sie wachst, wird er schon größer werden[3])."

---

[1]) Wiederum ein typisches Verhalten. Ein anderer, nur um zwei Jahre älterer Bruder pflegte unter den gleichen Verhältnissen ärgerlich mit dem Ausrufe: „zu k(l)ein, zu k(l)ein," abzuwehren.

[2]) „Der Storch soll ihn wieder mitnehmen," äußerte ein anderes, älteres, Kind zum Willkomm des Brüderchens. Vergleiche hierzu, was ich in der „Traumdeutung" über die Träume vom Tode teuerer Verwandter bemerkt habe. (p. 175 ff. 2. Aufl.)

[3]) Das nämliche Urteil, in den identischen Worten ausgedrückt und von der gleichen Erwartung gefolgt, wurde mir von zwei anderen Knaben berichtet, als sie den Leib eines kleinen Schwesterchens zuerst neugierig beschauen konnten. Man könnte über diese frühzeitige Verderbnis des kindlichen Intellektes erschrecken. Warum konstatieren diese jugendlichen Forscher nicht, was sie wirklich sehen, nämlich, daß kein Wiwimacher vorhanden ist? Für unseren kleinen Hans können wir allerdings die volle Aufklärung seiner fehlerhaften Wahrnehmung geben. Wir wissen, er hat sich durch sorgfältige Induktion den allgemeinen Satz erworben, daß jedes belebte Wesen im Gegensatze zum Unbelebten einen Wiwimacher besitzt; die Mutter hat ihn in dieser Überzeugung bestärkt, indem sie ihm bejahende Auskünfte über solche Personen gab, die sich seiner eigenen Beobachtung entzogen. Er ist nun ganz und gar unfähig, seine Errungenschaft wegen der einen Beobachtung an der kleinen Schwester wieder aufzugeben. Er urteilt also, der Wiwimacher

„Im gleichen Alter, zu $3^3/_4$ Jahren, liefert Hans die erste Erzählung eines Traumes. „Heute, wie ich geschlafen habe, habe ich geglaubt, ich bin in Gmunden mit der Mariedl."

„Mariedl ist die 13jährige Tochter des Hausherrn, die oft mit ihm gespielt hat."

Wie nun der Vater den Traum der Mutter in seiner Gegenwart erzählt, bemerkt Hans richtigstellend: „Nicht mit der Mariedl, ganz allein mit der Mariedl."

Hierzu ist zu bemerken: „Hans war im Sommer 1906 in Gmunden, wo er sich den Tag über mit den Hausherrnkindern herumtrieb. Als wir von Gmunden abreisten, glaubten wir, daß ihm der Abschied und die Übersiedlung in die Stadt schwer fallen würden. Dies war überraschenderweise nicht der Fall. Er freute sich offenbar über die Abwechslung und erzählte durch mehrere Wochen sehr wenig von Gmunden. Erst nach Ablauf von Wochen stiegen öfter lebhaft gefärbte Erinnerungen an die in Gmunden verbrachte Zeit in ihm auf. Seit etwa 4 Wochen verarbeitet er diese Erinnerungen zu Phantasien. Er phantasiert, daß er mit den Kindern, Berta, Olga und Fritzl, spielt, spricht mit ihnen, als ob sie gegenwärtig wären, und ist imstande, sich stundenlang so zu unterhalten. Jetzt, wo er eine Schwester bekommen hat und ihn offenbar das Problem des Kinderkriegens beschäftigt, nennt er Berta und Olga nur mehr „seine Kinder" und fügt einmal hinzu: „Auch meine Kinder, Berta und Olga, hat der Storch gebracht." Der Traum, jetzt nach 6monatlicher Abwesenheit von

---

ist auch hier vorhanden, er ist nur noch sehr klein, aber er wird wachsen, bis er so groß geworden ist wie der eines Pferdes.

Wir wollen zur Ehrenrettung unseres kleinen Hans ein Weiteres tun. Er benimmt sich eigentlich nicht schlechter als ein Philosoph der Wundtschen Schule. Für einen solchen ist das Bewußtsein der nie fehlende Charakter des Seelischen, wie für Hans der Wiwimacher das unentbehrliche Kennzeichen alles Lebenden. Stößt der Philosoph nun auf seelische Vorgänge, die man erschließen muß, an denen aber wirklich nichts von Bewußtsein wahrzunehmen ist — man weiß nämlich nichts von ihnen und kann doch nicht umhin, sie zu erschließen — so sagt er nicht etwa, dies seien unbewußte seelische Vorgänge, sondern er heißt sie dunkelbewußte. Der Wiwimacher ist noch sehr klein! Und bei diesem Vergleiche ist der Vorteil noch auf Seiten unseres kleinen Hans. Denn, wie so häufig bei den Sexualforschungen der Kinder, ist auch hier hinter dem Irrtume ein Stück richtiger Erkenntnis verborgen. Das kleine Mädchen besitzt allerdings auch einen kleinen Wiwimacher, den wir Klitoris heißen, wenn er auch nicht wächst, sondern verkümmert bleibt. (Vgl. meine kleine Arbeit „Über infantile Sexualtheorien," Sexualprobleme, 1908.)

Gmunden, ist offenbar als Ausdruck seiner Sehnsucht, nach Gmunden zu fahren, zu verstehen."

So weit der Vater; ich bemerke vorgreifend, daß Hans mit der letzten Äußerung über seine Kinder, die der Storch gebracht haben soll, einem in ihm steckenden Zweifel laut widerspricht.

Der Vater hat zum Glück mancherlei notiert, was später zu ungeahntem Werte kommen sollte. „Ich zeichne Hans, der in letzter Zeit öfter in Schönbrunn war, eine Giraffe. Er sagt mir: „Zeichne doch auch den Wiwimacher." Ich darauf: „Zeichne du ihn selbst dazu." Hierauf fügt er an das Bild der Giraffe folgenden Strich [die Zeichnung

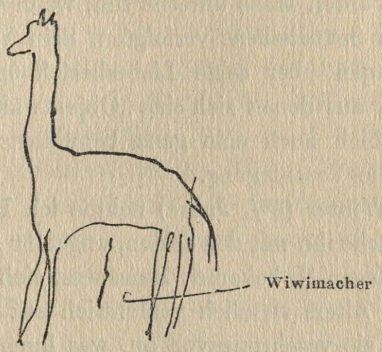

Fig. 1.

liegt bei], den er zuerst kurz zieht und dem er dann ein Stück hinzufügt, indem er bemerkt: „Der Wiwimacher ist länger."

„Ich gehe mit Hans an einem Pferde vorbei, das uriniert. Er sagt: „Das Pferd hat den Wiwimacher unten so wie ich."

„Er sieht zu, wie man seine 3monatliche Schwester badet, und sagt bedauernd: „Sie hat einen ganz, ganz kleinen Wiwimacher."

„Er erhält eine Puppe zum Spielen, die er auskleidet. Er schaut sie sorgfältig an und sagt: „Die hat aber einen ganz kleinen Wiwimacher."

Wir wissen bereits, daß es ihm mit dieser Formel möglich gemacht ist, seine Entdeckung [vgl. p. 4] aufrechtzuhalten.

Jeder Forscher ist in Gefahr, gelegentlich dem Irrtume zu verfallen. Ein Trost bleibt es, wenn er, wie unser Hans im nächsten Beispiele, nicht allein irrt, sondern sich zur Entschuldigung auf den Sprachgebrauch berufen kann. Er sieht nämlich in seinem Bilderbuche einen Affen und zeigt auf dessen aufwärts geringelten Schwanz: „Schau, Vatti, der Wiwimacher."

In seinem Interesse für den Wiwimacher hat er sich ein ganz besonderes Spiel ausgedacht. „Im Vorzimmer ist der Abort und eine dunkle Holzkammer. Seit einiger Zeit geht Hans in die Holzkammer und sagt: „Ich geh' in mein Kloset." Einmal schaue ich hinein, um zu sehen, was er in der dunklen Kammer macht. Er exhibiert und sagt: „Ich mache Wiwi." Das heißt also: er „spielt" Kloset. Der Spielcharakter erhellt nicht nur daraus, daß er das Wiwimachen bloß fingiert und nicht etwa wirklich ausführt, sondern auch daraus, daß er nicht ins Kloset geht, was eigentlich viel einfacher wäre, vielmehr die Holzkammer vorzieht, die er „sein Kloset" heißt."

Wir würden Hans unrecht tun, wenn wir nur die autoerotischen Züge seines Sexuallebens verfolgten. Sein Vater hat uns ausführliche Beobachtungen über seine Liebesbeziehungen zu anderen Kindern mitzuteilen, aus denen sich eine „Objektwahl" wie beim Erwachsenen ergibt. Freilich auch eine ganz bemerkenswerte Beweglichkeit und polygamische Veranlagung.

„Im Winter ($3^3/_4$ Jahre) nehme ich Hans auf den Eislaufplatz mit und mache ihn mit den beiden, ungefähr 10 Jahre alten Töchterchen meines Kollegen N. bekannt. Hans setzt sich neben sie, die im Gefühle ihres reifen Alters ziemlich verächtlich auf den Knirps herabblicken, und schaut sie verehrungsvoll an, was ihnen keinen großen Eindruck macht. Hans spricht trotzdem von ihnen nur als „meine Mäderln." „Wo sind denn meine Mäderln? Wann kommen denn meine Mäderln?" und quält mich zu Hause einige Wochen lang mit der Frage: „Wann geh' ich wieder auf den Eisplatz zu meinen Mäderln?"

„Ein 5jähriger Cousin von Hans ist bei dem nun 4jährigen zu Besuch. Hans umarmt ihn fortwährend und sagt einmal bei einer solchen zärtlichen Umarmung: „Ich hab' dich aber lieb."

Es ist dies der erste, aber nicht der letzte Zug von Homosexualität, dem wir bei Hans begegnen werden. Unser kleiner Hans scheint wirklich ein Ausbund aller Schlechtigkeiten zu sein!

„Wir sind in eine neue Wohnung eingezogen. (Hans ist 4 Jahre alt.) Von der Küche führt die Tür auf einen Klopfbalkon, von wo aus man in eine vis-à-vis gelegene Hofwohnung sieht. Hier hat Hans ein etwa 7—8jähriges Mäderl entdeckt. Er setzt sich nun, um sie zu bewundern, auf die Stufe, die zum Klopfbalkon führt, und bleibt dort stundenlang sitzen. Speziell um 4 Uhr p. m., wenn das Mäderl aus der Schule kommt, ist er nicht im Zimmer zu halten und läßt sich nicht abbringen, seinen Beobachtungsposten zu beziehen.

Einmal, als das Mäderl sich nicht zur gewohnten Stunde beim Fenster zeigt, wird Hans ganz unruhig und belästigt die Hausleute mit Fragen: „Wann kommt das Mäderl? Wo ist das Mäderl?“ usw. Wenn sie dann erscheint, ist er ganz selig und wendet den Blick von der Wohnung gegenüber nicht mehr ab. Die Heftigkeit, mit der diese „Liebe per Distanz“[1]) auftrat, findet ihre Erklärung darin, daß Hans keinen Kameraden und keine Gespielin hat. Zur normalen Entwicklung des Kindes gehört offenbar reichlicher Verkehr mit anderen Kindern.“

„Dieser wird dann Hans zuteil, als wir kurz darauf ($4^1/_4$ Jahre) zum Sommeraufenthalte nach Gmunden übersiedeln. In unserem Hause sind seine Spielgefährten die Kinder des Hausherrn: Franzl (etwa 12 Jahre), Fritzl (8 Jahre), Olga (7 Jahre), Berta (5 Jahre) und überdies die Nachbarkinder: Anna (10 Jahre) und noch zwei Mäderl im Alter von 9 und 7 Jahren, deren Namen ich nicht mehr weiß. Sein Liebling ist Fritzl, den er oft umarmt und seiner Liebe versichert. Er wird einmal gefragt: „Welches von den Mäderln hast du denn am liebsten?“ Er antwortet: „Den Fritzl.“ Gleichzeitig ist er gegen die Mädchen sehr aggressiv, männlich, erobernd, umarmt sie und küßt sie ab, was sich namentlich Berta ganz gerne gefallen läßt. Als Berta eines Abends aus dem Zimmer kommt, umhalst er sie und sagt im zärtlichsten Tone: „Berta, du bist aber lieb,“ was ihn übrigens nicht hindert, auch die anderen zu küssen und seiner Liebe zu versichern. Auch die etwa 14 Jahre alte Mariedl, ebenfalls eine Tochter des Hausherrn, die mit ihm spielt, hat er gerne und sagt eines Abends, als er zu Bette gebracht wird: „Die Mariedl soll bei mir schlafen.“ Auf die Antwort: „Das geht nicht,“ sagt er: „So soll sie bei der Mammi oder dem Vatti schlafen.“ Man erwidert ihm: „Auch das geht nicht, die Mariedl muß bei ihren Eltern schlafen,“ und nun entwickelt sich folgender Dialog:

Hans: „So geh' ich halt hinunter zur Mariedl schlafen.“

Mama: „Du willst wirklich von der Mammi weggehen, um unten zu schlafen?“

Hans: „No, früh komm' ich doch wieder herauf zum Kaffeetrinken und Aufdieseitegehen.“

Mama: „Wenn du wirklich von Vatti und Mammi gehen willst, so nimm dir deinen Rock und deine Hose und — adieu!“

---

[1]) W. Busch: Und die Liebe per Distanz
Kurzgesagt, mißfällt mir ganz.

„Hans nimmt wirklich seine Kleider und geht zur Treppe, um zur Mariedl schlafen zu gehen, wird natürlich zurückgeholt."

„[Hinter dem Wunsche: „Die Mariedl soll bei uns schlafen," steckt natürlich der andere: Die Mariedl, mit der er so gerne beisammen ist, soll in unsere Hausgemeinschaft aufgenommen werden. Zweifellos sind aber dadurch, daß Vater und Mutter Hans, wenn auch nicht allzuhäufig, in ihr Bett nahmen, bei diesem Beieinanderliegen erotische Gefühle in ihm erweckt worden, und der Wunsch, bei der Mariedl zu schlafen, hat auch seinen erotischen Sinn. Bei Vater oder Mutter im Bette liegen, ist für Hans wie für alle Kinder eine Quelle erotischer Regungen.]"

Unser kleiner Hans hat sich bei der Herausforderung der Mutter benommen wie ein rechter Mann, trotz seiner homosexuellen Anwandlungen.

„Auch in dem folgenden Falle sagte Hans zur Mammi: „Du, ich möcht einmal so gerne mit dem Mäderl schlafen." Dieser Fall gibt uns reichlich Gelegenheit zur Unterhaltung, denn Hans benimmt sich hier wirklich wie ein Großer, der verliebt ist. In das Gasthaus, wo wir zu Mittag essen, kommt seit einigen Tagen ein etwa 8jähriges hübsches Mädchen, in das sich Hans natürlich sofort verliebt. Er dreht sich auf seinem Sessel fortwährend um, um nach ihr zu schielen, stellt sich, nachdem er gegessen hat, in ihrer Nähe auf, um mit ihr zu kokettieren, wird aber feuerrot, wenn man ihn dabei beobachtet. Wird sein Blick von dem Mäderl erwidert, so schaut er sofort verschämt auf die entgegengesetzte Seite. Sein Benehmen ist natürlich ein großes Gaudium für alle Gasthausgäste. Jeden Tag, wenn er ins Gasthaus geführt wird, fragt er: „Glaubst du, wird das Mäderl heute dort sein?" Wenn sie endlich kommt, wird er ganz rot wie ein Erwachsener im gleichen Falle. Einmal kommt er glückselig zu mir und flüstert mir ins Ohr: „Du, ich weiß schon, wo das Mäderl wohnt. Dort und dort habe ich gesehen, wie sie die Stiege hinaufgegangen ist." Während er sich gegen die Mäderl im Hause aggressiv benimmt, ist er hier ein platonisch schmachtender Verehrer. Dies hängt vielleicht damit zusammen, daß die Mäderl im Hause Dorfkinder sind, diese aber eine kultivierte Dame. Daß er einmal sagt, er möchte mit ihr schlafen, ist schon erwähnt worden."

„Da ich Hans nicht in der bisherigen seelischen Spannung lassen will, in die ihn seine Liebe zu dem Mäderl versetzt hat, habe ich seine Bekanntschaft mit ihr vermittelt, und das Mäderl eingeladen, nach-

mittags zu ihm in den Garten zu kommen, wenn er seinen Nachmittagsschlaf absolviert hat. Hans ist durch die Erwartung, daß das Mäderl zu ihm kommen wird, so aufgeregt, daß er zum erstenmal am Nachmittage nicht schläft, sondern sich unruhig im Bette hin und herwälzt. Die Mama fragt ihn: „Warum schläfst du denn nicht? Denkst du vielleicht an das Mäderl?", worauf er beglückt „ja" sagt. Er hat auch, als er aus dem Gasthofe nach Hause kam, allen Leuten im Hause erzählt: „Du, heute kommt mein Mäderl zu mir," und die 14jährige Mariedl berichtet, daß er sie fortwährend gefragt hat: „Du, glaubst du, daß sie mit mir lieb sein wird? Glaubst du, daß sie mir einen Kuß geben wird, wenn ich sie küß?" udgl."

„Nachmittags regnete es aber und so unterblieb der Besuch, worauf sich Hans mit Berta und Olga tröstete."

Weitere Beobachtungen noch aus der Zeit des Sommeraufenthaltes lassen vermuten, daß sich bei dem Kleinen allerlei Neues vorbereitet.

„Hans, $4^1/_4$ Jahre. Heute früh wird Hans von seiner Mama wie täglich gebadet und nach dem Bade abgetrocknet und eingepudert. Wie die Mama bei seinem Penis, und zwar vorsichtig, um ihn nicht zu berühren, pudert, sagt Hans: „Warum gibst du denn nicht den Finger hin?"

Mama: „Weil das eine Schweinerei ist."

Hans: „Was ist das? Eine Schweinerei? Warum denn?"

Mama: „Weil es unanständig ist."

Hans (lachend): „Aber lustig[1])!"

Ein etwa gleichzeitiger Traum unseres Hans kontrastiert recht auffällig mit der Dreistigkeit, die er gegen die Mutter gezeigt hat. Es ist der erste durch Entstellung unkenntliche Traum des Kindes. Dem Scharfsinne des Vaters ist es aber gelungen, ihm die Lösung abzugewinnen.

„Hans, $4^1/_4$ Jahre. Traum. Heute früh kommt Hans auf und erzählt: „Du, heute nachts habe ich gedacht: Einer sagt: Wer will

[1]) Einen ähnlichen Verführungsversuch berichtete mir eine selbst neurotische Mutter, die an die infantile Masturbation nicht glauben wollte, von ihrem $3^1/_2$ Jahre alten Töchterchen. Sie hatte der Kleinen Unterhöschen anfertigen lassen und probierte nun, ob sie nicht im Schritt zu eng seien, indem sie mit ihrer Hand an der Innenfläche des Oberschenkels nach aufwärts strich. Die Kleine schloß plötzlich die Beine über die Hand zusammen und bat: „Mama, laß die Hand doch da. Das tut so gut."

zu mir kommen? Dann sagt jemand: Ich. Dann muß er ihn Wiwi machen lassen."

„Weitere Fragen stellten klar, daß diesem Traume alles Visuelle fehlt, daß er dem reinen Type auditif angehört. Hans spielt seit einigen Tagen mit den Kindern des Hausherrn, darunter seine Freundin Berta (7 Jahre) und Olga (5 Jahre), Gesellschaftsspiele, auch Pfänderauslösen. (A.: Wem gehört das Pfand in meiner Hand? B.: Mir. Dann wird bestimmt, was B. zu tun hat.) Diesem Pfänderspiele ist der Traum nachgebildet, nur wünscht Hans, daß derjenige, der das Pfand gezogen hat, nicht zu den usuellen Küssen oder Ohrfeigen verurteilt werde, sondern zum Wiwimachen, oder genauer: jemand muß ihn Wiwimachen lassen."

„Ich lasse mir den Traum noch einmal erzählen; er erzählt ihn mit denselben Worsen, nur ersetzt er anstatt: „dann sagt jemand" — „dann sagt sie". Diese „sie" ist offenbar Berta oder Olga, mit denen er gespielt hat. Der Traum lautet also übersetzt: Ich spiele mit den Mäderln Pfänderauslösen. Ich frage: Wer will zu mir kommen? Sie (Berta oder Olga) antwortet: Ich. Dann muß sie mich Wiwi machen lassen. [Beim Urinieren behilflich sein, was Hans offenbar angenehm ist."]

„Es ist klar, daß das Wiwimachenlassen, wobei dem Kinde die Hose geöffnet und der Penis herausgenommen wird, für Hans lustbetont ist. Auf Spaziergängen ist es ja zumeist der Vater, der dem Kinde diese Hilfe leistet, was Anlaß zur Fixierung homosexueller Neigung auf den Vater gibt."

„Zwei Tage vorher hat er, wie berichtet, die Mama beim Waschen und Einpudern der Genitalgegend gefragt: „Warum gibst du nicht den Finger hin?" Gestern, als ich Hans auf die Seite gehen ließ, sagte er mir zum erstenmal, ich solle ihn hinters Haus führen, damit niemand zuschauen könne, und fügte hinzu: „Voriges Jahr, wie ich Wiwi gemacht habe, haben mir die Berta und die Olga zugesehen." Ich meine, das heißt, voriges Jahr war ihm dieses Zuschauen der Mädchen angenehm, jetzt aber nicht mehr. Die Exhibitionslust unterliegt jetzt der Verdrängung. Daß der Wunsch, Berta und Olga mögen ihm beim Wiwimachen zuschauen [oder ihn Wiwi machen lassen] jetzt im Leben verdrängt wird, ist die Erklärung für dessen Auftreten im Traume, in dem er sich die hübsche Einkleidung durch das Pfänderspiel geschaffen hat. — Ich beobachtete seither wiederholt, daß er beim Wiwimachen nicht gesehen werden will."

Ich bemerke hierzu nur, daß auch dieser Traum sich der Regel fügt, die ich in der „Traumdeutung“ [p. 255, 2. Aufl.] gegeben habe: Reden, die im Traume vorkommen, stammen von gehörten oder selbst gehaltenen Reden der nächstvorigen Tage ab.

Aus der Zeit bald nach der Rückkehr nach Wien hat der Vater noch eine Beobachtung fixiert: „Hans ($4^1/_2$ Jahre) sieht wieder zu, wie seine kleine Schwester gebadet wird, und fängt an zu lachen. Man fragt ihn: „Warum lachst du?“

Hans: „Ich lache über den Wiwimacher der Hanna.“ —

„Warum?“ — „Weil der Wiwimacher so schön ist.“

„Die Antwort ist natürlich eine falsche. Der Wiwimacher kam ihm eben komisch vor. Es ist übrigens das erstemal, daß er den Unterschied zwischen männlichem und weiblichem Genitale in solcher Weise anerkennt, anstatt ihn zu verleugnen.“

II. Krankengeschichte und Analyse.

„Geehrter Herr Professor! Ich sende Ihnen wieder ein Stückchen Hans, diesmal leider Beiträge zu einer Krankengeschichte. Wie Sie daraus lesen, hat sich bei ihm in den letzten Tagen eine nervöse Störung entwickelt, die mich und meine Frau sehr beunruhigt, weil wir kein Mittel zu ihrer Beseitigung finden konnten. Ich erbitte mir die Erlaubnis, Sie morgen ..... zu besuchen, habe Ihnen aber .... das verfügbare Material schriftlich aufgezeichnet.“

„Sexuelle Übererregung durch Zärtlichkeit der Mutter hat wohl den Grund gelegt, aber den Erreger der Störung weiß ich nicht anzugeben. Die Furcht, daß ihn auf der Gasse ein Pferd beißen werde, scheint irgendwie damit zusammenzuhängen, daß er durch einen großen Penis geschreckt ist — den großen Penis des Pferdes hat er, wie Sie aus einer früheren Aufzeichnung wissen, schon zeitig bemerkt, und er hat damals den Schluß gezogen, daß die Mama, weil sie so groß ist, einen Wiwimacher haben müsse wie ein Pferd.“

„Brauchbares weiß ich damit nicht anzufangen. Hat er irgendwo einen Exhibitionisten gesehen? Oder knüpft das Ganze nur an die Mutter an? Es ist uns nicht angenehm, daß er schon jetzt anfängt Rätsel aufzugeben. Abgesehen von der Furcht, auf die Gasse zu gehen, und der abendlichen Verstimmung ist er übrigens ganz der alte, lustig, heiter.“

Wir wollen uns weder die begreiflichen Sorgen noch die ersten Erklärungsversuche des Vaters zu eigen machen, sondern zunächst uns das mitgeteilte Material beschauen. Es ist gar nicht unsere Aufgabe, einen Krankheitsfall gleich zu „verstehen"; dies kann erst später gelingen, wenn wir uns genug Eindrücke von ihm geholt haben. Vorläufig lassen wir unser Urteil in Schwebe und nehmen alles zu Beobachtende mit gleicher Aufmerksamkeit hin.

Die ersten Mitteilungen aber, die aus den ersten Jännertagen dieses Jahres, 1908, stammen, lauten:

„Hans ($4^3/_4$ Jahre) kommt morgens weinend auf und sagt der Mama auf die Frage, warum er weine: „Wie ich geschlafen hab', hab' ich gedacht, du bist fort und ich hab' keine Mammi zum Schmeicheln (= liebkosen)."

„Also ein Angsttraum."

„Etwas Ähnliches habe ich schon im Sommer in Gmunden bemerkt. Er wurde abends im Bette meist sehr weich gestimmt und machte einmal die Bemerkung (ungefähr): wenn ich aber keine Mammi hab', wenn du fortgehst, oder ähnlich; ich habe den Wortlaut nicht in Erinnerung. Wenn er in einer solchen elegischen Stimmung war, wurde er leider immer von der Mama ins Bett genommen."

„Etwa am 5. Jänner kam er früh zur Mama ins Bett und sagte bei diesem Anlasse: „Weißt du, was Tante M. gesagt hat: „Er hat aber ein liebes Pischl [1])." [Tante M. hatte vor 4 Wochen bei uns gewohnt; sie sah einmal zu, wie meine Frau den Knaben badete, und sagte Obiges tatsächlich leise zu meiner Frau. Hans hat es gehört und suchte es zu verwerten.]"

„Am 7. Jänner geht er mit dem Kindermädchen wie gewöhnlich in den Stadtpark, fängt auf der Straße an zu weinen und verlangt, daß man mit ihm nach Hause gehe, er wolle mit der Mammi „schmeicheln". Zu Hause befragt, weshalb er nicht weiter gehen wollte und geweint hat, will er es nicht sagen. Bis zum Abend ist er heiter wie gewöhnlich; abends bekommt er sichtlich Angst, weint und ist von der Mama nicht fortzubringen; er will wieder schmeicheln. Dann wird er wieder heiter und schläft gut."

„Am 8. Jänner will die Frau selbst mit ihm spazieren gehen,

[1]) Pischl = Genitale. Liebkosungen der Kindergenitalien in Worten oder auch Tätlichkeiten von seiten zärtlicher Verwandter, mitunter auch der Eltern selbst, gehören zu den gewöhnlichsten Vorkommnissen, von denen die Psychoanalysen voll sind.

um zu sehen, was mit ihm los ist, und zwar nach Schönbrunn, wohin er sehr gerne geht. Er fängt wieder an zu weinen, will nicht weggehen, fürchtet sich. Schließlich geht er doch, hat aber auf der Straße sichtlich Angst. Auf der Rückfahrt von Schönbrunn sagt er nach vielem Sträuben zur Mutter: Ich hab' mich gefürchtet, daß mich ein Pferd beißen wird. (Tatsächlich wurde er in Schönbrunn unruhig, als er ein Pferd sah.) Abends soll er wieder einen ähnlichen Anfall bekommen haben wie tags vorher, mit Verlangen zu schmeicheln. Man beruhigt ihn. Er sagt weinend: „Ich weiß, ich werde morgen wieder spazieren gehen müssen," und später: „Das Pferd wird ins Zimmer kommen."

„Am selben Tage fragt ihn die Mama: „Gibst du vielleicht die Hand zum Wiwimacher?" Darauf sagt er: „Ja, jeden Abend, wenn ich im Bette bin." Am nächsten Tage, 9. Jänner, wird er vor dem Nachmittagsschlaf gewarnt, die Hand zum Wiwimacher zu geben. Nach dem Aufwachen befragt, sagt er, er hat sie doch für kurze Zeit hingegeben."

Dies wäre also der Anfang der Angst wie der Phobie. Wir merken ja, daß wir guten Grund haben, die beiden voneinander zu sondern. Das Material erscheint uns übrigens zur Orientierung vollkommen ausreichend und kein anderer Zeitpunkt ist dem Verständnisse so günstig wie ein solches, leider meist vernachlässigtes oder verschwiegenes Anfangsstadium. Die Störung setzt mit ängstlich-zärtlichen Gedanken und dann mit einem Angsttraume ein. Inhalt des letzteren: Die Mutter zu verlieren, so daß er mit ihr nicht schmeicheln kann. Die Zärtlichkeit für die Mutter muß sich also enorm gesteigert haben. Dies das Grundphänomen des Zustandes. Erinnern wir uns noch zur Bestätigung der beiden Verführungsversuche, die er gegen die Mutter unternimmt, von denen der erste noch in den Sommer fällt, der zweite, knapp vor dem Ausbruche der Straßenangst, einfach eine Empfehlung seines Genitales enthält. Diese gesteigerte Zärtlichkeit für die Mutter ist es, die in Angst umschlägt, die, wie wir sagen, der Verdrängung unterliegt. Wir wissen noch nicht, woher der Anstoß zur Verdrängung stammt; vielleicht erfolgt sie bloß aus der für das Kind nicht zu bewältigenden Intensität der Regung, vielleicht wirken andere Mächte, die wir noch nicht erkennen, dabei mit. Wir werden es weiterhin erfahren. Diese, verdrängter erotischer Sehnsucht entsprechende Angst ist zunächst wie jede Kinderangst objektlos, Angst noch und nicht Furcht. Das Kind kann nicht wissen, wovor es sich fürchtet, und wenn Hans auf dem ersten Spaziergange mit dem Mädchen nicht sagen will, wovor er sich fürchtet, so weiß er es eben noch nicht. Er sagt, was er weiß, daß ihm die Mama auf der

Straße fehlt, mit der er schmeicheln kann, und daß er nicht von der Mama weg will. Er verrät da in aller Aufrichtigkeit den ersten Sinn seiner Abneigung gegen die Straße.

Auch seine an zwei Abenden hintereinander vor dem Schlafengehen wiederholten ängstlichen und noch deutlich zärtlich getönten Zustände beweisen, daß zu Beginn der Erkrankung eine Phobie vor der Straße oder dem Spaziergange oder gar vor den Pferden noch gar nicht vorhanden ist. Der abendliche Zustand würde dann unerklärlich; wer denkt vor dem Zubettgehen an Straße und Spaziergang? Hingegen ist es vollkommen durchsichtig, daß er abends so ängstlich wird, wenn ihn vor dem Zubettgehen die Libido, deren Objekt die Mutter ist, und deren Ziel etwa sein könnte, bei der Mutter zu schlafen, verstärkt überfällt. Er hat doch die Erfahrung gemacht, daß die Mutter sich durch solche Stimmungen in Gmunden bewegen ließ, ihn in ihr Bett zu nehmen, und er möchte dasselbe hier in Wien erreichen. Nebenbei vergessen wir nicht daran, daß er in Gmunden zeitweise mit der Mutter allein war, da der Vater nicht die ganzen Ferien dort verbringen konnte; ferner daß sich dort seine Zärtlichkeit auf eine Reihe von Gespielen, Freunde und Freundinnen, verteilt hatte, die ihm hier abgingen, so daß die Libido wieder ungeteilt zur Mutter zurückkehren konnte.

Die Angst entspricht also verdrängter Sehnsucht, aber sie ist nicht dasselbe wie die Sehnsucht; die Verdrängung steht auch für etwas. Die Sehnsucht läßt sich voll in Befriedigung verwandeln, wenn man ihr das ersehnte Objekt zuführt; bei der Angst nützt diese Therapie nichts mehr, sie bleibt, auch wenn die Sehnsucht befriedigt sein könnte, sie ist nicht mehr voll in Libido zurückzuverwandeln; die Libido wird durch irgend etwas in der Verdrängung zurückgehalten[1]). Dies zeigt sich bei Hans auf dem nächsten Spaziergange, den die Mutter mit ihm macht. Er ist jetzt mit der Mutter und hat doch Angst, d. h. ungestillte Sehnsucht nach ihr. Freilich, die Angst ist geringer, er läßt sich ja doch zum Spaziergange bewegen, während er das Dienstmädchen zum Umkehren gezwungen hat; auch ist die Straße nicht der richtige Ort fürs „Schmeicheln", oder was der kleine Verliebte sonst möchte. Aber die Angst hat die Probe bestanden und muß jetzt ein Objekt finden. Auf diesem Spaziergange äußert er zuerst die Furcht, daß ihn ein Pferd beißen werde. Woher das Material dieser Phobie stammt? Wahrscheinlich

[1]) Ehrlich gesagt, wir heißen eben eine ängstlich-sehnsüchtige Empfindung von dem Momente an eine pathologische Angst, wenn sie nicht mehr durch die Zuführung des ersehnten Objektes aufzuheben ist.

aus jenen noch unbekannten Komplexen, die zur Verdrängung beigetragen haben und die Libido zur Mutter im verdrängten Zustande erhalten. Das ist noch das Rätsel des Falles, dessen weitere Entwicklung wir nun verfolgen müssen, um die Lösung zu finden. Gewisse Anhaltspunkte, die wahrscheinlich verläßlich sind, hat uns der Vater schon gegeben, daß er die Pferde wegen ihrer großen Wiwimacher immer mit Interesse beobachtet, daß er angenommen, die Mama müsse einen Wiwimacher haben wie ein Pferd u. dgl. So könnte man meinen, das Pferd sei nur ein Ersatz für die Mama. Aber was soll es heißen, daß Hans am Abende die Furcht äußert, das Pferd werde ins Zimmer kommen? Eine dumme Angstidee eines kleinen Kindes, wird man sagen. Aber die Neurose sagt nichts Dummes, sowenig wie der Traum. Wir schimpfen immer dann, wenn wir nichts verstehen. Das heißt, sich die Aufgabe leicht machen.

Vor dieser Versuchung müssen wir uns noch in einem andern Punkte hüten. Hans hat gestanden, daß er sich jede Nacht vor dem Einschlafen zu Lustzwecken mit seinem Penis beschäftigt. Nun, wird der Praktiker gerne sagen, nun ist alles klar. Das Kind masturbiert, daher also die Angst. Gemach! Daß das Kind sich masturbatorische Lustgefühle erzeugt, erklärt uns seine Angst keineswegs, macht sie vielmehr erst recht rätselhaft. Angstzustände werden nicht durch Masturbation, überhaupt nicht durch Befriedigung hervorgerufen. Nebenbei dürfen wir annehmen, daß unser Hans, der jetzt $4^3/_4$ Jahre alt ist, sich dieses Vergnügen gewiß schon seit einem Jahre [vgl. p. 113] allabendlich gönnt, und werden erfahren, daß er sich gerade jetzt im Abgewöhnungskampfe befindet, was zur Verdrängung und Angstbildung besser paßt.

Auch für die gute und gewiß sehr besorgte Mutter müssen wir Partei nehmen. Der Vater beschuldigt sie, nicht ohne einen Schein von Recht, daß sie durch übergroße Zärtlichkeit und allzu häufige Bereitwilligkeit, das Kind ins Bett zu nehmen, den Ausbruch der Neurose herbeigeführt; wir könnten ihr ebensowohl den Vorwurf machen, daß sie durch ihre energische Abweisung seiner Werbungen [„das ist eine Schweinerei"] den Eintritt der Verdrängung beschleunigt habe. Aber sie spielt eine Schicksalsrolle und hat einen schweren Stand.

Ich verabrede mit dem Vater, daß er dem Knaben sagen solle, das mit den Pferden sei eine Dummheit, weiter nichts. Die Wahrheit sei, daß er die Mama so gerne habe und von ihr ins Bett genommen werden wolle. Weil ihn der Wiwimacher der Pferde so sehr interessiert

habe, darum fürchte er sich jetzt vor den Pferden. Er habe gemerkt, es sei unrecht, sich mit dem Wiwimacher, auch mit dem eigenen, so intensiv zu beschäftigen, und das sei eine ganz richtige Einsicht. Ferner schlug ich dem Vater vor, den Weg der sexuellen Aufklärung zu betreten. Da wir nach der Vorgeschichte des Kleinen annehmen durften, seine Libido hafte am Wunsche, den Wiwimacher der Mama zu sehen, so solle er ihm dieses Ziel durch die Mitteilung entziehen, daß die Mama und alle anderen weiblichen Wesen, wie er ja von der Hanna wissen könne — einen Wiwimacher überhaupt nicht besitzen. Letztere Aufklärung sei bei passender Gelegenheit, im Anschlusse an irgend eine Frage oder Äußerung von Hans zu erteilen.

Die nächsten Nachrichten über unsern Hans umfassen die Zeit vom 1. bis zum 17. März. Die monatlange Pause wird bald ihre Erklärung finden.

„Der Aufklärung[1]) folgt eine ruhigere Zeit, in der Hans ohne besondere Schwierigkeit zu bewegen ist, täglich in den Stadtpark spazieren zu gehen. Seine Furcht vor Pferden verwandelt sich mehr in den Zwang, auf Pferde hinzusehen. Er sagt: „Ich muß auf die Pferde sehen und dann fürchte ich mich."

„Nach einer Influenza, die ihn für zwei Wochen ans Bett fesselt, verstärkt sich die Phobie wieder so sehr, daß er nicht zu bewegen ist auszugehen; höchstens geht er auf den Balkon. Sonntags fährt er jede Woche mit mir nach Lainz[2]), weil an diesem Tage wenig Wagen auf der Straße zu sehen sind, und er zur Bahnstation nur einen kurzen Weg hat. In Lainz weigert er sich einmal aus dem Garten heraus spazieren zu gehen, weil ein Wagen vor dem Garten steht. Nach einer weiteren Woche, die er zu Hause bleiben muß, weil ihm die Mandeln geschnitten wurden, verstärkt sich die Phobie wieder sehr. Er geht zwar auf den Balkon, aber nicht spazieren, d. h. er kehrt, wenn er zum Haustore kommt, rasch wieder um."

„Sonntag, den 1. März entwickelt sich auf dem Wege zum Bahnhofe folgendes Gespräch: Ich suche ihm wieder zu erklären, daß Pferde nicht beißen. Er: „Aber weiße Pferde beißen; in Gmunden ist ein weißes Pferd, das beißt. Wenn man die Finger hinhält, beißt es." (Es fällt mir auf, daß er sagt: die Finger anstatt: die Hand.) Er erzählt dann folgende

[1]) Was seine Angst bedeute; noch nichts über den Wiwimacher der Frauen.
[2]) Vorort von Wien, wo die Großeltern wohnen.

Geschichte, die ich hier zusammenhängend wiedergebe: „Wie die Lizzi hat wegfahren müssen, ist ein Wagen mit einem weißen Pferde vor ihrem Haus gestanden, das das Gepäck auf die Bahn bringen sollte. [Lizzi ist, wie er mir erzählt, ein Mäderl, das in einem Nachbarhause wohnte.] Ihr Vater ist nahe beim Pferde gestanden und das Pferd hat den Kopf hingewendet (um ihn zu berühren), und er hat zur Lizzi gesagt: Gib nicht die Finger zum weißen Pferd, sonst beißt es dich". Ich sage drauf: „Du, mir scheint, das ist kein Pferd, was du meinst, sondern ein Wiwimacher, zu dem man nicht die Hand geben soll."

Er: „Aber ein Wiwimacher beißt doch nicht."

Ich: „Vielleicht doch," worauf er mir lebhaft beweisen will, daß es wirklich ein weißes Pferd war[1])."

„Am 2. März sage ich ihm, wie er sich wieder fürchtet: „Weißt du was? Die Dummheit" — so nennt er seine Phobie — „wird schwächer werden, wenn du öfter spazieren gehst. Jetzt ist sie so stark, weil du nicht aus dem Hause herausgekommen bist, weil du krank warst."

Er: .„O nein, sie ist so stark, weil ich immer wieder die Hand zum Wiwimacher gebe jede Nacht."

Arzt und Patient, Vater und Sohn, treffen sich also darin, der Onanieabgewöhnung die Hauptrolle in der Pathogenese des gegenwärtigen Zustandes zuzuschieben. Es fehlt aber auch nicht an Anzeichen für die Bedeutung anderer Momente.

„Am 3. März ist bei uns ein neues Mädchen eingetreten, das sein besonderes Wohlgefallen erregt. Da sie ihn beim Zimmerreinigen aufsitzen läßt, nennt er sie nur „mein Pferd" und hält sie immer am Rock, „Hüoh" rufend. Am 10. März etwa sagt er zu diesem Kindermädchen: „Wenn Sie das oder das tun, müssen Sie sich ganz ausziehen, auch das Hemd." [Er meint, zur Strafe, aber es ist leicht, dahinter der Wunsch zu erkennen.]"

Sie: „No, was ist da dran? So werd' ich mir denken, ich hab kein Geld auf Kleider."

Er: „Aber das ist doch eine Schande, da sieht man doch den Wiwimacher."

Die alte Neugierde, auf ein neues Objekt geworfen, und wie es

[1]) Der Vater hat keinen Grund zu bezweifeln, daß Hans hier eine wirkliche Begebenheit erzählt hat. — Die Juckempfindungen an der Eichel, welche die Kinder zur Berührung veranlassen, werden übrigens in der Regel so beschrieben: Es beißt mich.

den Zeiten der Verdrängung zukommt, mit einer moralisierenden Tendenz verdeckt!

„Am 13. März früh sage ich zu Hans: „Weißt du, wenn du nicht mehr die Hand zum Wiwimacher gibst, wird die Dummheit schon schwächer werden."

Hans: „Aber ich geb' die Hand nicht mehr zum Wiwimacher."

Ich: „Aber du möchtest sie immer gern geben."

Hans: „Ja, das schon, aber ‚möchten' ist nicht ‚tun,' und ‚tun' ist nicht ‚möchten". (!!)

Ich: „Damit du aber nicht möchtest, bekommst du heute einen Sack zum Schlafen."

„Darauf gehen wir vors Haus. Er fürchtet sich zwar, sagt aber, durch die Aussicht auf die Erleichterung des Kampfes sichtlich gehoben: „No morgen, wenn ich den Sack haben werde, wird die Dummheit weg sein." Er fürchtet sich tatsächlich vor Pferden viel weniger und läßt Wagen ziemlich ruhig vorüberfahren."

„Am nächsten Sonntag, 15. März, hatte Hans versprochen, mit mir nach Lainz zu fahren. Er sträubt sich erst, endlich geht er doch mit mir. Auf der Gasse fühlt er sich, da wenige Wagen fahren, sichtlich wohl und sagte: „Das ist gescheit, daß der liebe Gott das Pferd schon ausgelassen hat." Auf dem Wege erkläre ich ihm, daß seine Schwester keinen Wiwimacher hat wie er. Mäderl und Frauen haben keinen Wiwimacher. Die Mammi hat keinen, die Anna nicht usw."

Hans: „Hast du einen Wiwimacher?"

Ich: „Natürlich, was hast du denn geglaubt?"

Hans: (Nach einer Pause) „Wie machen aber Mäderl Wiwi, wenn sie keinen Wiwimacher haben?"

Ich: „Sie haben keinen solchen Wiwimacher wie du. Hast du noch nicht gesehen, wenn die Hanna gebadet worden ist?"

„Den ganzen Tag über ist er sehr lustig, fährt Schlitten usw. Erst gegen Abend wird er wieder verstimmt und scheint sich vor Pferden zu fürchten."

„Abends ist der nervöse Anfall und das Bedürfnis nach Schmeicheln schwächer als an früheren Tagen. Am nächsten Tage wird er von der Mama in die Stadt mitgenommen, hat auf der Gasse große Furcht. Tags darauf bleibt er zu Hause und ist sehr lustig. Am nächsten Morgen kommt er gegen 6 Uhr ängstlich auf. Auf die Frage, was er habe, erzählt er: „Ich habe den Finger ganz wenig zum Wiwimacher gegeben. Da hab' ich die Mammi ganz nackt im Hemde gesehen und sie hat den Wiwi-

macher sehen lassen. Ich hab' der Grete,[1]) meiner Grete, gezeigt, was die Mama macht, und hab' ihr meinen Wiwimacher gezeigt. Dann hab' ich die Hand schnell vom Wiwimacher weggegeben." Auf meinen Einwand, es kann nur heißen: im Hemd oder ganz nackt, sagt Hans: „Sie war im Hemd, aber das Hemd war so kurz, daß ich den Wiwimacher gesehen hab'."

„Das Ganze ist kein Traum, sondern eine, übrigens einem Traume äquivalente Onanierphantasie. Was er die Mama tun läßt, dient offenbar zu seiner Rechtfertigung: „Wenn die Mammi den Wiwimacher zeigt, darf ich es auch".

Wir können aus dieser Phantasie zweierlei ersehen, erstens, daß der Verweis der Mutter seinerzeit eine starke Wirkung auf ihn geübt hat, zweitens, daß die Aufklärung, Frauen hätten keinen Wiwimacher, von ihm zunächst nicht akzeptiert wird. Er bedauert es, daß es so sein soll, und hält in der Phantasie an ihm fest. Vielleicht hat er auch seine Gründe, dem Vater fürs erste den Glauben zu versagen.

Wochenbericht des Vaters: „Geehrter Herr Professor! Anbei folgt die Fortsetzung der Geschichte unseres Hans, ein ganz interessantes Stück. Vielleicht werde ich mir erlauben, Sie Montag in der Ordination aufzusuchen und womöglich Hans mitbringen — vorausgesetzt, daß er geht. Ich hab' ihn heute gefragt: „Willst du Montag mit mir zu dem Professor gehen, der dir die Dummheit wegnehmen kann?"

Er: „Nein."

Ich: „Aber er hat ein sehr schönes Mäderl." — Darauf hat er bereitwillig und freudig zugestimmt."

„Sonntag 22. März. Um das Sonntagsprogramm etwas zu erweitern, schlage ich Hans vor, zuerst nach Schönbrunn zu fahren und erst mittags von dort nach Lainz. Er hat also nicht bloß den Weg von der Wohnung zur Stadtbahnstation Hauptzollamt zu Fuß zurückzulegen, sondern auch von der Station Hietzing nach Schönbrunn und von dort wieder zur Dampftramwaystation Hietzing, was er auch absolviert, indem er, wenn Pferde kommen, eiligst wegschaut, da ihm offenbar ängstlich zumute ist. Mit dem Wegschauen befolgt er einen Rat der Mama."

[1]) „Grete ist eines der Gmundener Mäderl, von der Hans gerade jetzt phantasiert; er spricht und spielt mit ihr."

„In Schönbrunn zeigt er Furcht vor Tieren, die er sonst furchtlos angesehen hat. So will er in das Haus, in dem sich die Giraffe befindet. absolut nicht hinein, will auch zum Elefanten nicht, der ihm sonst viel Spaß gemacht hat. Er fürchtet sich vor allen großen Tieren, während er sich bei den kleinen sehr unterhält. Unter den Vögeln fürchtet er diesmal auch den Pelikan, was er früher nie getan hat, offenbar auch wegen seiner Größe."

„Ich sage ihm daraufhin: „Weißt du, warum du dich vor den großen Tieren fürchtest? Große Tiere haben einen großen Wiwimacher, und du fürchtest dich eigentlich vor dem großen Wiwimacher."

Hans: „Aber ich habe noch nie von den großen Tieren den Wiwimacher gesehen[1])."

Ich: „Aber vom Pferde doch und das Pferd ist auch ein großes Tier."

Hans: „Oh, vom Pferd oft. Einmal in Gmunden, wie der Wagen vor dem Haus gestanden ist, einmal vor dem Hauptzollamt."

Ich: „Wie du klein warst, bist du wahrscheinlich in Gmunden in einen Stall gegangen....."

Hans (unterbrechend): „Ja, jeden Tag, wenn in Gmunden die Pferde nach Haus gekommen sind, bin ich in den Stall gegangen."

Ich: „— und hast dich wahrscheinlich gefürchtet, wie du einmal den großen Wiwimacher vom Pferde gesehen hast, aber davor brauchst du dich nicht zu fürchten. Große Tiere haben große Wiwimacher, kleine Tiere kleine Wiwimacher."

Hans: „Und alle Menschen haben Wiwimacher, und der Wiwimacher wächst mit mir, wenn ich größer werde; er ist ja angewachsen."

„Damit schloß das Gespräch. In den folgenden Tagen scheint die Furcht wieder etwas größer; er traut sich kaum vors Haustor, wohin man ihn nach dem Essen führt."

Hansens letzte Trostrede wirft ein Licht auf die Situation und gestattet uns, die Behauptungen des Vaters ein wenig zu korrigieren. Es ist wahr, daß er bei den großen Tieren Angst hat, weil er an deren großen Wiwimacher denken muß, aber man kann eigentlich nicht sagen, daß er sich vor dem großen Wiwimacher selbst fürchtet. Die Vorstellung eines solchen war ihm früher entschieden lustbetont, und er versuchte mit allem Eifer, sich dessen Anblick zu verschaffen. Dies Vergnügen ist ihm seither verleidet worden durch die allgemeine Verkehrung von

[1]) Das ist falsch. Vergleiche seinen Ausruf beim Löwenkäfige, p. 3. Wahrscheinlich beginnendes Vergessen infolge der Verdrängung.

Lust in Unlust, die — auf noch nicht aufgeklärte Weise — seine ganze Sexualforschung betroffen hat, und was uns deutlicher ist, durch gewisse Erfahrungen und Erwägungen, die zu peinlichen Ergebnissen führten. Aus seiner Tröstung: Der Wiwimacher wächst mit mir, wenn ich größer werde, läßt sich schließen, daß er bei seinen Beobachtungen beständig verglichen hat und von der Größe seines eigenen Wiwimachers sehr unbefriedigt geblieben ist. An diesen Defekt erinnern ihn die großen Tiere, die ihm aus diesem Grunde unangenehm sind. Weil aber der ganze Gedankengang wahrscheinlich nicht klar bewußt werden kann, wandelt sich auch diese peinliche Empfindung in Angst, so daß seine gegenwärtige Angst sich auf der ehemaligen Lust wie auf der aktuellen Unlust aufbaut. Wenn einmal ein Angstzustand hergestellt ist, so zehrt die Angst alle anderen Empfindungen auf; mit fortschreitender Verdrängung, je mehr die schon bewußt gewesenen affekttragenden Vorstellungen ins Unbewußte rücken, können sich alle Affekte in Angst verwandeln.

Die sonderbare Bemerkung Hansens: „er ist ja angewachsen" läßt im Zusammenhange der Tröstung vieles erraten, was er nicht aussprechen kann, auch in dieser Analyse nicht ausgesprochen hat. Ich ergänze da ein Stück nach meinen Erfahrungen aus den Analysen Erwachsener, aber ich hoffe, die Einschaltung wird nicht als eine gewaltsame und willkürliche beurteilt werden. „Er ist ja angewachsen": wenn das zum Trutze und Troste gedacht ist, so läßt es an die alte Drohung der Mutter denken, sie werde ihm den Wiwimacher abschneiden lassen, wenn er fortfahre, sich mit ihm zu beschäftigen. Diese Drohung blieb damals, als er $3^1/_2$ Jahre war, wirkungslos. Er antwortete ungerührt, dann werde er aber mit dem Popo Wiwi machen. Es wäre durchaus das typische Verhalten, wenn die Drohung mit der Kastration jetzt nachträglich zur Wirkung käme, und er jetzt, $1^1/_4$ Jahre später, unter der Angst stünde, das teure Stück seines Ichs einzubüßen. Man kann solche nachträgliche Wirkungen von Geboten und Drohungen in der Kindheit bei anderen Erkrankungsfällen beobachten, wo das Intervall ebensoviel Dezennien und mehr umfaßt. Ja, ich kenne Fälle, in denen der „nachträgliche Gehorsam" der Verdrängung den wesentlichen Anteil an der Determinierung der Krankheitssymptome hat.

Die Aufklärung, die Hans vor kurzem erhalten hat, daß Frauen wirklich keinen Wiwimacher haben, kann nur erschütternd auf sein Selbstvertrauen und erweckend auf den Kastrationskomplex gewirkt haben. Darum sträubte er sich auch gegen sie, und darum blieb ein therapeutischer Erfolg dieser Mitteilung aus: Soll es also wirklich

lebende Wesen geben, die keinen Wiwimacher besitzen? Dann wäre es ja nicht mehr so unglaublich, daß man ihm den Wiwimacher wegnehmen, ihn gleichsam zum Weib machen könnte[1])!

„In der Nacht vom 27. zum 28. überrascht uns Hans dadurch, daß er mitten im Dunkel aus seinem Bette aufsteht und zu uns ins Bett kommt. Sein Zimmer ist durch ein Kabinett von unserem Schlafzimmer getrennt. Wir fragen ihn, weshalb; ob er sich vielleicht gefürchtet habe. Er sagt: „Nein, ich werde es morgen sagen," schläft in unserem Bette ein und wird dann in seines zurückgetragen."

„Am nächsten Tage nehme ich ihn ins Gebet, um zu erfahren, weshalb er in der Nacht zu uns gekommen ist, und es entwickelt sich nach einigem Sträuben folgender Dialog, den ich sofort stenographisch festlege:

Er: „In der Nacht war eine große und eine zerwutzelte Giraffe im Zimmer, und die große hat geschrien, weil ich ihr die zerwutzelte weggenommen hab'. Dann hat sie aufgehört zu schreien, und dann hab' ich mich auf die zerwutzelte Giraffe draufgesetzt."

Ich, befremdet: „Was? Eine zerwutzelte Giraffe? Wie war das?"

Er: „Ja." (Holt schnell ein Papier, wutzelt es zusammen und sagt mir.) „So war sie zerwutzelt."

Ich: „Und du hast dich auf die zerwutzelte Giraffe draufgesetzt? Wie?"

„Er zeigt mir's wieder, setzt sich auf die Erde."

Ich: „Weshalb bist du ins Zimmer gekommen?"

Er: „Das weiß ich selber nicht."

Ich: „Hast du dich gefürchtet?"

---

[1]) Ich kann den Zusammenhang nicht so weit unterbrechen, um darzutun, wieviel Typisches an diesen unbewußten Gedankengängen ist, die ich hier dem kleinen Hans zumute. Der Kastrationskomplex ist die tiefste unbewußte Wurzel des Antisemitismus, denn schon in der Kinderstube hört der Knabe, daß dem Juden etwas am Penis, — er meint, ein Stück des Penis — abgeschnitten werde, und dies gibt ihm das Recht, den Juden zu verachten. Auch die Überhebung über das Weib hat keine stärkere unbewußte Wurzel. Weininger, jener hochbegabte und sexuell gestörte junge Philosoph, der nach seinem merkwürdigen Buche „Geschlecht und Charakter" sein Leben durch Selbstmord beendigte, hat in einem vielbemerkten Kapitel den Juden und das Weib mit der gleichen Feindschaft bedacht und mit den nämlichen Schmähungen überhäuft. Weininger stand als Neurotiker völlig unter der Herrschaft infantiler Komplexe; die Beziehung zum Kastrationskomplex ist das dem Juden und dem Weibe dort Gemeinsame.

Er: „Nein, bestimmt nicht."

Ich: „Hast du von den Giraffen geträumt?"

Er: „Nein, nicht geträumt; ich hab' mir's gedacht — das Ganze hab' ich mir gedacht — aufgekommen war ich schon früher."

Ich: „Was soll das heißen: eine zerwutzelte Giraffe? Du weißt ja, daß man eine Giraffe nicht zusammendrücken kann wie ein Stück Papier."

Er: „Ich weiß' ja. Ich hab's halt geglaubt. Es gibt's ja eh net auf der Welt[1]). Die zerwutzelte ist ganz gelegen auf dem Fußboden, und ich hab' sie weggenommen, mit den Händen genommen."

Ich: „Was, so eine große Giraffe kann man mit den Händen nehmen?"

Er: „Die zerwutzelte hab' ich mit der Hand genommen."

Ich: „Wo war die große unterdessen?"

Er: „Die große ist halt weiter weg gestanden."

Ich: „Was hast du mit der zerwutzelten gemacht?"

Er: „Ich hab sie ein bißchen in der Hand gehalten, bis die große zu schreien aufgehört hat, und wie die große zum schreien aufgehört hat, hab ich mich draufgesetzt."

Ich: „Weshalb hat die große geschrieen?"

Er: „Weil ich ihr die kleine weggenommen hab'." (Bemerkt, daß ich alles notiere, und fragt: „Weshalb schreibst du das auf?")

Ich: „Weil ich es einem Professor schicke, der dir die ‚Dummheit' wegnehmen kann."

Er: „Aha, da hast du's doch auch aufgeschrieben, daß sich die Mammi das Hemd ausgezogen hat, und gibst das auch dem Professor."

Ich: „Ja, der wird aber nicht verstehen, wie du glaubst, daß man eine Giraffe zerwutzeln kann."

Er: „Sag' ihm halt, ich weiß es selber nicht, und da wird er nicht fragen; wenn er aber fragt, was die verwutzelte Giraffe ist, kann er uns ja schreiben, und wir schreiben hin oder schreiben wir gleich, ich weiß es selber nicht."

Ich: „Weshalb bist du aber in der Nacht gekommen?"

Er: „Das weiß ich nicht."

Ich: „Sag' mir halt schnell, woran du jetzt denkst."

---

[1]) Hans sagt es ganz bestimmt in seiner Sprache, es war eine Phantasie.

Er (humoristisch): „An einen Himbersaft.“
Ich: „Was noch?“
Er: „Ein Gewehr zum Totschießen.[1])“ } Seine Wünsche.
Ich: „Du hast es gewiß nicht geträumt?“
Er: „Sicher nicht; nein, ich weiß es ganz bestimmt.“

„Er erzählt weiter: „Die Mammi hat mich so lange gebeten, ich soll ihr sagen, weshalb ich in der Nacht gekommen bin. Ich hab's aber nicht sagen wollen, weil ich mich zuerst vor der Mammi geschämt hab'.“

Ich: „Weshalb?“

Er: „Das weiß ich nicht.“

„Tatsächlich hat ihn meine Frau den ganzen Vormittag inquiriert, bis er ihr die Giraffengeschichte erzählt hat.“

Am selben Tage noch findet der Vater die Auflösung der Giraffenphantasie.

„Die große Giraffe bin ich, respektive der große Penis (der lange Hals), die zerwutzelte Giraffe meine Frau, respektive ihr Glied, was also der Erfolg der Aufklärung ist.“

„Giraffe: vide Ausflug nach Schönbrunn. Übrigens hat er ein Bild einer Giraffe und eines Elefanten über seinem Bette hängen.“

„Das Ganze ist die Reproduktion einer Szene, die sich fast jeden Morgen in den letzten Tagen abgespielt hat. Hans kommt in der Früh immer zu uns, und meine Frau kann es dann nicht unterlassen, ihn für einige Minuten zu sich ins Bett zu nehmen. Daraufhin fange ich immer an sie zu warnen, sie möge ihn nicht zu sich nehmen („die große hat geschrien, weil ich ihr die zerwutzelte weggenommen hab'“) und sie erwidert hie und da, wohl gereizt, das sei doch ein Unsinn, die eine Minute sei doch irrelevant usw. Hans bleibt dann eine kurze Zeit bei ihr. („Dann hat die große Giraffe aufgehört zu schreien und dann hab' ich mich auf die zerwutzelte Giraffe draufgesetzt.“)

„Die Lösung dieser ins Giraffenleben transponierten Eheszene ist also: er hat in der Nacht Sehnsucht nach der Mama bekommen, nach ihren Liebkosungen, ihrem Gliede, und ist deshalb ins Schlafzimmer gekommen. Das Ganze ist die Fortsetzung der Pferdefurcht.“

Ich weiß der scharfsinnigen Deutung des Vaters nur hinzuzufügen: Das „Draufsetzen“ ist wahrscheinlich Hansens Darstellung des Besitzergreifens. Das Ganze aber ist eine Trutzphantasie, die mit Befriedigung

[1]) Der Vater versucht hier in seiner Ratlosigkeit die klassische Technik der Psychoanalyse zu üben. Diese führt nicht weit, aber was sie ergibt, kann doch im Lichte späterer Eröffnungen sinnvoll werden.

an den Sieg über den väterlichen Widerstand anknüpft. „Schrei, soviel du willst, die Mammi nimmt mich doch ins Bett und die Mammi gehört mir." Es läßt sich also mit Recht hinter ihr erraten, was der Vater vermutet: die Angst, daß ihn die Mama nicht mag, weil sich sein Wiwimacher mit dem des Vaters nicht messen kann.

Am nächsten Morgen holt sich der Vater die Bestätigung seiner Deutung.

„Sonntag, 29. März, fahre ich mit Hans nach Lainz. In der Tür verabschiede ich mich von meiner Frau scherzhaft: „Adieu, große Giraffe." Hans fragt: „Warum Giraffe?" Darauf ich: „Die Mammi ist die große Giraffe," worauf Hans sagt: „Nicht wahr, und die Hanna ist die zerwutzelte Giraffe?"

„Auf der Bahn erkläre ich ihm die Giraffenphantasie, worauf er sagt: Ja, das ist richtig, und wie ich ihm sage, ich sei die große Giraffe, der lange Hals habe ihn an einen Wiwimacher erinnert, sagt er: „Die Mammi hat auch einen Hals wie eine Giraffe, das hab ich gesehen, wie sie sich den weißen Hals gewaschen hat[1])."

„Am Montag, 30. März, früh, kommt Hans zu mir und sagt: „Du, heut hab' ich mir zwei Sachen gedacht. Die erste? Ich bin mit dir in Schönbrunn gewesen bei den Schafen, und dann sind wir unter den Stricken durchgekrochen, und das haben wir dann dem Wachmanne beim Eingange des Gartens gesagt und der hat uns zusammengepackt." Das zweite hat er vergessen."

„Ich bemerke dazu: Als wir am Sonntag zu den Schafen gehen wollten, war dieser Raum durch einen Strick abgesperrt, so daß wir nicht hingehen konnten. Hans war sehr verwundert, daß man einen Raum nur mit einem Stricke absperrt, unter dem man doch leicht durchschlüpfen kann. Ich sagte ihm, anständige Menschen kriechen nicht unter den Strick. Er meinte, es ist ja ganz leicht, worauf ich erwiderte, es kann dann ein Wachmann kommen, der einen fortführt. Am Eingange von Schönbrunn steht ein Leibgardist, von dem ich Hans einmal gesagt habe, der arretiert schlimme Kinder."

„Nach der Rückkehr von dem Besuche bei Ihnen, der am selben Tage vorfiel, beichtete Hans noch ein Stückchen Gelüste, Verbotenes zu tun. „Du, heut früh hab' ich mir wieder etwas gedacht." „Was?" „Ich bin

[1]) Hans bestätigt nur die Deutung der beiden Giraffen auf Vater und Mutter, nicht die sexuelle Symbolik, die in der Giraffe selbst eine Vertretung des Penis erblicken will. Wahrscheinlich hat diese Symbolik Recht, aber von Hans kann man wahrlich nicht mehr verlangen.

mit dir in der Eisenbahn gefahren und wir haben ein Fenster zerschlagen und der Wachmann hat uns mitgenommen."

Die richtige Fortsetzung der Giraffenphantasie. Er ahnt, daß es verboten ist, sich in den Besitz der Mutter zu setzen; er ist auf die Inzestschranke gestoßen. Aber er hält es für verboten an sich. Bei den verbotenen Streichen, die er in der Phantasie ausführt, ist jedesmal der Vater dabei und wird mit ihm eingesperrt. Der Vater, meint er, tut doch auch jenes rätselhafte Verbotene mit der Mutter, das er sich durch etwas Gewalttätiges, wie das Zerschlagen einer Fensterscheibe, durch das Eindringen in einen abgeschlossenen Raum, ersetzt.

An diesem Nachmittage besuchten mich Vater und Sohn in meiner ärztlichen Ordination. Ich kannte den drolligen Knirps schon und hatte ihn, der in seiner Selbstsicherheit doch so liebenswürdig war, jedesmal gern gesehen. Ob er sich meiner erinnerte, weiß ich nicht, aber er benahm sich tadellos, wie ein ganz vernünftiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Die Konsultation war kurz. Der Vater knüpfte daran an, daß trotz aller Aufklärungen die Angst vor den Pferden sich doch nicht gemindert habe. Wir mußten uns auch eingestehen, daß die Beziehungen zwischen den Pferden, vor denen er sich ängstigte, und den aufgedeckten Regungen von Zärtlichkeit für die Mutter wenig ausgiebige waren. Details, wie ich sie jetzt erfuhr, daß ihn besonders geniere, was die Pferde vor den Augen haben, und das Schwarze um deren Mund ließen sich von dem aus, was wir wußten, gewiß nicht erklären. Aber als ich die beiden so vor mir sitzen sah und dabei die Schilderung seiner Angstpferde hörte, schoß mir ein weiteres Stück der Auflösung durch den Sinn, von dem ich verstand, daß es gerade dem Vater entgehen konnte. Ich fragte Hans scherzend, ob seine Pferde Augengläser tragen, was er verneinte, dann ob sein Vater Augengläser trage, was er gegen alle Evidenz wiederum verneinte, ob er mit dem Schwarzen um den „Mund" den Schnurrbart meine, und eröffnete ihm dann, er fürchte sich vor seinem Vater, eben weil er die Mutter so lieb habe. Er müsse ja glauben, daß ihm der Vater darob böse sei, aber das sei nicht wahr, der Vater habe ihn doch gern, er könne ihm furchtlos alles bekennen. Lange, ehe er auf der Welt war, hätte ich schon gewußt, daß ein kleiner Hans kommen werde, der seine Mutter so lieb hätte, daß er sich darum vor dem Vater fürchten müßte, und hätte es seinem Vater erzählt. „Warum glaubst du denn, daß ich böse auf dich bin," unterbrach mich hier der Vater, „habe ich dich denn je geschimpft oder geschlagen?" O ja, du hast mich geschlagen," verbesserte Hans. „Das ist nicht wahr. Wann denn?"

„Heute vormittag" mahnte der Kleine, und der Vater erinnerte sich, daß Hans ihn ganz unerwartet mit dem Kopfe in den Bauch gestoßen, worauf er ihm wie reflektorisch einen Schlag mit der Hand gegeben. Es war bemerkenswert, daß er dieses Detail nicht in den Zusammenhang der Neurose aufgenommen hatte; er verstand es aber jetzt als Ausdruck der feindseligen Disposition des Kleinen gegen ihn, vielleicht auch als Äußerung des Bedürfnisses, sich dafür eine Bestrafung zu holen[1]).

Auf dem Heimgange fragte Hans den Vater: „Spricht denn der Professor mit dem lieben Gott, daß er das alles vorher wissen kann?" Ich wäre auf diese Anerkennung aus Kindermund außerordentlich stolz, wenn ich sie nicht durch meine scherzhaften Prahlereien selbst provoziert hätte. Ich erhielt von dieser Konsultation an fast täglich Berichte über die Veränderungen im Befinden des kleinen Patienten. Es stand nicht zu erwarten, daß er durch meine Mitteilung mit einem Schlage angstfrei werden könnte, aber es zeigte sich, daß ihm nun die Möglichkeit gegeben war, seine unbewußten Produktionen vorzubringen und seine Phobie abzuwickeln. Er führte von da an ein Programm aus, das ich seinem Vater im vorhinein mitteilen konnte.

„Am 2. April ist die erste wesentliche Besserung festzustellen. Während er bisher nie zu bewegen war, für längere Zeit vors Haustor zu gehen, und immer, wenn Pferde kamen, mit allen Zeichen des Schreckens zurück ins Haus rannte, bleibt er diesmal eine Stunde vor dem Haustore, auch wenn Wagen vorüberfahren, was bei uns ziemlich häufig vorkommt. Hie und da läuft er, wenn er von ferne einen Wagen kommen sieht, ins Haus, kehrt jedoch sofort um, als ob er sich anders besinnen würde. Es ist jedenfalls nur ein Rest von Angst vorhanden und der Fortschritt seit der Aufklärung nicht zu verkennen."

„Abends sagt er: „Wenn wir schon vors Haustor gehen, werden wir auch in den Stadtpark gehen."

„Am 3. April kommt er früh zu mir ins Bett, während er die letzten Tage nicht mehr gekommen war und sogar stolz auf diese Enthaltung schien. Ich frage: „Weshalb bist du denn heute gekommen?"

Hans: „Bis ich mich nicht fürchten werde, werde ich nicht mehr kommen."

Ich: „Du kommst also zu mir, weil du dich fürchtest?"

Hans: „Wenn ich nicht bei dir bin, fürchte ich mich; wenn ich

[1]) Der Knabe wiederholte diese Reaktion gegen den Vater später in deutlicherer und vollständigerer Weise, indem er dem Vater zuerst einen Schlag auf die Hand gab und dann dieselbe Hand zärtlich küßte.

nicht bei dir im Bette bin, da fürcht' ich mich. Bis ich mich nicht mehr fürchten werde, komme ich nicht mehr."

Ich: „Du hast mich also gern und dir ist bange, wenn du früh in deinem Bette bist, deshalb kommst du zu mir?"

Hans: „Ja. Warum hast du mir gesagt, ich hab' die Mammi gern, und ich fürcht' mich deshalb, wenn ich dich gern hab'?"

Der Kleine zeigt hier eine wirklich überlegene Klarheit. Er gibt zu erkennen, daß in ihm die Liebe zum Vater mit der Feindseligkeit gegen den Vater infolge seiner Nebenbuhlerrolle bei der Mutter ringt, und macht dem Vater den Vorwurf, daß er ihn bisher auf dieses Kräftespiel, das in Angst auslaufen mußte, nicht aufmerksam gemacht hat. Der Vater versteht ihn noch nicht ganz, denn er holt sich erst während dieser Unterhaltung die Überzeugung von der Feindseligkeit des Kleinen gegen ihn, die ich bei unserer Konsultation behauptet hatte. Das Folgende, das ich doch unverändert mitteile, ist eigentlich bedeutsamer für die Aufklärung des Vaters als für den kleinen Patienten.

„Diesen Einwand habe ich leider nicht sofort nach seiner Bedeutung aufgefaßt. Weil Hans die Mutter gerne hat, will er mich offenbar weghaben, dann ist er an Vaters Stelle. Dieser unterdrückte feindliche Wunsch wird zur Angst um den Vater, und er kommt früh zu mir, um zu sehen, ob ich fort bin. Ich habe das leider in diesem Momente noch nicht verstanden und sage ihm:

„Wenn du allein bist, ist dir halt bange nach mir und du kommst zu mir."

Hans: „Wenn du weg bist, fürcht' ich mich, daß du nicht nach Hause kommst."

Ich: „Hab' ich dir denn einmal gedroht, daß ich nicht nach Hause komme?"

Hans: „Du nicht, aber die Mammi. Die Mammi hat mir gesagt, daß sie nicht mehr kommt." (Wahrscheinlich war er schlimm, und sie hat ihm mit dem Weggehen gedroht.)"

Ich: „Das hat sie gesagt, weil du schlimm warst."

Hans: „Ja."

Ich: „Du fürchtest dich also, ich geh' weg, weil du schlimm warst, deshalb kommst du zu mir."

„Beim Frühstücke stehe ich vom Tische auf, worauf Hans sagt: Vatti, renn mir nicht davon! Daß er „renn" anstatt „lauf" sagt, fällt mir auf und ich repliziere: „Oha, du fürchtest dich, das Pferd rennt dir davon." Wozu er lacht."

Wir wissen, daß dieses Stück der Angst Hansens doppelt gefügt ist: Angst vor dem Vater und Angst um den Vater. Die erstere stammt von der Feindseligkeit gegen den Vater, die andere von dem Konflikte der Zärtlichkeit, die hier reaktionsweise übertrieben wird, mit der Feindseligkeit.

Der Vater setzt fort: „Das ist zweifellos der Anfang eines wichtigen Stückes. Daß er sich höchstens vors Haus traut, vom Hause aber nicht weggeht, daß er beim ersten Anfalle der Angst auf der Hälfte des Weges umkehrte, ist motiviert durch die Furcht, die Eltern nicht zu Hause zu treffen, weil sie weggegangen sind. Er klebt am Hause aus Liebe zur Mutter, er fürchtet sich, daß ich weggehe, aus feindlichen Wünschen gegen mich, dann wäre er der Vater."

„Im Sommer bin ich wiederholt von Gmunden nach Wien weggefahren, weil es der Beruf erforderte, dann war er der Vater. Ich erinnere daran, daß die Pferdeangst an das Erlebnis in Gmunden anknüpft, als ein Pferd das Gepäck der Lizzi auf den Bahnhof bringen sollte. Der verdrängte Wunsch, ich solle auf den Bahnhof fahren, dann ist er mit der Mutter allein („das Pferd soll wegfahren"), wird dann zur Angst vor dem Wegfahren der Pferde, und tatsächlich versetzt ihn nichts in größere Angst, als wenn aus dem unserer Wohnung gegenüberliegenden Hofe des Hauptzollamtes ein Wagen wegfährt, Pferde sich in Bewegung setzen."

„Dieses neue Stück (feindselige Gesinnungen gegen den Vater) konnte erst herauskommen, nachdem er weiß, daß ich nicht böse bin, weil er die Mama so gerne hat."

„Nachmittags gehe ich wieder mit ihm vors Haustor; er geht wieder vors Haus und bleibt auch daselbst, wenn Wagen fahren, nur bei einzelnen Wagen hat er Angst und läuft in den Hausflur. Er erklärt mir auch: „Nicht alle weißen Pferde beißen; d. h.: durch die Analyse sind bereits einige weiße Pferde als ‚Vatti' erkannt worden, die beißen nicht mehr, allein es bleiben noch andere zum Beißen."

„Die Situation vor unserem Haustore ist folgende: „Gegenüber ist das Lagerhaus des Verzehrungssteueramtes mit einer Verladungsrampe, wo den ganzen Tag über Wagen vorfahren, um Kisten u. dgl. abzuholen. Gegen die Straße sperrt ein Gitter diesen Hofraum. Visàvis von unserer Wohnung ist das Einfahrtstor des Hofraumes. (Fig. 2.) Ich bemerke schon seit einigen Tagen, daß Hans sich besonders fürchtet, wenn Wagen aus dem Hofe heraus- oder hineinfahren, wobei sie eine Schwenkung machen müssen. Ich habe seinerzeit gefragt, warum er sich so fürchtet, worauf er sagt: „Ich fürcht' mich, daß die Pferde

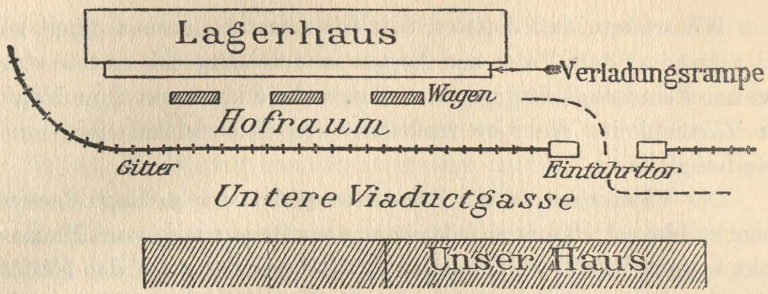

Fig. 2.

umfallen, wenn der Wagen umwendet (A).“ Ebensosehr fürchtet er sich, wenn Wagen, die bei der Verladungsrampe stehen, sich plötzlich in Bewegung setzen, um fortzufahren (B). Er fürchtet sich ferner (C) vor großen Lastpferden mehr als vor kleinen Pferden, vor bäuerischen Pferden mehr als vor eleganten (wie z. B. Fiaker-) Pferden. Auch fürchtet er sich mehr, wenn ein Wagen schnell vorüberfährt (D), als wenn die Pferde langsam dahertrotten. Diese Differenzierungen sind natürlich erst in den letzten Tagen deutlich hervorgetreten.“

Ich möchte sagen, infolge der Analyse hat nicht nur der Patient, sondern auch seine Phobie mehr Courage bekommen und wagt es sich zu zeigen.

„Am 5. April kommt Hans wieder ins Schlafzimmer und wird in sein Bett zurückgeschickt. Ich sage ihm: „Solange du früh ins Zimmer kommst, wird die Pferdeangst nicht besser werden.“ Er trotzt aber und antwortet: „Ich werde doch kommen, auch wenn ich mich fürchte.“ Er will sich also den Besuch bei der Mama nicht verbieten lassen.“

„Nach dem Frühstücke sollen wir hinuntergehen. Hans freut sich sehr darauf und plant, anstatt wie gewöhnlich vor dem Haustore zu bleiben, über die Gasse in den Hofraum zu gehen, wo er oft genug Gassenbuben spielen sah. Ich sage ihm, es werde mich freuen, wenn er hinübergehen werde, und benütze die Gelegenheit, um zu fragen, weshalb er sich so fürchte, wenn die beladenen Wagen sich an der Verladungsrampe in Bewegung setzen (B).“

Hans: „Ich fürcht' mich, wenn ich am Wagen steh' und der Wagen geschwind wegfährt, und ich steh' drauf und ich will dort auf das Brett gehen (die Verladungsrampe) und ich fahre mit dem Wagen weg.“

Ich: „Und wenn der Wagen steht? Dann fürchtest du dich nicht? Weshalb nicht?“

Hans: „Wenn der Wagen steht, geh' ich geschwind auf den Wagen und geh auf das Brett."

„(Hans plant also, über einen Wagen auf die Verladungsrampe zu klettern, und fürchtet sich, daß der Wagen davonfährt, wenn er auf dem Wagen oben ist.)"

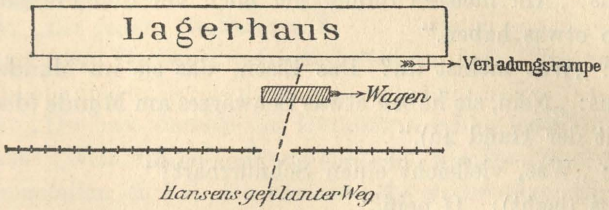

Fig. 3.

Ich: „Fürchtest du dich vielleicht, daß du nicht mehr nach Hause kommst, wenn du mit dem Wagen davonfährst?"

Hans: „O nein; ich kann ja immer noch zur Mama kommen, mit dem Wagen oder mit einem Fiaker. Ich kann ihm ja auch die Hausnummer sagen."

Ich: „Also weshalb fürchtest du dich eigentlich?"

Hans: „Das weiß ich nicht, der Professor wird's aber wissen. Glaubst du, daß er es wissen wird?"

Ich: „Warum willst du eigentlich hinüber aufs Brett?"

Hans: „Weil ich noch nie drüben war, und da hab' ich so gern wollen dort sein, und weißt du, warum ich hab' wollen hingehen? Weil ich hab' wollen Gepäck aufladen und einladen und auf dem Gepäcke dort hab' ich wollen herumklettern. Da mag ich so gerne herumklettern. Weißt du, von wem ich das Herumklettern gelernt habe? Buben haben auf dem Gepäcke geklettert und das hab' ich auch gesehen und das will ich auch machen."

„Sein Wunsch ging nicht in Erfüllung, denn wenn Hans sich auch wieder vors Haustor getraute, die wenigen Schritte über die Gasse in den Hofraum wecken in ihm zu große Widerstände, weil im Hofe fortwährend Wagen fahren."

Der Professor weiß auch nur, daß dieses beabsichtigte Spiel Hansens mit den beladenen Wagen in eine symbolische, ersetzende Beziehung zu einem andern Wunsche geraten sein muß, von dem er noch nichts geäußert hat. Aber dieser Wunsch ließe sich, wenn es nicht zu kühn schiene, schon jetzt konstruieren.

„Nachmittags gehen wir wieder vors Haustor und zurückgekehrt frage ich Hans:

„Vor welchen Pferden fürchtest du dich eigentlich am meisten?“

Hans: „Vor allen.“

Ich: „Das ist nicht wahr.“

Hans: „Am meisten fürcht' ich mich vor den Pferden, die am Munde so etwas haben.“

Ich: „Was meinst du? Das Eisen, das sie im Munde haben?“

Hans: „Nein, sie haben etwas Schwarzes am Munde (deckt seinen Mund mit der Hand zu).“

Ich: „Was, vielleicht einen Schnurrbart?“

Hans (lacht): „O nein.“

Ich: „Haben das alle?“

Hans: „Nein, nur einige.“

Ich: „Was ist das, was sie am Munde haben?“

Hans: „So etwas Schwarzes.“ Ich glaube, es ist in der Realität das dicke Riemenzeug der Lastpferde über der Schnauze.“

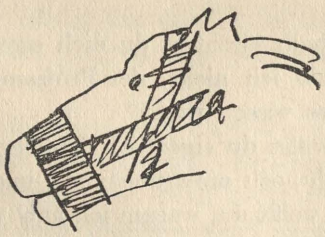

Fig. 4.

„Auch vor einem Möbelwagen fürcht' ich mich am meisten.“

Ich: „Warum.“

Hans: „Ich glaub', wenn die Möbelpferde einen schweren Wagen ziehen, fallen sie um.“

Ich: „Bei einem kleinen Wagen fürchtest du dich also nicht?“

Hans: „Nein, bei einem kleinen Wagen und einem Postwagen fürcht' ich mich nicht. Auch wenn ein Stellwagen kommt, fürcht' ich mich am meisten.“

Ich: „Warum, weil er so groß ist?“

Hans: „Nein, weil einmal bei so einem Wagen ein Pferd umgefallen ist.“

Ich: „Wann?“

Hans: „Einmal, wie ich mit der Mammi gegangen bin trotz der ‚Dummheit', wie ich die Weste gekauft hab'."

„[Dies wird nachträglich von der Mutter bestätigt.]"

Ich: „Was hast du dir gedacht, wie das Pferd umgefallen ist?"

Hans: „Das wird jetzt immer sein. Alle Pferde werden beim Stellwagen umfallen."

Ich: „Bei jedem Stellwagen?"

Hans: „Ja! Und auch beim Möbelwagen. Beim Möbelwagen nicht so oft."

Ich: „Du hast damals die Dummheit schon gehabt?"

Hans: „Nein, ich hab' sie erst gekriegt. Wie das Pferd vom Möbelwagen umgefallen ist, hab' ich mich so sehr erschrocken, wirklich! Wie ich gegangen bin, hab' ich sie gekriegt."

Ich: „Die Dummheit war doch, daß du dir gedacht hast, ein Pferd wird dich beißen, und jetzt sagst du, du hast dich gefürchtet, daß ein Pferd umfallen wird."

Hans: „Umfallen und beißen wird[1])."

Ich: „Weshalb bist du so erschrocken?"

Hans: „Weil das Pferd mit den Füßen so gemacht hat (legt sich auf die Erde hin und macht mir das Zappeln vor). Ich hab' mich erschrocken, weil es einen ‚Krawall' gemacht hat mit den Füßen."

Ich: „Wo warst du damals mit der Mammi?"

Hans: „Zuerst am Eislaufplatze, dann im Kaffeehause, dann eine Weste kaufen, dann beim Zuckerbäcker mit der Mammi und dann nach Hause am Abend; da sind wir durch den Stadtpark durchgegangen."

„(Das alles wird von meiner Frau bestätigt, auch daß unmittelbar nachher die Angst ausgebrochen ist)."

Ich: „War das Pferd tot, wie es umgefallen ist?"

Hans: „Ja!"

Ich: „Woher weißt du das?"

Hans: „Weil ich's gesehen hab' (lacht). Nein, es war gar nicht tot."

Ich: „Vielleicht hast du dir gedacht, daß es tot ist."

Hans: „Nein, gewiß nicht. Ich hab's nur im Spasse gesagt." (Seine Miene war aber damals ernst.)

---

[1]) Hans hat recht, so unwahrscheinlich diese Vereinigung auch klingt. Der Zusammenhang ist nämlich, wie sich zeigen wird, daß das Pferd (der Vater) ihn beißen werde wegen seines Wunsches, daß es (der Vater) umfallen möge.

„Da er müde ist, lasse ich ihn laufen. Er erzählt mir nur noch, daß er sich zuerst vor Stellwagenpferden, dann vor allen anderen und zuletzt erst vor Möbelwagenpferden gefürchtet habe."

„Auf dem Rückwege von Lainz noch einige Fragen:

Ich: „Wie das Stellwagenpferd gefallen ist, was für Farbe hat es gehabt? Weiß, rot, braun, grau?"

Hans: „Schwarz, beide Pferde waren schwarz."

Ich: „War es groß oder klein?"

Hans: „Groß."

Ich: „Dick oder dünn?"

Hans: „Dick, sehr groß und dick."

Ich: „Hast du, wie das Pferd gefallen ist, an den Vatti gedacht?"

Hans: „Vielleicht. Ja. Es ist möglich."

Der Vater mag an manchen Stellen ohne Erfolg geforscht haben; aber es schadet nichts, eine solche Phobie, die man gerne nach ihrem neuen Objekte benennen möchte, aus der Nähe kennen zu lernen. Wir erfahren so, wie diffus sie eigentlich ist. Sie geht auf Pferde und auf Wagen, darauf, daß Pferde fallen und daß sie beißen, auf Pferde besonderer Beschaffenheit, auf Wagen, die schwer beladen sind. Verraten wir gleich, daß alle diese Eigentümlichkeiten daher rühren, daß die Angst ursprünglich gar nicht den Pferden gilt, sondern sekundär auf sie transponiert wurde und sich nun an den Stellen des Pferdekomplexes fixierte, die sich zu gewissen Übertragungen geeignet zeigten. Ein wesentliches Ergebnis der Inquisition des Vaters müssen wir besonders anerkennen. Wir haben den aktuellen Anlaß erfahren, nach welchem die Phobie ausbrach. Dies war, als der Knabe ein großes schweres Pferd fallen sah, und wenigstens eine der Deutungen dieses Eindruckes scheint die vom Vater betonte zu sein, daß Hans damals den Wunsch verspürte, der Vater möge so fallen und — tot sein. Die ernste Miene bei der Erzählung galt wohl diesem unbewußten Sinne. Ob nicht noch anderer Sinn sich dahinter verbirgt? Und was soll das Krawallmachen mit den Beinen bedeuten?

„Hans spielt seit einiger Zeit im Zimmer Pferd, rennt herum, fällt nieder, zappelt mit den Füßen, wiehert. Einmal bindet er sich ein Sackerl wie einen Futtersack um. Wiederholt läuft er auf mich zu und beißt mich."

Er akzeptiert so die letzten Deutungen entschiedener als er es mit Worten kann, natürlich aber mit Rollenvertauschung, da das

Spiel im Dienste einer Wunschphantasie steht. Also er ist das Pferd, er beißt den Vater, übrigens identifiziert er sich dabei mit dem Vater.

„Seit zwei Tagen bemerke ich, daß Hans sich in entschiedenster Weise gegen mich auflehnt, nicht frech, sondern ganz lustig. Ist es, weil er sich vor mir, dem Pferde, nicht mehr fürchtet?"

„6. April. Am Nachmittage mit Hans vor dem Hause. Ich frage ihn, bei allen Pferden, ob er bei ihnen das „Schwarze am Munde" sieht; er verneint es bei allen. Ich frage ihn, wie das Schwarze eigentlich ausschaut; er sagt, es ist schwarzes Eisen. Meine erste Vermutung, er meine die dicken Lederriemen des Geschirres bei den Lastpferden, bestätigt sich also nicht. Ich frage, ob das „Schwarze" an einen Schnurrbart erinnert; er sagt: nur durch die Farbe. Was es in Wirklichkeit ist, weiß ich bis jetzt also nicht."

„Die Furcht ist geringer; er wagt sich diesmal schon bis zum Nachbarhause, kehrt aber schnell um, wenn er in der Ferne Pferdetraben hört. Als ein Wagen bei unserem Haustore vorfährt und hält, gerät er in Angst und läuft ins Haus, da das Pferd mit dem Fuße scharrt. Ich frage ihn, weshalb er sich fürchte, ob er sich vielleicht ängstige, weil es so gemacht habe (stampfe mit dem Fuße auf). Er sagt: „Mach doch keinen solchen Krawall mit den Füßen!" Vergleiche dazu die Äußerung über das gefallene Stellwagenpferd."

„Besonders schreckt ihn das Vorüberfahren eines Möbelwagens. Er läuft dann ins Hausinnere. Ich frage ihn gleichgültig: „Sieht so ein Möbelwagen eigentlich nicht wie ein Stellwagen aus?" Er sagt nichts. Ich wiederhole die Frage. Er sagt dann: „Na natürlich, sonst würde ich mich nicht so vor einem Möbelwagen fürchten."

„7. April. Heute frage ich wieder, wie das „Schwarze am Munde" der Pferde aussieht. Hans sagt: wie ein Maulkorb. Das Merkwürdige ist, daß seit 3 Tagen kein Pferd vorüberkommt, an dem er diesen „Maulkorb" konstatieren kann; ich selbst habe bei keinem Spaziergange ein solches Pferd gesehen, obzwar Hans beteuert, daß es solche gebe. Ich vermute, daß ihn wirklich eine Art von Kopfzäumung der Pferde — das dicke Riemenzeug um den Mund etwa — an einen Schnurrbart erinnert hat, und daß mit meiner Andeutung auch diese Furcht verschwunden ist."

„Die Besserung Hansens ist konstant, der Radius seines Aktionskreises mit dem Haustore als Zentrum größer; er unternimmt sogar das für ihn bisher unmögliche Kunststück, aufs Trottoir vis-a-vis

hinüberzulaufen. Alle Furcht, die übrig ist, hängt mit der Stellwagenszene zusammen, deren Sinn mir allerdings noch nicht klar ist."

„9. April. Heute früh kommt Hans dazu, wie ich mich mit entblößtem Oberkörper wasche."

Hans: „Vatti, du bist aber schön, so weiß!"

Ich: „Nicht wahr, wie ein weißes Pferd."

Hans: „Nur der Schnurrbart ist schwarz (fortfahrend). Oder ist es vielleicht der schwarze Maulkorb?"

„Ich erzähle ihm dann, daß ich am Abende vorher beim Professor war, und sage: „Der will einiges wissen," worauf Hans: „Da bin ich aber neugierig."

„ Ich sage ihm, ich weiß, bei welcher Gelegenheit er mit den Füßen Krawall macht. Er unterbricht mich: „Nicht wahr, wenn ich einen „Zurn" habe oder wenn ich Lumpf machen soll und lieber spielen will. [Im Zorne hat er allerdings die Gewohnheit, mit den Füßen Krawall zu machen, d. h.: aufzustampfen. — „Lumpf machen" bedeutet auf die große Seite gehen. Als Hans klein war, sagte er eines Tages, vom Topfe aufstehend: „Schau den Lumpf." (Er meinte: Strumpf wegen der Form und der Farbe.). Diese Bezeichnung ist geblieben bis heute. — In ganz frühen Zeiten, wenn er auf den Topf gesetzt werden sollte und sich weigerte, das Spiel stehen zu lassen, stampfte er wütend mit den Füßen auf, zappelte und warf sich eventuell auch auf den Boden.]"

„Du zappelst auch mit den Füßen, wenn du Wiwimachen sollst und nicht gehen willst, weil du lieber spielen möchtest."

Er: „Du, ich muß Wiwi machen" — und geht hinaus, wohl als Bestätigung."

Der Vater hatte bei seinem Besuche die Frage an mich gerichtet, woran wohl das Zappeln mit den Füßen beim gefallenen Pferde Hans erinnert haben möchte, und ich hatte vorgebracht, daß dies wohl seine eigene Reaktion bei zurückgehaltenem Harndrange gewesen sein könnte. Das bestätigt nun Hans durch das Wiederauftreten des Harndranges im Gespräche und fügt noch andere Bedeutungen des Krawallmachens mit den Füßen hinzu.

„Dann gehen wir vors Haustor. Er sagt mir, als ein Kohlenwagen kommt: „Du, vor einem Kohlenwagen fürchte ich mich auch stark. Ich: „Vielleicht, weil er auch so groß ist wie ein Stellwagen." Hans: „Ja, und weil er so schwer beladen ist und die Pferde haben soviel zu ziehen und können leicht fallen. Wenn ein Wagen leer ist, fürcht' ich mich

nicht." Tatsächlich versetzt ihn, wie schon früher konstatiert, nur Schwerfuhrwerk in Angst."

Bei alledem ist die Situation recht undurchsichtig. Die Analyse macht wenig Fortschritte; ihre Darstellung fürchte ich, wird dem Leser bald langweilig werden. Indes, es gibt in jeder Psychoanalyse solche dunkle Zeiten. Hans begibt sich jetzt bald auf ein von uns nicht in Erwartung gezogenes Gebiet.

„Ich komme nach Hause und spreche mit meiner Frau, die verschiedene Einkäufe gemacht hat und sie mir zeigt. Darunter ist eine gelbe Frauenunterhose. Hans sagt einige Male: „Pfui!" wirft sich auf die Erde und spuckt aus. Meine Frau sagt, er habe das schon einige Male getan, sowie er die Hose gesehen habe.

Ich frage: „Warum sagst du pfui?"

Hans: „Wegen der Hose."

Ich: „Warum, wegen der Farbe, weil sie gelb ist und an Wiwi oder an Lumpf erinnert?"

Hans: „Lumpf ist ja nicht gelb, er ist weiß oder schwarz. — Unmittelbar darauf: „Du, macht man leicht Lumpf, wenn man Käse ißt? [Das hatte ich einmal gesagt, als er mich fragte, wozu ich Käse esse.]"

Ich: „Ja."

Hans: „Deshalb gehst du immer früh gleich Lumpf machen? Ich möchte so gerne Käse auf Butterbrot essen."

„Gestern schon fragte er mich, als er auf der Gasse herumsprang: „Du, nicht wahr, wenn man soviel herumspringt, macht man leicht Lumpf?" — Seit jeher macht sein Stuhlgang Schwierigkeiten, Kindermeth und Klystiere werden häufig gebraucht. Einmal war seine habituelle Verstopfung so stark, daß meine Frau Dr. L. um Rat fragte. Dieser meinte, Hans werde überfüttert, was ja auch stimmt, und empfahl mäßigere Kost, was den Zustand auch sofort behob. In der letzten Zeit trat Verstopfung wieder häufiger auf."

„Nach dem Essen sage ich: „Wir werden dem Professor wieder schreiben, und er diktierte mir: „Wie ich die gelbe Hose gesehen habe, habe ich gesagt: Pfui, da spei' ich, hab' mich niedergeworfen, hab' die Augen zugemacht und hab' nicht geschaut."

Ich: „Warum?"

Hans: „Weil ich die gelbe Hose gesehen habe, und bei der schwarzen Hose[1]) habe ich auch so etwas gemacht. Die schwarze ist auch so eine Hose, nur schwarz war sie. [Sich unterbrechend.] Du, ich bin froh; wenn ich dem Professor schreiben kann, bin ich immer so froh."

Ich: „Weshalb hast du pfui gesagt? Hast du dich geekelt?"

Hans: „Ja, weil ich das gesehen hab'. Ich hab' geglaubt, ich muß Lumpf machen."

Ich: „Warum?"

Hans: „Ich weiß nicht."

Ich: „Wann hast du die schwarze Hose gesehen?"

Hans: „Einmal, wie die Anna (unser Mädchen) längst da war — bei der Mama — sie hat sie erst vom Kaufen nach Hause gebracht." [Diese Angabe wird von meiner Frau bestätigt.]"

Ich: „Hast du dich auch geekelt?"

Hans: „Ja."

Ich: „Hast du die Mammi in einer solchen Hose gesehen?"

Hans: „Nein."

Ich: „Wenn sie sich angezogen hat?"

Hans: „Die gelbe hab' ich schon einmal gesehen, wie sie sie gekauft hat [Widerspruch! Wie die Mama die gelbe gekauft hat, hat er sie zum erstenmal gesehen]. Die schwarze hat sie heute auch an [richtig!], weil ich gesehen hab', wie sie in der Früh sie sich ausgezogen hat."

Ich: „Was? In der Früh hat sie sich die schwarze Hose ausgezogen?"

Hans: „In der Früh', wie sie weggegangen ist, hat sie sich die schwarze Hose ausgezogen, und wie sie gekommen ist, hat sie sich noch einmal die schwarze angezogen."

„Ich frage meine Frau, weil mir dies unsinnig vorkommt. Sie sagt auch, das ist gar nicht wahr; sie hat beim Weggehen natürlich nicht die Hose gewechselt."

„Ich frage Hans sofort: „Du hast doch erzählt, die Mammi hat sich eine schwarze Hose angezogen, und wie sie weggegangen ist, hat sie sie ausgezogen, und wie sie gekommen ist, hat sie sie noch einmal angezogen. Die Mammi sagt aber, das ist nicht wahr."

[1]) „Meine Frau ist seit einigen Wochen im Besitze einer schwarzen Reformhose für Radfahrpartien."

Hans: „Mir scheint, ich hab' vielleicht vergessen, daß sie sie nicht ausgezogen hat. (Unwillig.) Laß' mich endlich in Ruh'."

Zur Erläuterung dieser Hosengeschichte bemerke ich nun: Hans heuchelt offenbar, wenn er sich so froh stellt, daß er nun über diese Angelegenheit Rede stehen darf. Am Ende wirft er die Maske ab und wird grob gegen seinen Vater. Es handelt sich um Dinge, die ihm früher viel Lust bereitet haben, und deren er sich jetzt nach eingetretener Verdrängung sehr schämt, zu ekeln vorgibt. Er lügt geradezu, um dem beobachteten Hosenwechsel der Mama andere Veranlassungen unterzuschieben; in Wirklichkeit gehört das An- und Ausziehen der Hose in den „Lumpf"-Zusammenhang. Der Vater weiß genau, worauf es hier ankommt, und was Hans verbergen will.

„Ich frage meine Frau, ob Hans öfter dabei war, wenn sie sich aufs Kloset begab. Sie sagt: Ja, oft, er „penzt" so lange, bis sie es ihm erlaubt; das täten alle Kinder."

Wir wollen uns aber die heute bereits verdrängte Lust, die Mama beim Lumpfmachen zu sehen, gut merken.

„Wir gehen vors Haus. Er ist sehr lustig, und wie er fortwährend gleichsam als Pferd herumhopst, frage ich: „Du, wer ist eigentlich ein Stellwagenpferd? Ich, du oder die Mammi?"

Hans: (sofort): „Ich, ich bin ein junges Pferd."

„Als er in der stärksten Angstzeit Pferde springen sah, Angst hatte und mich fragte, warum sie das täten, sagte ich, um ihn zu beruhigen: „Weißt du, das sind junge Pferde, die springen halt' wie die jungen Buben. Du springst ja auch und bist ein Bub." Seither, wenn er Pferde springen sieht, sagt er: „Das ist wahr, das sind junge Pferde!"

„Auf der Treppe frage ich beim Heraufgehen fast gedankenlos: „Hast du in Gmunden mit den Kindern Pferdl gespielt?"

Er: „Ja! (Nachdenklich.) Mir scheint, da hab' ich die Dummheit gekriegt."

Ich: „Wer war das Pferdl?"

Er: „Ich, und die Berta war der Kutscher."

Ich: „Bist du vielleicht gefallen, wie du Pferdl warst?"

Hans: „Nein! Wenn die Berta gesagt hat: Hüh, bin ich schnell gelaufen, sogar gerannt[1])."

Ich: „Stellwagen habt ihr nie gespielt?"

[1]) „Er hatte auch ein Pferdchenspiel mit Glöckchen."

Hans: „Nein, gewöhnlichen Wagen und Pferd ohne Wagen. Wenn das Pferd einen Wagen hat, kann es ja auch ohne Wagen gehen und der Wagen kann ja zu Hause sein."

Ich: „Habt ihr oft Pferdl gespielt?"

Hans: „Sehr oft. Der Fritzl [wie bekannt, auch ein Hausherrnkind] ist auch einmal Pferdl gewesen und der Franzl Kutscher, und der Fritzl ist so stark gelaufen und auf einmal ist er auf einen Stein getreten und hat geblutet."

Ich: „Ist er vielleicht gefallen?"

Hans: „Nein, er hat den Fuß in ein Wasser hineingegeben und dann hat er sich ein Tuch daraufgegeben[1])."

Ich: „Warst du oft Pferd?"

Hans: „O ja."

Ich: „Und da hast du die Dummheit gekriegt."

Hans: „Weil sie immer gesagt haben: „wegen dem Pferd" und „wegen dem Pferd" [er betont das „wegen"], und so hab' ich vielleicht, weil sie so geredet haben „wegen dem Pferd", hab' ich vielleicht die Dummheit gekriegt[2])."

Der Vater forscht eine Weile fruchtlos auf anderen Pfaden.

Ich: „Haben sie was erzählt vom Pferde?"

Hans: „Ja!"

Ich: „Was?"

Hans: „Ich hab's vergessen."

Ich: „Haben sie vielleicht erzählt vom Wiwimacher?"

Hans: „O nein!"

Ich: „Hast du dich dort schon vor dem Pferde gefürchtet?"

Hans: „O nein, ich hab' mich gar nicht gefürchtet."

Ich: „Hat vielleicht die Berta davon gesprochen, daß ein Pferd . . ."

---

[1]) Siehe darüber später. Der Vater vermutet ganz richtig, daß Fritzl damals gefallen ist.

[2]) Ich erläutere, Hans will nicht behaupten, daß er damals die Dummheit gekriegt hat, sondern im Zusammenhange damit. Es muß ja wohl so zugehen, die Theorie fordert es, daß dasselbe einmal Gegenstand einer hohen Lust war, was heute das Objekt der Phobie ist. Und dann ergänze ich für ihn, was das Kind ja nicht zu sagen weiß, daß das Wörtchen „wegen" der Ausbreitung der Phobie vom Pferde auf die Wagen [oder wie Hans zu hören und zu sprechen gewohnt ist: Wägen] den Weg eröffnet hat. Man darf nie daran vergessen, um wieviel dinglicher das Kind die Worte behandelt als der Erwachsene, wie bedeutungsvoll ihm darum Wortgleichklänge sind.

Hans: (unterbrechend) „Wiwi macht? Nein!"

„Am 10. April knüpfe ich an das gestrige Gespräch an und will wissen, was das „wegen dem Pferde" bedeutet habe. Hans weiß sich nicht zu erinnern, er weiß nur, daß früh mehrere Kinder vor dem Haustore gestanden sind, und „wegen dem Pferde, wegen dem Pferd" gesagt haben. Er selbst war dabei. Wie ich dringender werde, erklärt er, sie hätten gar nicht „wegen dem Pferde" gesagt, er habe sich falsch erinnert."

„Ich: „Ihr wart doch auch oft im Stalle, da habt ihr gewiß vom Pferde gesprochen." — „Wir haben nicht gesprochen." — „Wovon habt Ihr gesprochen?" — „Von nichts." — „Soviel Kinder wart ihr und ihr habt von nichts gesprochen?" — „Etwas haben wir schon gesprochen, aber nicht vom Pferde." — „Was denn?" — „Das weiß ich jetzt nicht mehr."

„Ich lasse das fallen, weil die Widerstände offenbar zu groß sind[1]), und frage: „Mit der Berta hast du gern gespielt?"

Er: „Ja, sehr gern, mit der Olga nicht; weißt, was die Olga getan hat? Die Grete droben hat mir einmal einen Papierball geschenkt und die Olga hat ihn ganz zerrissen. Die Berta hätt' mir den Ball nie zerrissen. Mit der Berta hab' ich sehr gern gespielt."

Ich: „Hast du gesehen, wie der Wiwimacher von der Berta aussieht?"

Er: „Nein, vom Pferde aber, weil ich immer im Stalle war, und da hab' ich vom Pferde den Wiwimacher gesehen."

Ich: „Und da warst du neugierig, wie sieht der Wiwimacher von der Berta und von der Mammi aus?"

Er: „Ja!"

„Ich erinnere ihn daran, daß er mir einmal geklagt hat, die Mäderl wollen immer zuschauen, wenn er Wiwi macht."

Er: „Die Berta hat mir auch immer zugeschaut (durchaus nicht gekränkt, sondern sehr befriedigt), öfters. Wo der kleine Garten ist, wo die Rettige sind, hab' ich Wiwi gemacht, und sie ist vor dem Haustore gestanden und hat hergeschaut. "

Ich: „Und wenn sie Wiwi gemacht hat, hast du zugeschaut?"

Er: „Sie ist ja aufs Kloset gegangen."

Ich: „Und du warst neugierig?"

---

[1]) Es ist da nämlich nichts anderes zu holen als die Wortanknüpfung, die dem Vater entgeht. Ein gutes Beispiel von den Bedingungen, unter denen die analytische Bemühung fehlschlägt.

Er: „Ich war ja im Kloset drinnen, wenn sie drinn war.“

„(Das stimmt; die Hausleute haben es uns einmal erzählt, und ich erinnere mich, wir haben es Hans verboten.)“

Ich: „Hast du ihr gesagt, du willst hineingehen?“

Er: „Ich bin allein hineingegangen und weil die Berta erlaubt hat. Es ist ja keine Schande.“

Ich: „Und du hättest gerne den Wiwimacher gesehen.“

Er: „Ja, ich hab' ihn aber nicht gesehen.“

„Ich erinnere ihn an den Gmundner Traum: Was soll das Pfand in meiner Hand usw., und frage: Hast du in Gmunden gewünscht, daß dich die Berta Wiwi machen lassen soll?“

Er: „Gesagt hab' ich ihr nie.“

Ich: „Warum hast du's ihr nie gesagt?“

Er: „Weil ich nicht daran gedenkt hab'. (Sich unterbrechend.) Wenn ich alles dem Professor schreib', wird die Dummheit sehr bald vorüber sein, nicht wahr?“

Ich: „Warum hast du gewünscht, daß die Berta dich Wiwimachen lassen soll?“

Er: „Ich weiß nicht. Weil sie zugeschaut hat.“

Ich: „Hast du dir gedacht, sie soll die Hand zum Wiwimacher geben?“

Er: „Ja. (Ablenkend), In Gmunden war's sehr lustig. In dem kleinen Garten, wo die Rettige drin sind, ist ein kleiner Sandhaufen, dort spiel' ich mit der Schaufel.“

„(Das ist der Garten, wo er immer Wiwi gemacht hat.)“

Ich: „Hast du in Gmunden, wenn du im Bette gelegen bist, die Hand zum Wiwimacher gegeben?“

Er: „Nein, noch nicht. In Gmunden hab' ich so gut geschlafen, daß ich gar nicht daran gedenkt hab'. Nur in der ——gasse[1]) und jetzt hab' ich's getan.“

Ich: „Die Berta hat aber nie die Hand zu deinem Wiwimacher gegeben?“

Er: „Sie hat es nie getan, nein, weil ich ihr's nie gesagt hab'.“

Ich: „Wann hast du dir's denn gewünscht?“

Er: „Einen Tag halt in Gmunden.“

Ich: „Nur einmal?“

Er: „Ja, öfters.“

[1]) In der früheren Wohnung vor dem Umzuge.

Ich: „Immer wenn du Wiwi gemacht hast, hat sie hergeschaut; sie war vielleicht neugierig, wie du Wiwi machen tust."

Er: „Vielleicht war sie neugierig, wie mein Wiwimacher aussieht."

Ich: „Du warst aber auch neugierig; nur auf die Berta?"

Er: „Auf die Berta, auf die Olga."

Ich: „Auf wen noch?"

Er: „Auf niemand andern."

Ich: „Das ist ja nicht wahr. Auf die Mammi auch."

Er: „Auf die Mammi schon."

Ich: „Jetzt bist du doch nicht mehr neugierig. Du weißt doch, wie der Wiwimacher der Hanna ausschaut?"

Er: „Er wird aber wachsen, nicht[1])?"

Ich: „Ja gewiß, aber wann er wächst, wird er nicht ausschaun wie deiner."

Er: „Das weiß ich. Er wird so sein [sc. wie er jetzt ist], nur größer."

Ich: „Warst du neugierig in Gmunden, wenn die Mama sich ausgezogen hat?"

Er: „Ja, auch bei der Hanna beim Baden hab ich den Wiwimacher gesehen."

Ich: „Bei der Mammi auch?"

Er: „Nein!"

Ich: „Du hast dich geekelt, wenn du die Hose von der Mammi gesehen hast."

Er: „Nur wenn ich die schwarze gesehen hab', wenn sie sie gekauft hat, dann spei ich, aber wenn sie sich die Hose anzieht oder auszieht, dann spei ich nicht. Dann spei ich, weil die schwarze Hose doch schwarz ist wie ein Lumpf und die gelbe wie ein Wiwi, und da glaub' ich, ich muß Wiwi machen. Wenn die Mammi die Hose trägt, dann seh' ich sie nicht, dann hat sie doch die Kleider vor."

Ich: „Und wenn sie sich auszieht?"

Er: „Dann spei ich nicht. Wenn sie aber neu ist, dann sieht sie aus wie ein Lumpf. Wenn sie alt ist, geht die Farbe herunter und sie wird schmutzig. Wenn man sie gekauft hat, ist sie ganz rein, zu Hause hat man sie schon schmutzig gemacht. Wenn sie gekauft ist, ist sie neu, und wenn sie nicht gekauft ist, ist sie alt."

Ich: „Vor der alten ekelt dich also nicht?"

[1]) Er will die Sicherheit haben, daß sein eigener Wiwimacher wachsen wird.

Er: „Wenn sie alt ist, ist sie ja viel schwärzer als ein Lumpf, nicht wahr? Ein bissel schwärzer ist sie[1]).

Ich: „Mit der Mammi warst du oft im Kloset?"

Er: „Sehr oft."

Ich: „Da hast du dich geekelt?"

Er: „Ja . . ., Nein!"

Ich: „Du bist gerne dabei, wenn die Mammi Wiwi oder Lumpf macht?"

Er: „Sehr gerne."

Ich: „Warum so gerne?"

Er: „Das weiß ich nicht."

Ich: „Weil du glaubst, daß du den Wiwimacher sehen wirst."

Er: „Ja, das glaub' ich auch."

Ich: „Warum willst du aber in Lainz nie ins Kloset gehen?"

„(Er bittet in Lainz immer, ich soll ihn nicht ins Kloset führen; er fürchtete sich einmal vor dem Lärme, den das herabstürzende Spülwasser macht.)"

Er: „Vielleicht, weil es einen Krawall macht, wenn man herunterzieht."

Ich: „Da fürchtest du dich."

Er: „Ja!"

Ich: „Und in unserem Kloset hier?"

Er: „Hier nicht. In Lainz erschreck ich, wenn du herunterläßt. Wenn ich drin bin und es geht herunter, dann erschrecke ich auch."

„Um mir zu zeigen, daß er sich in unserer Wohnung nicht fürchte', fordert er mich auf, ins Kloset zu gehen und die Wasserspülung in Bewegung zu setzen. Dann erklärt er mir:

„Zuerst ist ein starker, dann ein lockerer Krawall (wenn das Wasser herabstürzt). Wenn es einen starken Krawall macht, bleib' ich lieber drin, wenn es einen schwachen macht, geh' ich lieber hinaus.

Ich: „Weil du dich fürchtest?"

Er: „Weil ich immer so gerne mag einen starken Krawall sehen (korrigiert sich), hören und da bleib' ich lieber drin, daß ich ihn fest hör'."

Ich: „Woran erinnert dich ein starker Krawall?"

---

[1]) Unser Hans ringt da mit einem Thema, das er nicht darzustellen weiß, und wir haben es schwer, ihn zu verstehen. Vielleicht meint er, daß die Hosen die Ekelerinnerung nur dann erwecken, wenn er sie für sich sieht; sobald sie am Leibe der Mutter sind, bringt er sie nicht mehr mit Lumpf oder Wiwi in Zusammenhang, dann interessieren sie ihn in anderer Weise.

Er: „Daß ich im Kloset Lumpf machen muß. [Also dasselbe wie die schwarze Hose]."

Ich: „Warum?"

Er: „Ich weiß nicht. Ich weiß es, ein starker Krawall hört sich so an, wie wenn man Lumpf macht. Ein großer Krawall erinnert an Lumpf, ein kleiner an Wiwi [vgl. die schwarze und die gelbe Hose]."

Ich: „Du, hat das Stellwagenpferd nicht dieselbe Farbe gehabt wie ein Lumpf?" (Es war nach seiner Angabe schwarz.)

Er (sehr betroffen): „Ja!"

Ich muß da einige Worte einschalten. Der Vater fragt zu viel und forscht nach eigenen Vorsätzen, anstatt den Kleinen sich äußern zu lassen. Dadurch wird die Analyse undurchsichtig und unsicher. Hans geht seinen eigenen Weg und leistet nichts, wenn man ihn von diesem ablocken will. Sein Interesse ist jetzt offenbar bei Lumpf und Wiwi, wir wissen nicht, weshalb. Die Krawallgeschichte ist so wenig befriedigend aufgeklärt wie die mit der gelben und schwarzen Hose. Ich vermute, sein scharfes Ohr hat die Verschiedenheit der Geräusche, wenn ein Mann oder ein Weib uriniert, sehr wohl bemerkt. Die Analyse hat das Material aber etwas künstlich in den Gegensatz der beiden Bedürfnisse gepreßt. Dem Leser, der noch selbst keine Analyse gemacht hat, kann ich nur den Rat geben, nicht alles sogleich verstehen zu wollen, sondern allem, was kommt, eine gewisse unparteiische Aufmerksamkeit zu schenken und das Weitere abzuwarten.

„11. April. Heute früh kommt Hans wieder ins Zimmer und wird, wie in allen den letzten Tagen, hinausgewiesen."

„Später erzählt er: „Du, ich hab mir was gedacht:

„Ich bin in der Badewanne[1]), da kommt der Schlosser und schraubt sie los[2]). Dann nimmt er einen großen Bohrer und stoßt mich in den Bauch."

Der Vater übersetzt sich diese Phantasie: „Ich bin im Bette bei der Mama. Da kommt der Papa und treibt mich weg. Mit seinem großen Penis verdrängt er mich von der Mama."

Wir wollen unser Urteil noch aufgeschoben halten.

„Ferner erzählt er etwas zweites, was er sich ausgedacht. „Wir fahren

---

[1]) „Hans wird von der Mama gebadet."

[2]) „Um sie in Reparatur zu nehmen."

im Zuge nach Gmunden In der Station ziehen wir die Kleider an, werden damit aber nicht fertig und der Zug fährt mit uns davon."

„Später frage ich: „Hast du schon einmal ein Pferd Lumpf machen gesehen?"

Hans: „Ja, sehr oft."

Ich: „Macht es einen starken Krawall beim Lumpfmachen?"

Hans: „Ja!"

Ich: „An was erinnert dich der Krawall?"

Hans: „Wie wenn der Lumpf in den Topf fällt."

„Das Stellwagenpferd, das umfällt und Krawall mit den Füßen macht, ist wohl — ein Lumpf, der herabfällt und dabei Geräusch macht. Die Furcht vor der Defäkation, die Furcht vor schwer beladenen Wagen ist überhaupt gleich der Furcht vor schwerbeladenem Bauche."

Auf diesen Umwegen dämmert dem Vater der richtige Sachverhalt.

„11. April. Hans sagt beim Mittagessen: ‚Wenn wir nur in Gmunden eine Badewanne hätten, damit ich nicht in die Badeanstalt gehen muß.'" Er wurde in Gmunden nämlich, um ihn warm zu baden, immer in die nahe gelegene Badeanstalt geführt, wogegen er mit heftigem Weinen zu protestieren pflegte. Auch in Wien schreit er immer, wenn er zum Baden in die große Wanne gesetzt oder gelegt wird. Er muß kniend oder stehend gebadet werden."

Diese Rede Hansens, der nun anfängt, der Analyse durch selbständige Äußerungen Nahrung zu geben, stellt die Verbindung zwischen seinen beiden letzten Phantasien [vom Schlosser, der die Badewanne abschraubt, und von der mißglückten Reise nach Gmunden) her. Der Vater hatte mit Recht aus letzterer eine Abneigung gegen Gmunden erschlossen. Übrigens wieder eine gute Mahnung daran, daß man das aus dem Unbewußten Auftauchende nicht mit Hilfe des Vorhergegangenen, sondern des Nachkommenden zu verstehen hat.

„Ich frage ihn, ob und wovor er sich fürchtet."

Hans: „Weil ich hineinfall'."

Ich „Warum hast du dich aber nie gefürchtet, wenn du in der kleinen Badewanne gebadet worden bist?"

Hans: „Da bin ich ja gesessen, da hab' ich mich nicht legen können, die war ja zu klein."

Ich: „Wenn du in Gmunden Schinakel gefahren bist, hast du dich nicht gefürchtet, daß du ins Wasser fällst?"

Hans: „Nein, weil ich mich angehalten hab', und da kann ich nicht

hineinfallen. Ich fürcht' mich nur in der großen Badewanne, daß ich hineinfall."

Ich: „Da badet dich doch die Mama. Fürchtest du dich, daß dich die Mammi ins Wasser werfen wird?"

Hans: „Daß sie die Hände weggeben wird und ich falle ins Wasser mit dem Kopf."

Ich: „Du weißt doch, die Mammi hat dich lieb, sie wird doch nicht die Hände weggeben."

Hans: „Ich hab's halt geglaubt."

Ich: „Warum?"

Hans: „Das weiß ich bestimmt nicht."

Ich: „Vielleicht, weil du schlimm warst und du geglaubt hast, daß sie dich nicht mehr gerne hat?"

Hans: „Ja!"

Ich: „Wenn du dabei warst, wie die Mammi die Hanna gebadet hat, hast du vielleicht gewünscht, sie soll die Hand loslassen, damit die Hanna hineinfällt?"

Hans: „Ja."

Wir glauben, dies hat der Vater sehr richtig erraten.

„12. April. Auf der Rückfahrt von Lainz in der zweiten Klasse sagt Hans, wie er die schwarzen Lederpolster sieht: „Pfui, da spei ich, bei den schwarzen Hosen und den schwarzen Pferden spei ich auch, weil ich muß Lumpf machen.

Ich: „Hast du vielleicht bei der Mammi etwas Schwarzes gesehen, was dich erschreckt hat?"

Hans: „Ja!"

Ich: „Was denn?"

Hans: „Ich weiß nicht. Eine schwarze Bluse oder schwarze Strümpfe."

Ich: „Vielleicht beim Wiwimacher schwarze Haare, wenn du neugierig warst und hingeschaut hast."

Hans: (entschuldigend) „Aber den Wiwimacher hab' ich nicht gesehen."

„Als er sich wieder einmal fürchtete, wie aus dem Hoftore vis-à-vis ein Wagen fuhr, fragte ich. „Sieht dieses Tor nicht aus wie ein Podl?"

Er: „Und die Pferde sind die Lumpfe!" Seitdem sagt er immer, wenn er einen Wagen herausfahren sieht: „Schau, ein ‚Lumpfi' kommt. Die Form Lumpfi ist ihm sonst ganz fremd, sie klingt wie ein Kosewort. Meine Schwägerin heißt ihr Kind immer „Wumpfi."

„Am 13. April sieht er in der Suppe ein Stück Leber und sagt: „Pfui, ein Lumpf." Auch fachiertes Fleisch ißt er sichtlich ungern wegen der Form und Farbe, die ihn an einen Lumpf erinnern."

„Abends erzählt meine Frau, Hans sei auf dem Balkon gewesen und habe dann gesagt: „Ich hab' gedacht, die Hanna ist am Balkon gewesen und ist hinuntergefallen." Ich hatte ihm öfter gesagt, er soll, wenn die Hanna am Balkon ist, acht geben, daß sie nicht zu nah ans Geländer kommt, das von einem sezessionistischen Schlosser höchst ungeschickt, — mit großen Öffnungen, die ich erst mit einem Drahtnetze verkleinern lassen mußte — konstruiert worden ist. Der verdrängte Wunsch Hansens ist sehr durchsichtig. Die Mama fragte ihn, ob es ihm lieber wäre, wenn die Hanna nicht da wäre, was er bejaht."

„14. April. Das Thema Hanna steht im Vordergrunde. Er hatte, wie aus früheren Aufzeichnungen erinnerlich, gegen das neugeborene Kind, das ihm einen Teil der Liebe der Eltern raubte, eine große Aversion, die auch jetzt noch nicht ganz geschwunden und durch übergroße Zärtlichkeit nur zum Teil überkompensiert ist[1]). Er äußerte sich öfter schon, der Storch solle kein Kind mehr bringen, wir sollen ihm Geld geben, daß er keines mehr aus der großen Kiste, worin die Kinder sind, bringe. (Vgl. die Furcht vor dem Möbelwagen. Sieht nicht ein Stellwagen wie eine große Kiste aus?) Die Hanna mache soviel Geschrei, das sei ihm lästig."

„Einmal sagt er plötzlich: „Kannst du dich erinnern, wie die Hanna gekommen ist? Sie ist bei der Mammi im Bette gelegen, so lieb und brav." (Dieses Lob hat verdächtig falsch geklungen!)"

„Dann unten vor dem Hause. Es ist abermals ein großer Fortschritt zu bemerken. Selbst Lastwagen flößen ihm geringere Furcht ein. Einmal ruft er fast freudig: „Da kommt ein Pferd mit was Schwarzem am Munde" und ich kann endlich konstatieren, daß es ein Pferd mit einem Maulkorbe aus Leder ist. Hans hat aber gar keine Angst vor diesem Pferde."

„Einmal schlägt er mit seinem Stocke auf das Pflaster und fragt: „Du, ist da ein Mann unten . . . einer, der begraben ist . . ., oder gibt's das nur am Friedhofe?" Ihn beschäftigt also nicht nur das Rätsel des Lebens, sondern auch das des Todes."

„Zurückgekehrt sehe ich eine Kiste im Vorzimmer stehen und Hans sagt': Hanna ist in so einer Kiste nach Gmunden mitgefahren. Immer

[1]) Wenn das Thema „Hanna" das Thema „Lumpf" direkt ablöst, so leuchtet uns der Grund dafür endlich ein. Die Hanna ist selbst ein „Lumpf", Kinder sind Lumpfe!

wenn wir nach Gmunden gefahren sind, ist sie mitgefahren in der Kiste. Du glaubst mir schon wieder nicht? Wirklich, Vatti. Glaub' mir. Wir haben eine große Kiste gekriegt und da sind lauter Kinder drin, in der Badewanne sitzen sie drin. (In die Kiste ist eine kleine Badewanne eingepackt worden.) Ich hab' sie hineingesetzt, wirklich. Ich kann mich gut erinnern[1])."

Ich: „Was kannst du dich erinnern?"

Hans: „Daß die Hanna in der Kiste gefahren ist, weil ich's nicht vergessen hab'. Mein Ehrenwort!"

Ich: „Aber voriges Jahr ist doch die Hanna im Coupé mitgefahren."

Hans: „Aber immer früher ist sie in der Kiste mitgefahren."

Ich: „Hat die Mammi nicht die Kiste gehabt."

Hans: „Ja, die Mammi hat sie gehabt?"

Ich: „Wo denn?"

Hans: „Zu Hause am Boden."

Ich: „Hat sie sie vielleicht mit sich herumgetragen[2])?"

Hans: „Nein! Wenn wir jetzt nach Gmunden fahren, wird die Hanna auch in der Kiste fahren."

Ich: „Wie ist sie denn aus der Kiste herausgekommen?"

Hans: „Man hat sie herausgenommen."

Ich: „Die Mammi?"

Hans: „Ich und die Mammi, dann sind wir in den Wagen eingestiegen und die Hanna ist am Pferde geritten und der Kutscher hat ‚Hüöh' gesagt. Der Kutscher war am Bocke. Warst du mit? Die Mammi weiß es sogar. Die Mammi weiß es nicht, sie hat es schon wieder vergessen, aber nichts ihr sagen!"

„Ich lasse mir alles wiederholen."

Hans: „Dann ist die Hanna ausgestiegen."

Ich: „Sie hat noch gar nicht gehen können."

Hans: „Wir haben sie dann heruntergehoben."

Ich: „Wie hat sie denn am Pferde sitzen können, sie hat ja voriges Jahr noch gar nicht sitzen können."

[1]) Er beginnt nun zu phantasieren. Wir erfahren, daß Kiste und Badewanne ihm das gleiche bedeuten, Vertretungen des Raumes, in dem sich die Kinder befinden. Beachten wir seine wiederholten Beteuerungen!

[2]) Die Kiste ist natürlich der Mutterleib. Der Vater will Hans andeuten, daß er dies versteht. Auch das Kästchen, in dem die Helden des Mythus ausgesetzt werden, von König Sargon von Agade an, ist nichts anderes.

Hans: „O ja, sie hat schon gesessen und hat gerufen ‚Hüöh' und gepeitscht ‚Hüöh, hüöh' mit der Peitsche, die ich früher gehabt hab'. Das Pferd hat gar keinen Steigbügel gehabt und die Hanna hat geritten; Vatti, aber nicht im Spasse vielleicht."

Was soll dieser hartnäckig festgehaltene Unsinn? Oh, es ist kein Unsinn, es ist Parodie und Hansens Rache an seinem Vater. Es heißt soviel als: Kannst du mir zumuten, daß ich glauben soll, der Storch habe die Hanna im Oktober gebracht, wo ich doch den großen Leib der Mutter schon im Sommer, wie wir nach Gmunden gefahren sind, bemerkt hab', so kann ich verlangen, daß du mir meine Lügen glaubst. Was kann die Behauptung, daß die Hanna schon im vorigen Sommer „in der Kiste" nach Gmunden mitgefahren ist, anderes bedeuten als sein Wissen um die Gravidität der Mutter? Daß er die Wiederholung dieser Fahrt in der Kiste für jedes folgende Jahr in Aussicht stellt, entspricht einer häufigen Form des Auftauchens eines unbewußten Gedankens aus der Vergangenheit, oder es hat speziellere Gründe und drückt seine Angst aus, eine solche Gravidität zur nächsten Sommerreise wiederholt zu sehen. Wir haben jetzt auch erfahren, durch welchen Zusammenhang ihm die Reise nach Gmunden verleidet war, was seine zweite Phantasie andeutete.

„Später frage ich ihn, wie die Hanna nach ihrer Geburt eigentlich ins Bett der Mama gekommen ist".

Da kann er nun loslegen und den Vater „frotzeln.

Hans: „Die Hanna ist halt gekommen. Die Frau Kraus (die Hebamme) hat sie ins Bett gelegt. Sie hat ja nicht gehen können. Aber der Storch hat sie im Schnabel getragen. Gehen hat sie ja nicht können. (In einem Zuge fortfahrend.) Der Storch ist bis im Gang gegangen auf der Stiegen und dann hat er geklopft und da haben alle geschlafen und er hat den richtigen Schlüssel gehabt und hat aufgesperrt und hat die Hanna in dein[1]) Bett gelegt und die Mammi hat geschlafen — nein, der Storch hat sie in ihr Bett gelegt. Es war schon ganz Nacht, und dann hat sie der Storch ganz ruhig ins Bett gelegt, hat gar nicht getrampelt, und dann hat er sich den Hut genommen, und dann ist er wieder weggegangen. Nein, Hut hat er nicht gehabt."

Ich: „Wer hat sich den Hut genommen? Der Doktor vielleicht?"

Hans: „Dann ist der Storch weggegangen, nach Hause gegangen und dann hat er angeläutet und alle Leute im Hause haben nicht mehr

[1]) Hohn natürlich! Sowie die spätere Bitte, der Mama nichts von dem Geheimnis zu verraten.

geschlafen. Aber erzähl' das nicht der Mammi und der Tini (der Köchin). Das ist Geheimnis!"

Ich: „Hast du die Hanna gerne?"

Hans: „O ja, sehr gerne."

Ich: „Wäre es dir lieber, wenn die Hanna nicht auf die Welt gekommen wäre, oder ist es dir lieber, daß sie auf der Welt ist?"

Hans: „Mir wär' lieber, daß sie nicht auf die Welt gekommen wär'."

Ich: „Warum?"

Hans: „Wenigstens schreit sie nicht so und ich kann das Schreien nicht aushalten."

Ich: „Du schreist ja selbst."

Hans: „Die Hanna schreit ja auch."

Ich: „Warum kannst du es nicht aushalten?"

Hans: „Weil sie so stark schreit."

Ich: „Aber sie schreit ja gar nicht."

Hans: „Wenn man sie am nackten Popo haut, dann schreit sie."

Ich: „Hast du sie einmal gehaut?"

Hans: „Wenn die Mammi sie auf den Popo haut, dann schreit sie."

Ich: „Das hast du nicht gerne?"

Hans: „Nein . . . Warum? Weil sie so einen Krawall macht mit dem Schreien."

Ich: „Wenn du lieber hättest, daß sie nicht auf der Welt wär', hast du sie ja gar nicht gern."

Hans: „Hm, hm (zustimmend)."

Ich: „Deshalb hast du gedacht, wenn die Mammi sie badet, wenn sie die Hände weggeben möcht', dann möchte sie ins Wasser fallen . . ."

Hans (ergänzt): — „und sterben."

Ich: „Und du wärst dann allein mit der Mammi. Und ein braver Bub' wünscht das doch nicht."

Hans: „Aber denken darf er's."

Ich: „Das ist aber nicht gut."

Hans: „Wenn ers denken tut, ist es doch gut, damit man's dem Professor schreibt[1])."

„Später sag' ich ihm: „Weißt du, wenn die Hanna größer sein wird und wird sprechen können, wirst du sie schon lieber haben."

Hans: „O nein. Ich hab' sie ja lieb. Wenn sie im Herbst groß

[1]) Wacker, kleiner Hans! Ich wünschte mir bei keinem Erwachsenen ein besseres Verständnis der Psychoanalyse.

sein wird, werd' ich mit ihr ganz allein in den Stadtpark gehen und werd' ihr alles erklären."

„Wie ich mit einer weiteren Aufklärung anfangen will, unterbricht er mich, wahrscheinlich, um mir zu erklären, daß es nicht so schlimm ist, wenn er der Hanna den Tod wünscht."

Hans: „Du, sie war doch schon längst auf der Welt, auch wie sie noch nicht da war. Beim Storche war sie doch auch auf der Welt."

Ich: „Nein, beim Storche war sie vielleicht doch nicht."

Hans: „Wer hat sie denn gebracht? Der Storch hat sie gehabt."

Ich: „Woher hat er sie denn gebracht?"

Hans: „Na, von ihm."

Ich: „Wo hat er sie denn gehabt "

Hans: „In der Kiste, in der Storchenkiste."

Ich: „Wie sieht denn die Kiste aus "

Hans: „Rot. Rot angestrichen." (Blut?)

Ich: „Wer hat dir's denn gesagt?"

Hans: „Die Mammi — ich hab' mir's gedacht — im Buche steht's."

Ich: „In welchem Buche?"

Hans: „Im Bilderbuche." (Ich lasse mir sein erstes Bilderbuch bringen. Dort ist ein Storchennest mit Störchen abgebildet auf einem roten Kamin. Das ist die Kiste; sonderbarerweise ist auf demselben Blatte ein Pferd zu sehen, das beschlagen wird. In die Kiste verlegt Hans die Kinder, da er sie im Neste nicht findet.)"

Ich: „Was hat denn der Storch mit ihr gemacht?"

Hans: „Dann hat er die Hanna hergebracht. Im Schnabel. Weißt, der Storch, der in Schönbrunn ist, der in den Schirm beißt." (Reminiszenz an einen kleinen Vorfall in Schönbrunn.)

Ich: „Hast du gesehen, wie der Storch die Hanna gebracht hat?"

Hans: „Du, da hab' ich doch noch geschlafen. In der Früh kann kein Storch ein Mäderl oder einen Buben bringen."

Ich: „Warum?"

Hans: „Das kann er nicht. Das kann ein Storch nicht. Weißt warum? Daß die Leute nicht sehen, und auf einmal, wenn früh ist, ist ein Mäderl da[1])."

[1]) Man halte sich über Hansens Inkonsequenz nicht auf. Im vorigen Gespräch ist der Unglaube an den Storch aus seinem Unbewußten zum Vorschein gekommen, der mit seiner Erbitterung gegen den geheimtuerischen Vater verknüpft war. Jetzt ist er ruhiger geworden und antwortet mit offiziellen Gedanken, in denen er sich für die vielen mit der Storchhypothese verbundenen Schwierigkeiten Erklärungen zurecht gemacht hat.

Ich: „Du warst aber damals doch neugierig, wie das der Storch gemacht hat?“

Hans: „O ja!“

Ich: „Wie hat die Hanna ausgesehen, wie sie gekommen ist?“

Hans (falsch): „Ganz weiß und lieb. Wie goldig.“

Ich: „Wie du sie aber das erstemal gesehen hast, hat sie dir aber nicht gefallen.“

Hans: „O sehr!“

Ich: „Du warst doch überrascht, daß sie so klein ist?“

Hans: „Ja!“

Ich: „Wie klein war sie?“

Hans: „Wie ein junger Storch.“

Ich: „Wie was noch? Wie ein Lumpf vielleicht?“

Hans: „O nein, ein Lumpf ist viel größer . . . bissel kleiner, wie die Hanna wirklich.“

Ich hatte dem Vater vorhergesagt, daß die Phobie des Kleinen sich auf die Gedanken und Wünsche aus Anlaß der Geburt des Schwesterchens werde zurückführen lassen, aber ich hatte versäumt, ihn aufmerksam zu machen, daß ein Kind ein „Lumpf“ für die infantile Sexualtheorie sei, so daß Hans den Exkrementalkomplex passieren werde. Aus dieser meiner Nachlässigkeit entsprang die zeitweise Verdunkelung der Kur. Jetzt nach erfolgter Klärung versuchte der Vater, Hans über diesen wichtigen Punkt ein zweites Mal zu vernehmen.

„Am nächsten Tage lasse ich mir die gestern erzählte Geschichte nochmals wiederholen. Hans erzählt: „Die Hanna ist in der großen Kiste nach Gmunden gefahren, und die Mammi im Coupé und die Hanna ist im Lastzuge mit der Kiste gefahren, und dann, wie wir in Gmunden waren, haben ich und die Mammi die Hanna herausgehoben, haben sie aufs Pferd gesetzt. Der Kutscher war am Bocke und die Hanna hat die vorige (vorjährige) Peitsche gehabt und hat das Pferd gepeitscht und hat immer gesagt: ‚Hüoh,“ und das war immer lustig, und der Kutscher hat auch gepeitscht. — Der Kutscher hat gar nicht gepeitscht, weil die Hanna die Peitsche gehabt hat. — Der Kutscher hat die Zügel gehabt — auch die Zügel hat die Hanna gehabt (wir sind jedesmal mit einem Wagen von der Bahn zum Hause gefahren; Hans sucht hier Wirklichkeit und Phantasie in Übereinstimmung zu bringen). In Gmunden haben wir die Hanna vom Pferde heruntergehoben, und sie ist allein über die Stiege gegangen.“ [Als Hanna voriges Jahr in Gmunden war, war sie 8 Monate alt. Ein Jahr früher, worauf sich offenbar Hans' Phantasie bezieht,

waren bei der Ankunft in Gmunden 5 Monate der Gravidität verstrichen.]

Ich: „Das vorige Jahr war ja die Hanna schon da."

Hans: „Voriges Jahr ist sie im Wagen gefahren, aber ein Jahr vorher, wie sie bei uns auf der Welt war . . ."

Ich: „Bei uns war sie schon?"

Hans: „Ja, du bist doch schon immer gekommen, mit mir Schinakel zu fahren, und die Anna hat dich bedient."

Ich: „Das war aber nicht voriges Jahr, da war die Hanna noch gar nicht auf der Welt."

Hans: „Ja, da war sie auf der Welt. Wie sie erst in der Kiste gefahren ist, hat sie schon laufen können, schon ‚Anna' sagen." (Das kann sie erst seit 4 Monaten.)

Ich: „Aber da war sie doch noch gar nicht bei uns."

Hans: „O ja, da war sie doch beim Storche.

Ich: „Wie alt ist denn die Hanna?"

Hans: „Sie wird im Herbste 2 Jahre. Die Hanna war doch da, du weißt es doch."

Ich: „Und wann war sie beim Storche in der Storchenkiste?"

Hans: „Schon lange, bevor sie in der Kiste gefahren ist. Schon sehr lange."

Ich: „Wie lange kann denn die Hanna gehen? Wie sie in Gmunden war, hat sie noch nicht gehen können."

Hans: „Voriges Jahr nicht, sonst schon."

Ich: „Die Hanna war doch nur einmal in Gmunden."

Hans: „Nein! Sie war zweimal; ja, das ist richtig. Ich kann mich sehr gut erinnern. Frag' nur die Mammi, die wird dir's schon sagen."

Ich: „Das ist doch nicht wahr."

Hans: „Ja, das ist wahr. Wie sie in Gmunden das erstemal war, hat sie gehen und reiten können und später hat man sie tragen müssen. — Nein, später ist sie erst geritten und voriges Jahr hat man sie tragen müssen."

Ich: „Sie geht aber doch erst ganz kurze Zeit. In Gmunden hat sie nicht gehen können."

Hans: „Ja, schreib's nur auf. Ich kann mich ganz gut erinnern. — Warum lachst du?"

Ich: „Weil du ein Schwindler bist, weil du ganz gut weißt, daß die Hanna nur einmal in Gmunden war."

Hans: „Nein, das ist nicht wahr. Das erstemal ist sie auf dem Pferde geritten . . . und das zweitemal (wird offenbar unsicher)."

Ich: „War das Pferd vielleicht die Mammi?"

Hans: „Nein, ein wirkliches Pferd, beim Einspänner."

Ich: „Wir sind doch immer mit einem Zweispänner gefahren."

Hans: „So war's halt ein Fiaker."

Ich: „Was hat die Hanna in der Kiste gegessen?"

Hans: „Man hat ihr ein Butterbrot und Hering und Rettig (ein Gmundner Nachtmahl) hineingegeben, und da weil die Hanna gefahren ist, hat sie sich das Butterbrot aufgeschmiert und hat 50mal gegessen."

Ich: „Hat die Hanna nicht geschrien?"

Hans: „Nein!"

Ich: „Was hat sie denn gemacht?"

Hans: Ganz ruhig drin gesessen.

Ich: „Hat sie nicht gestoßen?"

Hans: „Nein, sie hat fortwährend gegessen und hat sich nicht einmal gerührt. Zwei große Häfen Kaffee hat sie ausgetrunken — bis in der Früh war alles weg und den Mist hat sie in der Kiste gelassen, die Blätter von den zwei Rettigen und ein Messer zum Rettigschneiden; sie hat alles zusammengeputzt wie ein Has, in einer Minute und sie war fertig. Das war eine Hetz'. Ich und die Hanna bin sogar mitgefahren in der Kiste, ich hab' in der Kiste geschlafen die ganze Nacht (wir sind vor 2 Jahren tatsächlich in der Nacht nach Gmunden gefahren] und die Mammi ist im Coupé gefahren. Immer haben wir gegessen auch im Wagen, das war eine Gaude. — Sie ist gar nicht am Pferde geritten (er ist jetzt unsicher geworden, weil er weiß, daß wir im Zweispänner gefahren sind) . . . sie ist im Wagen gesessen. Das ist das Richtige, aber ganz allein bin ich und die Hanna gefahren . . . die Mammi ist auf dem Pferde geritten, die Karolin' (unser Mädchen vom vorigen Jahre) auf dem andern . . . . Du, was ich dir da erzähl', ist nicht einmal wahr."

Ich: „Was ist nicht wahr?"

Hans: „Alles nicht. Du, wir setzen sie und mich in die Kiste[1]) und ich werde in die Kiste Wiwi machen. Ich werd' halt in die Hosen Wiwi machen, liegt mir gar nichts dran, ist gar keine Schand'. Du, das ist aber kein Spaß, aber lustig ist es schon!"

„Er erzählt dann die Geschichte, wie der Storch gekommen ist, wie gestern, nur nicht, daß er beim Weggehen den Hut genommen hat.

[1]) Die Kiste für das Gmundner Gepäck, die im Vorzimmer steht.

Ich: „Wo hat der Storch den Türschlüssel gehabt?“

Hans: „In der Tasche.“

Ich: „Wo hat denn der Storch eine Tasche?“

Hans: „Im Schnabel.“

Ich: „Im Schnabel hat er ihn gehabt! Ich hab' noch keinen Storch gesehen, der einen Schlüssel im Schnabel gehabt hat.“

Hans: „Wie hat er denn hineinkommen können? Wie kommt denn der Storch von der Tür hinein? Das ist ja nicht wahr, ich hab' mich nur geirrt, der Storch läutet an und jemand macht auf.“

Ich: „Wie läutet er denn?“

Hans: „Auf der Glocke.“

Ich: „Wie macht er das?“

Hans: „Er nimmt den Schnabel und drückt mit dem Schnabel an.“

Ich: „Und er hat die Tür wieder zugemacht?“

Hans: „Nein, ein Dienstmädchen hat sie zugemacht. Die war ja schon auf, die hat ihm aufgemacht und zugemacht.“

Ich: „Wo ist der Storch zu Hause?“

Hans: „Wo? In der Kiste, wo er die Mäderl hat. In Schönbrunn vielleicht“.

Ich: „Ich hab' in Schönbrunn keine Kiste gesehen.“

Hans: „Die wird halt weiter weg sein. — Weißt, wie der Storch die Kiste aufmacht? Er nimmt den Schnabel — die Kiste hat auch einen Schlüssel — er nimmt den Schnabel und eins (eine Schnabelhälfte) läßt er auf und sperrt so auf (demonstriert es mir am Schreibtischschlosse). Da ist ja auch ein Henkel.“

Ich: „Ist so ein Mäderl nicht zu schwer für ihn?“

Hans: „O nein!“

Ich: „Du, sieht ein Stellwagen nicht wie eine Storchenkiste aus?“

Hans: „Ja!“

Ich: „Und ein Möbelwagen?“

Hans: „Ein Gsindelwerkwagen (Gsindelwerk: Schimpfwort für unartige Kinder) auch.“

„17. April. Gestern hat Hans seinen lange geplanten Vorsatz ausgeführt und ist in den Hof vis-à-vis hinübergegangen. Heute wollte er es nicht tun, weil gerade gegenüber dem Einfahrtstore ein Wagen an der Ausladerampe stand. Er sagte mir: „Wenn dort ein Wagen steht,

so fürcht' ich mich, daß ich die Pferde necken werde und sie fallen um und machen mit den Füßen Krawall."

Ich: „Wie neckt man denn Pferde?"

Hans: „Wenn man mit ihnen schimpft, dann neckt man sie, wenn man hühü schreit[1])."

Ich: „Hast du Pferde schon geneckt?"

Hans: „Ja, schon öfter. Fürchten tu ich mich, daß ich's tu, aber wahr ist es nicht."

Ich: „Hast du schon in Gmunden Pferde geneckt?"

Hans: „Nein!"

Ich: „Du neckst aber gerne Pferde?"

Hans: „O ja, sehr gerne!"

Ich: „Möchtest du sie gerne peitschen?"

Hans: „Ja!"

Ich: „Möchtest du die Pferde so schlagen, wie die Mammi die Hanna? Das hast du ja auch gerne."

Hans: „Den Pferden schadet es ja nichts, wenn man sie schlägt. (So hab' ich ihm seinerzeit gesagt, um seine Furcht vor dem Peitschen der Pferde zu mäßigen.) Ich hab's einmal wirklich getan. Ich hab' einmal die Peitsche gehabt und hab' das Pferd gepeitscht und es ist umgefallen und hat mit den Füßen Krawall gemacht."

Ich: „Wann?"

Hans: „In Gmunden."

Ich: „Ein wirkliches Pferd? Das am Wagen angespannt war?"

Hans: „Es war außer'm Wagen."

Ich: „Wo war's denn?"

Hans: „Ich hab's halt gehalten, daß es nicht davonrennen soll." (Das klang natürlich alles unwahrscheinlich.)"

Ich: „Wo war das?"

Hans: „Beim Brunnen."

Ich: „Wer hat's dir erlaubt? Hat's der Kutscher dort stehen lassen?"

Hans: „Halt ein Pferd vom Stalle."

Ich: „Wie ist es denn zum Brunnen gekommen?"

Hans: „Ich hab's hingeführt."

Ich: „Woher? Aus dem Stalle?"

---

[1]) „Es hat ihm oft große Furcht eingejagt, wenn Kutscher die Pferde schlugen und hü schrien."

Hans: „Ich hab's herausgeführt, weil ich es hab' wollen peitschen."

Ich: „War im Stalle niemand?"

Hans: „O ja, der Loisl (der Kutscher in Gmunden)."

Ich: „Hat er dir's erlaubt?"

Hans: „Ich hab' mit ihm lieb geredet und er hat gesagt, ich darf es tun."

Ich: „Was hast du ihm gesagt?"

Hans: „Ob ich das Pferd nehmen darf und peitschen und schreien. Er hat gesagt, ja."

Ich: „Hast du's viel gepeitscht?"

Hans: „Was ich dir da erzählt, ist gar nicht wahr."

Ich: „Was ist davon wahr?"

Hans: „Nix ist davon wahr, das hab' ich dir nur so im Spasse erzählt."

Ich: „Du hast nie ein Pferd aus dem Stalle geführt?"

Hans: „O nein!"

Ich: „Gewünscht hast du dir's."

Hans: „O, gewünscht schon, gedacht hab' ich mir's."

Ich: „In Gmunden?"

Hans: „Nein, erst hier. In der Früh hab' ich mir's schon gedacht, wie ich ganz angezogen war; nein, in der Früh im Bette."

Ich: „Warum hast du mir's nie erzählt?"

Hans: „Ich hab' nicht d'ran gedacht."

Ich: „Du hast dir's gedacht, weil du auf die Straßen gesehen hast."

Hans: „Ja!"

Ich: „Wen möchtest du eigentlich gerne schlagen, die Mammi, die Hanna oder mich?"

Ich: „Die Mammi."

Ich: „Warum?"

Hans: „Ich möcht' sie halt schlagen."

Ich: „Wann hast du gesehen, daß jemand eine Mammi schlägt?"

Hans: „Ich hab's noch nie gesehen, in meinem Leben nie."

Ich: „Und du möchtest es halt doch machen. Wie möchtest du das tun?"

Hans: „Mit dem Pracker." (Mit dem Pracker droht die Mama öfter ihn zu schlagen).

„Für heute mußte ich das Gespräch abbrechen."

„Auf der Gasse erklärte mir Hans: Stellwagen, Möbelwagen, Kohlenwagen seien Storchkistenwagen."

Das heißt also: gravide Frauen. Die sadistische Anwandlung unmittelbar vorher kann nicht außer Zusammenhang mit unserem Thema sein.

„21. April. Heute früh erzählt Hans, er habe sich gedacht: „Ein Zug war in Lainz und ich bin mit der Lainzer Großmama nach Hauptzollamt gefahren. Du warst noch nicht herunter von der Brücke und der zweite Zug war schon in St. Veit. Wie du heruntergekommen bist, war der Zug schon da und da sind wir eingestiegen."

„[Gestern war Hans in Lainz. Um auf den Einsteigeperron zu kommen, muß man über eine Brücke gehen. Von dem Perron sieht man die Schienen entlang bis zur Station St. Veit. Die Sache ist etwas undeutlich. Ursprünglich hat sich Hans wohl gedacht: er ist mit dem ersten Zuge, den ich versäumt habe, davongefahren, dann ist aus Unter-St. Veit ein zweiter Zug gekommen, mit dem ich nachgefahren bin. Ein Stück dieser Ausreißerphantasie hat er entstellt, so daß er schließlich sagt: Wir sind beide erst mit dem zweiten Zuge weggefahren."

Diese Phantasie steht in Beziehung zu der letzten ungedeuteten, die davon handelt, wir hätten in Gmunden zuviel Zeit verbraucht, um die Kleider in der Bahn anzuziehen und der Zug wäre davon gefahren.]"

„Nachmittag vor dem Haus. Hans läuft plötzlich ins Haus, als ein Wagen mit zwei Pferden kommt, an dem ich nichts Außergewöhnliches bemerken kann. Ich frage ihn, was er hat. Er sagt: „Ich fürchte mich, weil die Pferde so stolz sind, daß sie umfallen." (Die Pferde wurden vom Kutscher scharf am Zügel gehalten, so daß sie in kurzem Schritte gingen, die Köpfe hochhaltend — sie hatten wirklich einen „stolzen" Gang.)"

„Ich frage ihn, wer denn eigentlich so stolz sei."

Er: „Du, wenn ich ins Bett zur Mammi komm."

Ich: „Du wünschest also, ich soll umfallen?"

Er: „Ja, du sollst als Nackter (er meint: barfüßig wie seinerzeit Fritzl) auf einen Stein anstoßen und da soll Blut fließen und wenigstens kann ich mit der Mammi ein bischen allein sein. Wenn du in die Wohnung heraufkommst, kann ich geschwind weglaufen von der Mammi, daß du's nicht siehst."

Ich: „Kannst du dich erinnern, wer sich am Steine angestoßen hat?"

Er: „Ja der Fritzl.“,

Ich: „Wie der Fritzl hingefallen ist, was hast du dir gedacht[1])?“

Er: „Daß du am Steine hinfliegen sollst.“

Ich: „Du möchtest also gerne zur Mammi?“

Er: „Ja!“

Ich: „Weshalb schimpf' ich denn eigentlich?“

Er: „Das weiß ich nicht.“ (!!)

Ich: „Warum?“

Er: „Weil du eifern tust.“

Ich: „Das ist doch nicht wahr!“

Er: „Ja, das ist wahr, du tust eifern, das weiß ich. Das muß wahr sein.“

„Meine Erklärung, daß nur kleine Buben zur Mammi ins Bett kommen, große in ihrem eigenen Bette schlafen, hat ihm also nicht sehr imponiert.“

„Ich vermute, daß der Wunsch, das Pferd zu „necken“, i. e. schlagen, anschreien, nicht, wie er angab, auf die Mama, sondern auf mich geht. Er hat die Mama wohl nur vorgeschoben, weil er mir das andere nicht eingestehen wollte. In den letzten Tagen ist er von besonderer Zärtlichkeit gegen mich.“

Mit der Überlegenheit, die man „nachträglich“ so leicht erwirbt, wollen wir den Vater korrigieren, daß der Wunsch Hansens, das Pferd zu „necken“ doppelt gefügt ist, zusammengesetzt aus einem dunkeln, sadistischen Gelüste auf die Mutter und einem klaren Rachedrange gegen den Vater. Der letztere konnte nicht eher reproduziert werden, als bis im Zusammenhange des Graviditätskomplexes das erstere an die Reihe gekommen war. Bei der Bildung der Phobie aus den unbewußten Gedanken findet ja eine Verdichtung statt; darum kann der Weg der Analyse niemals den Entwicklungsgang der Neurose wiederholen.

„22. April. Heute früh hat sich Hans wieder etwas gedacht: „Ein Gassenbube ist auf dem Wagerl gefahren und der Kondukteur ist gekommen und hat den Buben ganz nackt ausgezogen und bis in der Früh dort stehen lassen und in der Früh hat der Bub dem Kondukteur 50.000 Gulden gegeben, damit er mit dem Wagerl fahren darf.“

„[Vis-à-vis von uns fährt die Nordbahn. Auf einem Stockgeleise

[1]) Fritzl ist also tatsächlich gefallen, was er seinerzeit geleugnet hat.

steht eine Draisine, auf der Hans einmal einen Gassenbuben fahren sah, was er auch tun wollte. Ich habe ihm gesagt, das dürfe man nicht, sonst käme der Kondukteur. Ein zweites Element der Phantasie ist der verdrängte Nacktheitswunsch.]"

Wir merken schon seit einiger Zeit, daß Hansens Phantasie „im Zeichen des Verkehres" schafft und konsequenterweise vom Pferde das den Wagen zieht, zur Eisenbahn fortschreitet. So gesellt sich ja auch zu jeder Straßenphobie mit der Zeit die Eisenbahnangst hinzu.

„Mittags höre ich, daß Hans den ganzen Vormittag mit einer Gummipuppe gespielt habe, die er Grete nannte. Er hat durch die Öffnung, in der einmal das kleine Blechpfeifchen befestigt war, ein kleines Taschenmesser hineingesteckt, und ihr dann die Füße voneinander gerissen, um das Messer herausfallen zu lassen. Dem Kindermädchen sagte er, zwischen die Füße der Puppe zeigend: „Schau, hier ist der Wiwimacher!"

Ich: „Was hast du denn heute eigentlich mit der Puppe gespielt?"

Er: „Ich hab' die Füße auseinander gerissen, weißt warum? Weil ein Messerl drin war, was die Mammi gehabt hat. Das hab' ich hineingegeben, wo der Knopf quietscht, und dann hab' ich die Füß' auseinander gerissen und dort ist es hinausgegangen."

Ich: „Weshalb hast du die Füße auseinander gerissen? Damit du den Wiwimacher sehen kannst?"

Er: „Er war ja auch zuerst da, da hab' ich ihn auch sehen können."

Ich: „Weshalb hast du das Messer hineingegeben?"

Er: „Ich weiß es nicht."

Ich: „Wie sieht denn das Messerl aus?"

„Er bringt es mir."

Ich: „Hast du dir gedacht, es ist vielleicht ein kleines Kind?"

Er: „Nein, ich hab' mir gar nichts gedacht, aber der Storch hat, mir scheint, einmal ein kleines Kind gekriegt — oder wer."

Ich: „Wann?"

Er: „Einmal. Ich hab's gehört oder hab' ich's gar nicht gehört, oder hab' ich mich verredet?"

Ich: „Was heißt verredet?"

Er: „Es ist nicht wahr."

Ich: „Alles, was man sagt, ist ein bissel wahr."

Er: „No ja, ein bißchen."

Ich (nach einem Übergange): „Wie hast du dir gedacht, kommen die Hendl auf die Welt?“

Er: „Der Storch laßt sie halt wachsen, der Storch laßt die Hendl wachsen, — nein, der liebe Gott.“

„Ich erkläre ihm, daß die Hendl Eier legen und aus den Eiern wieder Hendl kommen.“

„Hans lacht.“

Ich: „Warum lachst du?“

Er: „Weil mir's gefallt, was du mir da erzählst.“

„Er sagt, er habe das bereits gesehen.“

Ich: Wo denn?“

Hans: „Bei dir!“

Ich: „Wo hab' ich ein Ei gelegt?“

Hans: „In Gmunden, ins Gras hast du ein Ei gelegt und auf einmal ist ein Hendl außigsprungen. Du hast einmal ein Ei gelegt, das weiß ich, das weiß ich ganz bestimmt. Weil mir's die Mammi gesagt hat.“

Ich: „Ich werde die Mammi fragen, ob das wahr ist?“

Hans: „Das ist gar nicht wahr, aber ich hab schon einmal ein Ei gelegt, da ist ein Hendl außigsprungen.“

Ich: „Wo?“

Hans: „In Gmunden habe ich mich ins Gras gelegt, nein, gekniet und da haben die Kinder gar nicht hergeschaut und auf einmal in der Früh hab' ich gesagt: Sucht's Kinder, gestern hab' ich ein Ei gelegt! Und auf einmal haben sie geschaut und auf einmal haben sie ein Ei gesehen und aus dem ist ein kleiner Hans gekommen. Was lachst du denn? Die Mammi weiß es nicht und die Karolin' weiß es nicht, weil niemand zugeschaut hat, und auf einmal hab' ich ein Ei gelegt und auf einmal war's da. Wirklich. Vatti, wann wächst ein Hendl aus dem Ei? Wenn man es stehen läßt? Muß man das essen?“

„Ich erkläre ihm das.“

Hans: „No ja, lassen's wir bei der Henne, dann wächst ein Hendl. Packen wir's in die Kiste und lassen wirs nach Gmunden fahren.“

Hans hat die Leitung der Analyse mit einem kühnen Griffe an sich gerissen, da die Eltern mit den längst berechtigten Aufklärungen zögerten, und in einer glänzenden Symptomhandlung mitgeteilt: „Seht ihr, so stelle ich mir eine Geburt vor.“ Was er dem Dienstmädchen über den Sinn seines Spieles mit der Puppe gesagt, war nicht aufrichtig, dem Vater gegenüber weist er es direkt ab, daß er nur den Wiwimacher sehen wollte. Nachdem ihm der Vater gleichsam als

Abschlagszahlung die Entstehung der Hühnchen aus dem Ei erzählt hat, vereinigen sich seine Unbefriedigung, sein Mißtrauen und sein Besserwissen zu einer herrlichen Persiflage, die sich in seinen letzten Worten zu einer deutlichen Anspielung auf die Geburt der Schwester steigert.

Ich: „Was hast du mit der Puppe gespielt?"

Hans: „Ich hab' ihr Grete gesagt."

Ich: „Warum?"

Hans: „Weil ich ihr Grete gesagt hab'."

Ich: „Wie hast du dich gespielt?"

Hans: „Ich hab' sie halt so gepflegt wie ein wirkliches Kind."

Ich: „Möchtest du gerne ein kleines Mäderl haben?"

Hans: „O ja. Warum nicht? Ich mag eins kriegen, aber die Mammi darf keins kriegen, ich mags nicht."

„[Er hat sich schon so oft ausgesprochen. Er fürchtet, durch ein drittes Kind noch weiter verkürzt zu werden.]"

Ich: „Es bekommt doch nur eine Frau ein Kind."

Hans: „Ich krieg' ein Mäderl."

Ich: „Wo kriegst du es denn her?"

Hans: „No, vom Storch. Er nimmt das Mäderl heraus und das Mäderl legt auf einmal ein Ei und aus dem Ei kommt dann noch eine Hanna heraus, noch eine Hanna. Aus der Hanna kommt noch eine Hanna. Nein, es kommt halt eine Hanna heraus."

Ich: „Du möchtest gerne ein Mäderl haben."

Hans: „Ja, nächstes Jahr krieg' ich eins, das wird auch Hanna heißen."

Ich: „Warum soll denn die Mammi kein Mäderl bekommen?"

Hans: „Weil ich einmal ein Mäderl mag."

Ich: „Du kannst aber kein Mäderl bekommen."

Hans: „O ja, ein Bub kriegt ein Mäderl und ein Mäderl kriegt einen Buben[1])."

Ich: „Ein Bub bekommt keine Kinder. Kinder bekommen nur Frauen, Mammis."

Hans: „Warum denn ich nicht?"

Ich: „Weil der liebe Gott es so eingerichtet hat."

Hans: „Warum kriegst denn du keines? O ja, du wirst schon eins kriegen, nur warten."

---

[1]) Wiederum ein Stück infantiler Sexualtheorie mit ungeahntem Sinne.

Ich: „Da kann ich lang warten."

Hans: „Ich gehör' doch dir."

Ich: „Aber die Mammi hat dich auf die Welt gebracht. Du gehörst dann der Mammi und mir."

Hans: „Gehört die Hanna mir oder der Mammi?"

Ich: „Der Mammi."

Hans: „Nein, mir. Warum denn nicht mir und der Mammi?"

Ich: „Die Hanna gehört mir, der Mammi und dir."

Hans: „No also!"

Ein wesentliches Stück fehlt natürlich dem Kinde im Verständnisse der Sexualbeziehungen, solange das weibliche Genitale unentdeckt ist.

„Am 24. April wird Hans von mir und meiner Frau so weit aufgeklärt, daß Kinder in der Mammi wachsen und dann, was große Schmerzen bereite, mittels Drückens wie ein „Lumpf" in die Welt gesetzt werden."

„Nachmittags sind wir vor dem Haus. Es ist bei ihm eine sichtliche Erleichterung eingetreten, er läuft Wagen nach und nur der Umstand, daß er sich aus der Nähe des Haupttores nicht wegtraut respektive zu keinem größeren Spaziergange zu bewegen ist, verrät den Rest von Angst."

„Am 25. April rennt mir Hans mit dem Kopfe in den Bauch, was er schon früher einmal getan hat. Ich frage ihn, ob er eine Ziege ist."

„Er sagt: „Ja, ein Wieder (Widder)." — „Wo er einen Widder gesehen hat?"

Er: „In Gmunden, der Fritzl hat einen gehabt." [Der Fritzl hat ein kleines, lebendes Schaf zum Spielen gehabt.]"

Ich: „Von dem Lamperl mußt du mir erzählen, was hat es gemacht?"

Hans: „Du weißt, das Fräulein Mizzi [eine Lehrerin, die im Hause wohnte] hat immer die Hanna auf das Lamperl gesetzt, da hat es aber nicht aufstehen können, da hat es nicht stoßen können. Wenn man hingeht, stößt es schon, weil es Hörner hat. Der Fritzl tut's halt an der Schnur führen und an einen Baum anbinden. Er bindet's immer an einen Baum an."

Ich: „Hat das Lamperl dich gestoßen?"

Hans: „Hinaufgesprungen ist es auf mich, der Fritzl hat mich einmal hingegeben ... ich bin einmal hingegangen und hab's nicht

gewußt, und auf einmal ist es auf mich hinaufgesprungen. Das war so lustig — erschrocken bin ich nicht."

„Das ist gewiß unwahr."

Ich: „Hast du den Vatti gern?"

Hans:„O ja."

Ich: „Vielleicht auch nicht?"

Hans (spielt mit einem kleinen Pferderl. In diesem Momente fällt das Pferdl um. Er schreit: „Das Pferdl ist umgefallen! Siehst du, wie's Krawall macht!")

Ich: „Etwas ärgert dich am Vatti, daß ihn die Mammi gern hat."

Hans: „Nein."

Ich: „Weshalb weinst du also immer, wenn die Mammi mir einen Kuß gibt? Weil du eifersüchtig bist."

Hans: „Das schon."

Ich: „Du möchtest halt gern der Vatti sein."

Hans:„O ja."

Ich: „Was möchtest du denn machen, wenn du der Vatti wärst."

Hans: „Und du der Hans?"

„Da möcht' ich dich jeden Sonntag nach Lainz fahren, nein, auch jeden Wochentag. Wenn ich der Vatti wär', wär' ich gar brav."

Ich: „Was möchtest du aber mit der Mammi machen?"

Hans: „Auch nach Lainz mitnehmen."

Ich: „Was sonst noch?"

Hans: „Nix."

Ich: „Weshalb bist du denn eifersüchtig?"

Hans: „Das weiß ich nicht."

Ich: „In Gmunden warst du auch eifersüchtig?"

Hans: „In Gmunden nicht [das ist nicht wahr). In Gmunden hab' ich meine Sachen gehabt, einen Garten hab' ich in Gmunden gehabt und auch Kinder."

Ich: „Kannst du dich erinnern, wie die Kuh das Kalberl bekommen hat?"

Hans: „O ja. Es ist mit einem Wagen hergekommen [Das hat man ihm wohl damals in Gmunden gesagt. Auch ein Stoß gegen die Storchtheorie] und eine andere Kuh hat es aus dem Podl herausgedrückt." [Das ist bereits die Frucht der Aufklärung, die er mit der „Wagerltheorie" in Einklang bringen will.]"

Ich: „Das ist ja nicht wahr, daß es mit einem Wagerl gekommen ist; es ist aus der Kuh gekommen, die im Stalle war."

„Hans bestreitet es, sagt, er habe den Wagen in der Früh gesehen. Ich mache ihn aufmerksam, daß man ihm das wahrscheinlich erzählt hat, daß das Kalberl im Wagen gekommen sei. Er gibt es schließlich zu: „Es hat mir's wahrscheinlich die Berta gesagt oder nein — oder vielleicht der Hausherr. Er war dabei und es war doch Nacht, deshalb ist es doch wahr, wie ich's dir sage, oder mir scheint, es hat mir's niemand gesagt, ich hab' mir's in der Nacht gedacht."

„Das Kalberl wurde, wenn ich nicht irre, im Wagen weggeführt; daher die Verwechslung."

Ich: „Warum hast du dir nicht gedacht, der Storch hat's gebracht?"

Hans: „Das hab' ich mir nicht denken wollen."

Ich: „Aber, daß die Hanna der Storch gebracht hat, hast du dir gedacht?"

Hans: „In der Früh (der Entbindung) hab' ich mir's gedacht. — Du, Vatti, war der Herr Reisenbichler (der Hausherr) dabei, wie das Kalberl von der Kuh gekommen ist[1])?"

Ich: „Ich weiß nicht. Glaubst du?"

Hans: „Ich glaub' schon . . . Vatti, hast du schon öfter gesehen, wie ein Pferd etwas Schwarzes am Mund hat?"

Ich: „Ich hab's schon öfter gesehen, auf der Straße in Gmunden[2])."

Ich: „In Gmunden warst du oft im Bett bei der Mammi?"

Hans: „Ja."

Ich: „Und du hast dir gedacht, du bist der Vatti?"

Hans: „Ja."

Ich: „Und dann hast du dich vor dem Vatti gefürchtet?"

Hans: „Du weißt ja alles, ich hab' nichts gewußt."

Ich: „Wie der Fritzl gefallen ist, hast du dir gedacht, wenn der Vatti so fallen möchte,und wie dich das Lamperl gestoßen hat, wenn es den Vatti stoßen möcht.' Kannst du dich an das Begräbnis in Gmunden erinnern?" [Das erste Begräbnis, das Hans sah. Er erinnert sich öfter daran, eine zweifellose Deckerinnerung.]"

Hans: „Ja, was war da?"

---

[1]) Hans, der Grund hat, gegen die Mitteilungen der Erwachsenen mißtrauisch zu sein, erwägt hier, ob der Hausherr glaubwürdiger sei als der Vater.

[2]) Der Zusammenhang ist der: Das mit dem Schwarzen am Munde der Pferde hat ihm der Vater lange nicht glauben wollen, bis es sich endlich hat verifizieren lassen.

Ich: „Da hast du gedacht, wenn der Vatti sterben möcht', wärst du der Vatti."

Hans: „Ja."

Ich: „Vor welchen Wagen fürchtest du dich eigentlich noch?"

Hans: „Vor allen."

Ich: „Das ist doch nicht wahr."

Hans: „Vor Fiakern, Einspännern nicht. Vor Stellwagen, vor Gepäckwagen, aber nur, wenn sie aufgeladen haben, wenn sie aber leer sind, nicht. Wenn es ein Pferd ist und voll aufgeladen hat, da fürcht' ich mich, und wenn's zwei Pferde sind und voll aufgeladen haben, da fürcht' ich mich nicht."

Ich: „Vor den Stellwagen fürchtest du dich, weil drin soviel Leute sind?"

Hans: „Weil am Dach soviel Gepäck ist."

Ich: „Hat die Mammi, wie sie die Hanna bekommen hat, nicht auch voll aufgeladen?"

Hans: „Die Mammi wird wieder voll aufgeladen sein, wenn sie wieder einmal eins haben wird, bis wieder eins wachsen wird, bis wieder eins drin sein wird."

Ich: „Das möchtest du halt gern."

Hans: „Ja."

„Ich: „Du hast gesagt, du willst nicht, daß die Mammi noch ein Kind bekommen soll."

Hans: „So wird sie halt nicht mehr aufgeladen sein. Die Mammi hat gesagt, wenn die Mammi keins will, will's der liebe Gott auch nicht. Wird die Mammi auch keins wollen, so wird sie keins bekommen." [Hans hat natürlich gestern auch gefragt, ob in der Mammi noch Kinder sind. Ich habe ihm gesagt, nein, wenn der liebe Gott nicht will, wird's in ihr auch nicht wachsen.]

Hans: „Aber die Mammi hat mir gesagt, wenn sie nicht will, wird keins mehr wachsen, und du sagst, wenn der liebe Gott nicht will."

„Ich sagte ihm also, daß es so ist, wie ich gesagt habe, worauf er bemerkt: „Du warst doch dabei? Du weißt es gewiß besser." — Er stellte also die Mama zur Rede, und die stellte die Konkordanz her, indem sie erklärte, wenn sie nicht wolle, wolle auch der liebe Gott nicht.[1])"

Ich: „Mir scheint, du wünschest doch, die Mammi soll ein Kind bekommen?"

[1]) Ce que femme veut Dieu le veut. Aber Hans hat hier in seinem Scharfsinne wieder ein sehr ernsthaftes Problem entdeckt.

Hans: „Aber haben will ich's nicht."

Ich: „Aber du wünschest es?"

Hans: „Wünschen schon."

Ich: „Weißt du, warum du es wünschest? Weil du gern der Vatti sein möchst."

Hans: „Ja ... Wie ist die Geschicht'?"

Ich: „Welch Geschicht'?"

Hans: „Ein Vatti kriegt doch kein Kind, wie ist die Geschicht' dann, wenn ich gern der Vatti sein möcht'?"

Ich: „Du möchtest der Vatti sein und mit der Mammi verheiratet sein, möchtest so groß sein wie ich und einen Schnurrbart haben und möchtest, daß die Mammi ein Kind bekommen soll."

Hans: „Vatti, und bis ich verheiratet sein werde, werde ich nur eins kriegen, wenn ich will, wenn ich mit der Mammi verheiratet sein werde, und wenn ich kein Kind will, will der liebe Gott auch nicht, wenn ich geheiratet hab'."

Ich: „Möchtest du gern mit der Mammi verheiratet sein?"

Hans: „O ja."

Man merkt es deutlich, wie das Glück in der Phantasie noch durch die Unsicherheit über die Rolle des Vaters und die Zweifel an der Beherrschung des Kinderkriegens gestört wird.

„Am Abende desselben Tages sagt Hans, wie er ins Bett gelegt wird, zu mir: „Du, weißt du, was ich jetzt mach'? Jetzt sprech' ich noch bis 10 Uhr mit der Grete, die ist bei mir im Bett. Immer sind meine Kinder bei mir im Bett. Kannst du mir sagen, wie das ist?" — Da er schon sehr schläfrig ist, verspreche ich ihm, wir werden das morgen aufschreiben, und er schläft ein."

„Aus den früheren Aufzeichnungen ergibt sich, daß Hans seit seiner Rückkehr von Gmunden immer von seinen „Kindern" phantasiert, er führt mit ihnen Gespräche usw.[1])"

„Am 26. April frage ich ihn also, warum er denn immer von seinen Kindern spricht."

---

[1]) Es ist keine Nötigung, hier bei Hans einen femininen Zug von Sehnsucht nach Kinderhaben anzunehmen. Da er seine beseligenden Erlebnisse als Kind bei der Mutter gehabt hat, wiederholt er diese nun in aktiver Rolle, wobei er selbst die Mutter spielen muß.

Hans: „Warum? Weil ich so gerne Kinder haben mag, aber ich wünsch' mir's nie, haben mag ich sie nicht.[1])"

Ich: „Hast du dir immer vorgestellt, die Berta, die Olga usw. sind deine Kinder?"

Hans: „Ja, der Franzl, der Fritzl und der Paul (sein Gespiele in Lainz) auch und die Lodi." „Ein fingierter Name. Sein Lieblingskind von dem er am öftesten spricht. — Ich betone hier, daß die Persönlichkeit der Lodi nicht erst seit einigen Tagen, seit dem Datum der letzten Aufklärung (24. April) besteht."

Ich: „Wer ist die Lodi? Ist sie in Gmunden?"

Hans: „Nein."

Ich: „Gibt's eine Lodi?"

Hans: „Ja, ich kenn' sie schon."

Ich: „Welche denn?"

Hans: „Die da, die ich hab'."

Ich: „Wie sieht sie denn aus?"

Hans: „Wie? Schwarze Augen, schwarze Haare... ich hab' sie einmal mit der Mariedl (in Gmunden) getroffen, wie ich in die Stadt gegangen bin."

„Wie ich Näheres wissen will, stellt sich heraus, daß dies erfunden ist.[2])"

Ich: „Du hast also gedacht, du bist die Mammi?"

Hans: „Ich war auch wirklich die Mammi."

Ich: „Was hast du denn mit den Kindern gemacht?"

Hans: „Bei mir hab' ich sie schlafen lassen, Mädeln und Buben."

Ich: „Jeden Tag?"

Hans: „Na freilich."

Ich: „Hast du mit ihnen gesprochen?"

Hans: „Wenn alle Kinder nicht ins Bett hineingegangen sind, habe ich welche Kinder aufs Sopha gelegt und welche in den Kinderwagen gesetzt, wenn noch übrig geblieben sind, hab' ich sie am Boden getragen und in die Kiste gelegt, da waren noch Kinder und ich hab' sie in die andere Kiste gelegt."

---

[1]) Der so auffällige Widerspruch ist der zwischen Phantasie und Wirklichkeit — wünschen und haben. Er weiß, daß er in Wirklichkeit Kind ist, da würden ihn andere Kinder nur stören, in der Phantasie ist er Mutter und braucht Kinder, mit denen er die selbst erlebten Zärtlichkeiten widerholen kann.

[2]) Es könnte doch sein, daß Hans eine zufällige Begegnung in Gmunden zum Ideal erhoben hat, das übrigens in der Farbe von Augen und Haaren der Mutter nachgebildet ist.

Ich: „Also die Storchenkinderkisten sind am Boden gestanden?“

Hans: „Ja.“

Hans: „Wann hast du die Kinder bekommen? War die Hanna schon auf der Welt?“

Hans: „Ja, schon lange.“

Ich: Aber von wem hast du dir gedacht, daß du die Kinder bekommen?“

Hans: „No, von mir.[1])“

Ich: „Damals hast du aber noch gar nicht gewußt, daß die Kinder von einem kommen.“

Hans: „Ich hab' mir gedacht, der Storch hat sie gebracht.“ (Offenbar Lüge und Ausflucht[2])

Ich: „Gestern war die Grete bei dir, aber du weißt doch schon, daß ein Bub keine Kinder haben kann.“

Hans: „No ja, ich glaub's aber doch.“

Ich: „Wie bist du auf den Namen Lodi gekommen? So heißt doch kein Mäderl. Vielleicht Lotti?“

Hans: „O nein, Lodi. Ich weiß nicht, aber ein schöner Name ist es doch.“

Ich (scherzend): „meinst du vielleicht eine „Schokolodi?“

Hans (sofort): „Nein, eine Saffalodi[3]) . . . .weil ich so gern Wurst essen tu, Salami auch.“

Ich: „Du, sieht eine Saffalodi nicht wie ein Lumpf aus?“

Hans: „Ja!“

Ich: „Wie sieht denn ein Lumpf aus?“

Hans: „Schwarz. Weißt (zeigt auf meine Augenbrauen und Schnurrbart) wie das und das.“

Ich: „Wie noch? Rund wie eine Saffaladi?“

Hans: „Ja.“

Ich: „Wenn du am Topf gesessen bist und ein Lumpf gekommen ist, hast du dir gedacht, daß du ein Kind bekommst?“

Hans (lachend): „Ja, in der **gasse schon und auch hier.“

Ich: „Weißt du, wie die Stellwagenpferde umgefallen sind? Der

---

[1]) Hans kann nicht anders als vom Standpunkte des Autoerotismus antworten.

[2]) Es sind Phantasie-, d. h. Onaniekinder.

[3]) Saffaladi = Zervelatwurst. Meine Frau erzählt gern, daß ihre Tante immer Soffilodi sagt, das mag er gehört haben.

Wagen sieht doch wie eine Kinderkiste aus, und wenn das schwarze Pferd umgefallen ist, war es so . . ."

Hans (ergänzend): „Wie wenn man ein Kind bekommt."

Ich: „Und was hast du dir gedacht, wie es mit den Füßen Krawall gemacht hat?"

Hans: „Na, wenn ich mich nicht will am Topf setzen und lieber spielen, dann mach' ich so mit den Füßen Krawall." (Er stampft mit den Füßen auf.)

„Daher interessierte es ihn so sehr, ob man gern oder ungern Kinder bekommt."

„Hans spielt heute fortwährend Gepäckkisten auf- und abladen, wünscht sich auch einen Leiterwagen mit solchen Kisten als Spielzeug. Im Hofe des Hauptzollamtes gegenüber interessierte ihn am meisten das Auf- und Abladen der Wagen. Er erschrak auch am heftigsten, wenn ein Wagen aufgeladen hatte und fortfahren sollte. „Die Pferde werden fallen"[1]). Die Türen des Hauptzollamtsschuppens nannte er „Loch", (das erste, zweite, dritte . . . Loch). Jetzt sagt er „Podlloch".

„Die Angst ist fast gänzlich geschwunden, nur will er in der Nähe des Hauses bleiben, um einen Rückzug zu haben, wenn er sich fürchten sollte. Er flüchtet aber nie mehr ins Haus hinein, bleibt immer auf der Straße. Bekanntlich hat das Kranksein damit begonnen, daß er auf dem Spaziergange weinend umkehrte, und als man ihn ein zweites Mal zwang spazieren zu gehen, nur bis zur Stadtbahnstation „Hauptzollamt" ging, von der aus man unsere Wohnung noch sieht. Bei der Entbindung der Frau war er natürlich von ihr getrennt, und die jetzige Angst, die ihn hindert, die Nähe des Hauses aufzugeben, ist noch die damalige Sehnsucht."

„30. April. Da Hans wieder mit seinen imaginären Kindern spielt, sage ich ihm: „Wieso leben denn deine Kinder noch? Du weißt ja, daß ein Bub keine Kinder bekommen kann."

Hans: „Das weiß ich. Früher war ich die Mammi, jetzt bin ich der Vatti."

Ich: „Und wer ist die Mammi zu den Kindern?"

Hans: „No, die Mammi, und du bist der Großvatti."

Ich: „Also du möchtest so groß sein wie ich, mit der Mammi verheiratet sein, und sie soll dann Kinder bekommen."

---

[1]) Heißt man es nicht „niederkommen", wenn eine Frau entbindet?

Hans: „Ja, das möcht' ich und die Lainzerin (meine Mutter) ist dann die Großmammi."

Es geht alles gut aus. Der kleine Ödipus hat eine glücklichere Lösung gefunden, als vom Schicksal vorgeschrieben ist. Er gönnt seinem Vater, anstatt ihn zu beseitigen, dasselbe Glück, das er für sich verlangt; er ernennt ihn zum Großvater und verheiratet auch ihn mit der eigenen Mutter.

„Am 1. Mai kommt Hans mittags zu mir und sagt: „Weißt was? Schreiben wir was für den Professor auf."

Ich: „Was denn?"

Hans: „Vormittag war ich mit allen meinen Kindern auf dem Kloset. Zuerst hab' ich Lumpf gemacht und Wiwi und sie haben zugeschaut. Dann hab' ich sie aufs Kloset gesetzt und sie haben Wiwi und Lumpf gemacht und ich hab' ihnen den Podl mit Papier ausgewischt. Weißt warum? Weil ich so gerne Kinder haben möcht', dann möcht' ich ihnen alles tun, sie aufs Kloset führen, ihnen den Podl abputzen, halt alles, was man mit Kindern tut."

Es wird nach dem Geständnisse dieser Phantasie wohl kaum angehen, die an die exkrementellen Funktionen geknüpfte Lust bei Hans in Abrede zu stellen.

„Nachmittags wagt er sich zum erstenmal in den Stadtpark. Da es 1. Mai ist, fahren wohl weniger Wagen als sonst, immerhin genug, die ihn bisher abgeschreckt haben. Er ist sehr stolz auf seine Leistung, und ich muß mit ihm nach der Jause noch einmal in den Stadtpark gehen. Auf dem Wege treffen wir einen Stellwagen, den er mir zeigt: „Schau einen Storchenkistenwagen!" Wenn er, wie geplant ist, morgen mit mir wieder in den Stadtpark geht, kann man die Krankheit wohl als geheilt ansehen."

„Am 2. Mai früh kommt Hans: „Du, ich hab' mir heute was gedacht." Zuerst hat er's vergessen, später erzählt er unter beträchtlichen Widerständen: „Es ist der Installateur gekommen und hat mir mit einer Zange zuerst den Podl weggenommen und hat mir dann einen andern gegeben und dann den Wiwimacher. Er hat gesagt: Laß den Podl sehen und ich hab' mich umdrehen müssen, und er hat ihn weggenommen und dann hat er gesagt: Laß den Wiwimacher sehen."

Der Vater erfaßt den Charakter der Wunschphantasie und zweifelt keinen Moment an der einzig gestatteten Deutung.

Ich: „Er hat dir einen größeren Wiwimacher und einen größeren Podl gegeben.

Hans: „Ja."

Ich: „Wie der Vatti sie hat, weil du gern der Vatti sein möchtest?"

Hans: „Ja, und so einen Schnurrbart wie du möcht' ich auch haben und solche Haare". (Deutet auf die Haare an meiner Brust.)

„Die Deutung der vor einiger Zeit erzählten Phantasie: Der Installateur ist gekommen und hat die Badewanne abgeschraubt und hat mir dann einen Bohrer in den Bauch eingesetzt, rekapituliert sich demnach: Die große Badewanne bedeutet den „Podl", der Bohrer oder Schraubenzieher, wie damals schon gedeutet, den Wiwimacher[1].) Es sind identische Phantasien. Es eröffnet sich auch ein neuer Zugang zu Hansens Furcht vor der großen Badewanne, die übrigens auch bereits abgenommen hat. Es ist ihm unlieb, daß sein „Podl" zu klein ist für die große Wanne."

In den nächsten Tagen nimmt die Mutter wiederholt das Wort, um ihrer Freude über die Herstellung des Kleinen Ausdruck zu geben.

Nachtrag des Vaters eine Woche später:

„Geehrter Herr Professor! Ich möchte die Krankengeschichte Hansens noch durch folgendes ergänzen:

„1. Die Remission nach der ersten Aufklärung war nicht so vollständig, wie ich sie vielleicht dargestellt habe. Hans ging allerdings spazieren, aber nur gezwungen und mit großer Angst. Einmal ging er mit mir bis zur Station „Hauptzollamt", von wo man noch die Wohnung sieht, und war nicht weiter zu bringen."

„2. ad: Himbeersaft, Schießgewehr. Himbeersaft bekommt Hans bei der Verstopfung. Schießen und Scheißen ist eine auch ihm geläufige Wortvertauschung."

---

[1]) Vielleicht darf man hinzusetzen, daß der „Bohrer" nicht ohne Beziehung auf das Wort „geboren", „Geburt" gewählt worden ist. Das Kind würde so zwischen „gebohrt" und „geboren" keinen Unterschied machen. Ich akzeptiere diese mir von einem kundigen Kollegen mitgeteilte Vermutung, weiß aber nicht zu sagen, ob hier ein tieferer allgemeiner Zusammenhang oder die Ausnützung eines dem Deutschen eigentümlichen Sprachzufalles vorliegt. Auch Prometheus (Pramantha), der Menschenschöpfer, ist etymologisch der „Bohrer". Vgl. Abraham, Traum und Mythus, 4. Heft der „Schriften zur angewandten Seelenkunde", 1908.

„3. Als Hans aus unserem Schlafzimmer in ein eigenes Zimmer separiert wurde, war er ungefähr 4 Jahre alt."

„4. Ein Rest ist noch jetzt da, der sich nicht mehr in Furcht, sondern in normalem Fragetrieb äußert. Die Fragen beziehen sich meist darauf, woraus die Dinge verfertigt sind (Tramways, Maschinen usw.), wer die Dinge macht usw. Charakteristisch für die meisten Fragen ist, daß Hans fragt, obzwar er sich die Antwort bereits selbst gegeben hat. Er will sich nur vergewissern. Als er mich einmal mit Fragen zu sehr ermüdet hatte und ich ihm sagte: „Glaubst du denn, daß ich dir auf alles antworten kann, was du fragst?", meinte er: „No, ich hab' geglaubt, weil du das vom Pferd gewußt hast, daß du das auch weißt."

„5. Von der Krankheit spricht Hans nur mehr historisch: „Damals, wie ich die Dummheit gehabt hab'."

„6. Der ungelöste Rest ist der, daß Hans sich den Kopf zerbricht, was der Vater mit dem Kinde zu tun hat, da doch die Mutter das Kind zur Welt bringt. Man kann das aus den Fragen schließen, wie: „Nicht wahr, ich gehör' auch dir?" (Er meint, nicht nur der Mutter). Das: wieso er mir gehört, ist ihm nicht klar. Dagegen habe ich keinen direkten Beweis, daß er, wie Sie meinen, einen Koitus der Eltern belauscht hätte."

„7. Bei einer Darstellung müßte vielleicht doch auf die Heftigkeit der Angst aufmerksam gemacht werden, da man sonst sagen würde: „Hätte man ihn nur ordentlich durchgeprügelt, so wäre er schon spazieren gegangen."

Ich setze abschließend hinzu: Mit der letzten Phantasie Hansens war auch die vom Kastrationskomplex stammende Angst überwunden, die peinliche Erwartung ins Beglückende gewendet. Ja, der Arzt, Installateur usw. kommt, er nimmt den Penis ab, aber nur um einen größeren dafür zu geben. Im übrigen mag unser kleiner Forscher nur frühzeitig die Erfahrung machen, daß alles Wissen Stückwerk ist, und daß auf jeder Stufe ein ungelöster Rest bleibt.

III. Epikrise.

Nach drei Richtungen werde ich nun diese Beobachtung von der Entwickelung und Lösung einer Phobie bei einem noch nicht 5jährigen Knaben zu prüfen haben: erstens, inwieweit sie die Behauptungen unterstützt, die ich in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie", 1905 aufgestellt habe; zweitens, was sie zum Verständnisse der so häufigen Krankheitsform zu leisten vermag; drittens, was sich ihr etwa zur Auf-

klärung des kindlichen Seelenlebens und zur Kritik unserer Erziehungsabsichten abgewinnen läßt.

I.

Mein Eindruck geht dahin, daß das Bild des kindlichen Sexuallebens, wie es aus der Beobachtung des kleinen Hans hervortritt, in sehr guter Übereinstimmung mit der Schilderung steht, die ich in meiner Sexualtheorie nach psychoanalytischen Untersuchungen an Erwachsenen entworfen habe. Aber ehe ich daran gehe, die Einzelheiten dieser Übereinstimmung zu verfolgen, werde ich zwei Einwendungen erledigen müssen, welche sich gegen die Verwertung dieser Analyse erheben. Die erste lautet: Der kleine Hans sei kein normales Kind, sondern, wie die Folge, eben die Erkrankung, lehrt, ein zur Neurose disponiertes, ein kleiner „Hereditarier", und es sei darum unstatthaft, Schlüsse, die vielleicht für ihn Geltung haben, auf andere, normale Kinder zu übertragen. Ich werde diesen Einwand, da er den Wert der Beobachtung bloß einschränkt, nicht völlig aufhebt, später berücksichtigen. Der zweite und strengere Einspruch wird behaupten, daß die Analyse eines Kindes durch seinen Vater, der, in meinen theoretischen Anschauungen befangen, mit meinen Vorurteilen behaftet an die Arbeit geht, überhaupt eines objektiven Wertes entbehre. Ein Kind sei selbstverständlich in hohem Grade suggerierbar, vielleicht gegen keine Person mehr als gegen seinen Vater; es lasse sich alles dem Vater zuliebe aufdrängen zum Dank dafür, daß er sich soviel mit ihm beschäftige, seine Aussagen hätten keine Beweiskraft und seine Produktionen in Einfällen, Phantasien und Träumen erfolgten natürlich in der Richtung, nach welcher man es mit allen Mitteln gedrängt habe. Kurz, es sei wieder einmal alles „Suggestion", und deren Entlarvung beim Kinde nur sehr erleichtert im Vergleiche mit dem Erwachsenen.

Sonderbar; ich weiß mich zu erinnern, als ich mich vor 22 Jahren in den Streit der wissenschaftlichen Meinungen einzumengen begann, mit welchem Spotte damals von der älteren Generation der Neurologen und Psychiater die Aufstellung der Suggestion und ihrer Wirkungen empfangen wurde. Seither hat sich die Situation gründlich geändert; der Widerwille ist in allzu entgegenkommende Bereitwilligkeit umgeschlagen, und dies nicht allein infolge der Wirkung, welche die Arbeiten Liébeault's, Bernheim's und ihrer Schüler im Laufe dieser Dezennien entfalten mußten, sondern auch, weil unterdes die Entdeckung gemacht wurde, welche Denkersparnis mit der Anwendung des Schlagwortes „Suggestion" verbunden werden kann. Weiß doch niemand

und bekümmert sich auch niemand zu wissen, was die Suggestion ist, woher sie rührt und wann sie sich einstellt; genug, daß man alles im Psychischen Unbequeme „Suggestion" heißen darf.

Ich teile nicht die gegenwärtig beliebte Ansicht, daß Kinderaussagen durchwegs willkürlich und unverläßlich seien. Willkür gibt es im Psychischen überhaupt nicht; die Unverläßlichkeit in den Aussagen der Kinder rührt her von der Übermacht ihrer Phantasie, wie die Unverläßlichkeit der Aussagen Erwachsener von der Übermacht ihrer Vorurteile. Sonst lügt auch das Kind nicht ohne Grund und hat im ganzen mehr Neigung zur Wahrheitsliebe als die Großen. Mit einer Verwerfung der Angaben unseres kleinen Hans in Bausch und Bogen täte man ihm gewiß schweres Unrecht; man kann vielmehr ganz deutlich unterscheiden, wo er unter dem Zwange eines Widerstandes fälscht oder zurückhält, wo er, selbst unentschieden, dem Vater beipflichtet, was man nicht als beweisend gelten lassen muß, und wo er, vom Drucke befreit, übersprudelnd mitteilt, was seine innere Wahrheit ist, und was er bisher allein gewußt hat. Größere Sicherheiten bieten auch die Angaben der Erwachsenen nicht. Bedauerlich bleibt, daß keine Darstellung einer Psychoanalyse die Eindrücke wiedergeben kann, die man während ihrer Ausführung empfängt, daß die endgültige Überzeugung nie durchs Lesen, sondern nur durchs Erleben vermittelt werden kann. Aber dieser Mangel haftet den Analysen mit Erwachsenen in gleichem Maße an.

Den kleinen Hans schildern seine Eltern als ein heiteres, aufrichtiges Kind, und so dürfte er auch durch die Erziehung geworden sein, die ihm die Eltern schenkten, die wesentlich in der Unterlassung unserer gebräuchlichen Erziehungssünden bestand. Solange er in fröhlicher Naivität seine Forschungen pflegen konnte, ohne Ahnung der aus ihnen bald erwachsenden Konflikte, teilte er sich auch rückhaltlos mit, und die Beobachtungen aus der Zeit vor seiner Phobie unterliegen auch keinem Zweifel und keiner Beanstandung. In der Zeit der Krankheit und während der Analyse beginnen für ihn die Inkongruenzen zwischen dem, was er sagt, und dem, was er denkt, zum Teil darin begründet, daß sich ihm unbewußtes Material aufdrängt, das er nicht mit einem Male zu bewältigen weiß, zum anderen Teil infolge der inhaltlichen Abhaltungen, die aus seinem Verhältnisse zu den Eltern stammen. Ich behaupte, daß ich unparteiisch bleibe, wenn ich das Urteil ausspreche, daß auch diese Schwierigkeiten nicht größer ausgefallen sind als in soviel anderen Analysen mit Erwachsenen.

Während der Analyse allerdings muß ihm vieles gesagt werden, was er selbst nicht zu sagen weiß, müssen ihm Gedanken eingegeben werden, von denen sich noch nichts bei ihm gezeigt hat, muß seine Aufmerksamkeit die Einstellung nach jenen Richtungen erfahren, von denen her der Vater das Kommende erwartet. Das schwächt die Beweiskraft der Analyse; aber in jeder verfährt man so. Eine Psychoanalyse ist eben keine tendenzlose, wissenschaftliche Untersuchung, sondern ein therapeutischer Eingriff; sie will an sich nichts beweisen, sondern nur etwas ändern. Jedesmal gibt der Arzt in der Psychoanalyse dem Patienten die bewußten Erwartungsvorstellungen, mit deren Hilfe er imstande sein soll, das Unbewußte zu erkennen und zu erfassen, das eine Mal in reichlicherem, das andere Mal in bescheidenerem Ausmaße. Es gibt eben Fälle, die mehr, und andere, die weniger Nachhilfe brauchen. Ohne solche Hilfe kommt niemand aus. Was man etwa bei sich allein zu Ende bringen kann, sind leichte Störungen, niemals eine Neurose, die sich dem Ich wie etwas Fremdes entgegengestellt hat; zur Bewältigung eines solchen braucht es den Andern, und soweit der Andere helfen kann, soweit ist die Neurose heilbar. Wenn es im Wesen einer Neurose liegt, sich vom „Anderen" abzuwenden, wie es die Charakteristik der als Dementia praecox zusammengefaßten Zustände zu enthalten scheint, so sind eben darum diese Zustände für unsere Bemühung unheilbar. Es ist nun zugegeben, daß das Kind wegen der geringen Entwicklung seiner intellektuellen Systeme einer besonders intensiven Nachhilfe bedarf. Aber was der Arzt dem Patienten mitteilt, stammt doch selbst wieder aus analytischen Erfahrungen, und es ist wirklich beweisend genug, wenn mit dem Aufwande dieser ärztlichen Einmengung der Zusammenhang und die Lösung des pathogenen Materials erreicht wird.

Und doch hat unser kleiner Patient auch während der Analyse Selbständigkeit genug bewiesen, um ihn von dem Verdikte der „Suggestion" freisprechen zu können. Seine kindlichen Sexualtheorien wendet er auf sein Material an wie alle Kinder, ohne dazu eine Anregung zu erhalten. Dieselben sind dem Erwachsenen so überaus ferne gerückt; ja, in diesem Falle hatte ich es geradezu versäumt, den Vater darauf vorzubereiten, daß der Weg zum Thema der Entbindung für Hans über den Exkretionskomplex führen müsse. Was infolge meiner Flüchtigkeit zu einer dunkeln Partie der Analyse wurde, ergab dann wenigstens ein gutes Zeugnis für die Echtheit und Selbständigkeit in Hansens Gedankenarbeit. Er war auf einmal mit dem „Lumpf" beschäftigt,

ohne daß der angeblich suggerierende Vater verstehen konnte, wie er dazu kam, und was daraus werden sollte. Ebensowenig Anteil kann man dem Vater an der Entwicklung der beiden Phantasien vom Installateur zuschreiben, die von dem frühzeitig erworbenen „Kastrationskomplexe" ausgehen. Ich muß hier das Geständnis ablegen, daß ich dem Vater die Erwartung dieses Zusammenhanges völlig verschwiegen habe, aus theoretischem Interesse, um nur die Beweiskraft eines sonst schwer erreichbaren Beleges nicht verkümmern zu lassen.

Bei weiterer Vertiefung in das Detail der Analyse würden sich noch reichlich neue Beweise für die Unabhängigkeit unseres Hans von der „Suggestion" ergeben, aber ich breche hier die Behandlung des ersten Einwandes ab. Ich weiß, daß ich auch durch diese Analyse keinen überzeugen werde, der sich nicht überzeugen lassen will, und ich setze die Bearbeitung dieser Beobachtung für jene Leser fort, die sich eine Überzeugung von der Objektivität des unbewußten pathogenen Materials bereits erworben haben, nicht ohne die angenehme Gewißheit zu betonen, daß die Anzahl der letzteren in beständiger Zunahme begriffen ist.

Der erste dem Sexualleben zuzurechnende Zug bei dem kleinen Hans ist ein ganz besonders lebhaftes Interesse für seinen „Wiwimacher", wie dies Organ nach der kaum minder wichtigen seiner beiden Funktionen und nach jener, die in der Kinderstube nicht zu umgehen ist, genannt wird. Dies Interesse macht ihn zum Forscher; er entdeckt so, daß man auf Grund des Vorhandenseins oder Fehlens des Wiwimachers Lebendes und Lebloses unterscheiden könne. Bei allen Lebewesen, die er als sich ähnlich beurteilt, setzt er diesen bedeutsamen Körperteil voraus, studiert ihn an den großen Tieren, vermutet ihn bei beiden Eltern und läßt sich auch durch den Augenschein nicht abhalten, ihn bei seiner neugeborenen Schwester zu statuieren. Es wäre eine zu gewaltige Erschütterung seiner „Weltanschauung", könnte man sagen, wenn er sich entschließen sollte, bei einem ihm ähnlichen Wesen auf ihn zu verzichten; es wäre so, als würde er ihm selbst entrissen. Eine Drohung der Mutter, die nichts weniger als den Verlust des Wiwimachers zum Inhalte hat, wird darum wahrscheinlich eiligst zurückgedrängt und darf erst in späteren Zeiten ihre Wirkung äußern. Die Einmengung der Mutter war erfolgt, weil er sich durch Berührung dieses Gliedes Lustgefühle zu verschaffen liebte; der Kleine hat die gewöhnlichste und — normalste Art der autoerotischen Sexualtätigkeit begonnen.

In einer Weise, die Alf. Adler sehr passend als „Triebverschränkung“ bezeichnet hat[1]), verknüpft sich die Lust am eigenen Geschlechtsgliede mit der Schaulust in ihrer aktiven und ihrer passiven Ausbildung. Der Kleine sucht den Wiwimacher anderer Personen zu Gesicht zu bekommen, er entwickelt sexuelle Neugierde und liebt es, seinen eigenen zu zeigen. Einer seiner Träume aus der ersten Zeit der Verdrängung hat den Wunsch zum Inhalte, daß eine seiner kleinen Freundinnen ihm beim Wiwimachen behilflich sein, also dieses Anblickes teilhaftig werden solle. Der Traum bezeugt so, daß der Wunsch bis dahin unverdrängt bestanden hat, sowie spätere Mitteilungen bestätigen, daß er seine Befriedigung zu finden pflegte. Die aktive Richtung der sexuellen Schaulust verbindet sich bei ihm bald mit einem bestimmten Motiv. Wenn er sowohl dem Vater wie der Mutter wiederholt sein Bedauern zu erkennen gibt, daß er deren Wiwimacher noch nie gesehen habe, so drängt ihn dazu wahrscheinlich das Bedürfnis zu vergleichen. Das Ich bleibt der Maßstab, mit dem man die Welt ausmißt; durch beständiges Vergleichen mit der eigenen Person lernt man sie verstehen. Hans hat beobachtet, daß die großen Tiere soviel größere Wiwimacher haben als er; darum vermutet er das gleiche Verhältnis auch bei seinen Eltern und möchte sich davon überzeugen. Die Mama, meint er, hat gewiß einen Wiwimacher „wie ein Pferd“. Er hat dann den Trost bereit, daß der Wiwimacher mit ihm wachsen werde; es ist, als ob der Größenwunsch des Kindes sich aufs Genitale geworfen hätte.

In der Sexualkonstitution des kleinen Hans ist also die Genitalzone von vorneherein die am intensivsten lustbetonte unter den erogenen Zonen. Neben ihr ist nur noch die exkrementelle, an die Orefizien der Harn- und Stuhlentleerung geknüpfte Lust bei ihm bezeugt. Wenn er in seiner letzten Glücksphantasie, mit der sein Kranksein überwunden ist, Kinder hat, die er aufs Kloset führt, sie Wiwi machen läßt und ihnen den Podl auswischt, kurz, „alles mit ihnen tut, was man mit Kindern tun kann“, so scheint es unabweisbar anzunehmen, daß diese selben Verrichtungen während seiner Kinderpflege eine Quelle der Lustempfindung für ihn waren. Diese Lust von erogenen Zonen wurde für ihn mit Hilfe der ihn pflegenden Person, der Mutter, gewonnen, führt also bereits zur Objektwahl; es bleibt aber möglich, daß er in noch früheren Zeiten gewohnt war, sich dieselbe autoerotisch zu verschaffen,

[1]) „Der Aggressionstrieb im Leben und in der Neurose“. Fortschritte der Medizin. 1908. Nr. 19.

daß er zu jenen Kindern gehört hat, die die Exkrete zurückzuhalten lieben, bis ihnen deren Entleerung einen Wollustreiz bereiten kann. Ich sage nur, es ist möglich, denn es ist in der Analyse nicht klargestellt worden; das „Krawallmachen mit den Beinen" [Zappeln], vor dem er sich später so sehr fürchtet, deutet nach dieser Richtung. Eine auffällige Betonung, wie bei anderen Kindern so häufig, haben diese Lustquellen bei ihm übrigens nicht. Er ist bald rein geworden, Bettnässen und tägliche Inkontinenz haben keine Rolle in seinen ersten Jahren gespielt; von der am Erwachsenen so häßlichen Neigung, mit den Exkrementen zu spielen, die am Ausgange der psychischen Rückbildungsprozesse wieder aufzutreten pflegt, ist an ihm nichts beobachtet worden.

Heben wir gleich an dieser Stelle hervor, daß während seiner Phobie die Verdrängung dieser beiden bei ihm gut ausgebildeten Komponenten der Sexualtätigkeit unverkennbar ist. Er schämt sich, vor anderen zu urinieren, klagt sich an, daß er den Finger zum Wiwimacher gebe, bemüht sich, auch die Onanie aufzugeben, und ekelt sich vor „Lumpf", „Wiwi" und allem, was daran erinnert. In der Phantasie von der Kinderpflege nimmt er diese letztere Verdrängung wieder zurück.

Eine Sexualkonstitution wie die unseres kleinen Hans scheint die Disposition zur Entwicklung von Perversionen oder ihrem Negativ (beschränken wir uns hier auf die Hysterie) nicht zu enthalten. Soviel ich erfahren habe (es ist hier wirklich noch Zurückhaltung geboten), zeichnet sich die angeborene Konstitution der Hysteriker — bei den Perversen versteht es sich beinahe von selbst — durch das Zurücktreten der Genitalzonen gegen andere erogene Zonen aus. Eine einzige „Abirrung" des Sexuallebens muß von dieser Regel ausdrücklich ausgenommen werden. Bei den später Homosexuellen, die nach meiner Erwartung und nach den Beobachtungen von J. Sadger alle in der Kindheit eine amphigene Phase durchmachen, trifft man auf die nämliche infantile Präponderanz der Genitalzone, speziell des Penis. Ja, diese Hochschätzung des männlichen Gliedes wird zum Schicksal für die Homosexuellen. Sie wählen das Weib zum Sexualobjekt in ihrer Kindheit, solange sie auch beim Weibe die Existenz dieses ihnen unentbehrlich dünkenden Körperteiles voraussetzen; mit der Überzeugung, daß das Weib sie in diesem Pnnkte getäuscht hat, wird das Weib für sie als Sexualobjekt unannehmbar. Sie können den Penis bei der Person, die sie zum Sexualverkehre reizen soll, nicht entbehren und fixieren ihre Libido im günstigen Falle auf „das Weib

mit dem Penis", den feminin erscheinenden Jüngling. Die Homosexuellen sind also Personen, welche durch die erogene Bedeutung des eigenen Genitales gehindert worden sind, bei ihrem Sexualobjekt auf diese Übereinstimmung mit der eigenen Person zu verzichten. Sie sind in der Entwicklung vom Autoerotismus zur Objektliebe an einer Stelle, dem Autoerotismus näher, fixiert geblieben.

Es ist ganz und gar unzulässig, einen besonderen homosexuellen Trieb zu unterscheiden; es ist nicht eine Besonderheit des Trieblebens, sondern der Objektwahl, die den Homosexuellen ausmacht. Ich verweise darauf, was ich in der „Sexualtheorie" ausgeführt habe, daß wir uns irrigerweise die Vereinigung von Trieb und Objekt im Sexualleben als eine zu innige vorgestellt haben. Der Homosexuelle kommt mit seinen — vielleicht normalen — Trieben von einem, durch eine bestimmte Bedingung ausgezeichneten Objekt nicht mehr los; in seiner Kindheit kann er sich, weil diese Bedingung überall als selbstverständlich erfüllt gilt, benehmen wie unser kleiner Hans, der unterschiedslos zärtlich ist mit Buben wie mit Mädchen und gelegentlich seinen Freund Fritzl für „sein liebstes Mäderl" erklärt. Hans ist homosexuell, wie es alle Kinder sein können, ganz im Einklange mit der nicht zu übersehenden Tatsache, daß er nur eine Art von Genitale kennt, ein Genitale wie das seinige.

Die weitere Entwicklung unseres kleinen Erotikers geht aber nicht zur Homosexualität, sondern zu einer energischen, sich polygam gebärdenden Männlichkeit, die sich je nach ihren wechselnden weiblichen Objekten anders zu benehmen weiß, hier dreist zugreift und dort sehnsüchtig und verschämt schmachtet. In einer Zeit der Armut an anderen Objekten zur Liebe geht diese Neigung auf die Mutter zurück, von der her sie sich zu anderen gewendet hatte, um bei der Mutter in der Neurose zu scheitern. Erst dann erfahren wir, zu welcher Intensität die Liebe zur Mutter sich entwickelt und welche Schicksale sie durchgemacht hatte. Das Sexualziel, das er bei seinen Gespielinnen verfolgte, bei ihnen zu schlafen, rührte bereits von der Mutter her; es ist in die Worte gefaßt, die es auch im reifen Leben beibehalten kann, wenngleich der Inhalt dieser Worte eine Bereicherung erfahren wird. Der Knabe hatte auf dem gewöhnlichen Wege, von der Kinderpflege aus, den Weg zur Objektliebe gefunden und ein neues Lustergebnis war für ihn bestimmend geworden, das Schlafen neben der Mutter, aus dessen Zusammensetzung wir die Berührungslust der Haut, die uns allen konstitutionell eignet, herausheben würden, während es nach der nur artefiziell er-

scheinenden Nomenklatur von Moll als Befriedigung des Kontrektationstriebes zu bezeichnen wäre.

In seinem Verhältnisse zu Vater und Mutter bestätigt Hans aufs grellste und greifbarste alles, was ich in der „Traumdeutung "und in der „Sexualtheorie" über die Sexualbeziehungen der Kinder zu den Eltern behauptet habe. Er ist wirklich ein kleiner Ödipus, der den Vater „weg", beseitigt haben möchte, um mit der schönen Mutter allein zu sein, bei ihr zu schlafen. Dieser Wunsch entstand im Sommeraufenthalte, als die Abwechslungen von Anwesenheit und Abwesenheit des Vaters ihn auf die Bedingung hinwiesen, an welche die ersehnte Intimität mit der Mutter gebunden war. Er begnügte sich damals mit der Fassung, der Vater solle „wegfahren", an welche später die Angst, von einem weißen Pferde gebissen zu werden, unmittelbar anknüpfen konnte, dank einem akzidentellen Eindrucke beim Wegfahren eines andern Vaters. Er erhob sich später, wahrscheinlich erst in Wien, wo auf Verreisen des Vaters nicht mehr zu rechnen war, zum Inhalte, der Vater solle dauernd weg, solle „tot" sein. Die aus diesem Todeswunsche gegen den Vater entspringende, also normal zu motivierende Angst vor dem Vater bildete das größte Hindernis der Analyse, bis sie in der Aussprache in meiner Ordination beseitigt wurde[1]).

Unser Hans ist aber wahrlich kein Bösewicht, nicht einmal ein Kind, bei welchem die grausamen und gewalttätigen Neigungen der menschlichen Natur um diese Zeit des Lebens noch ungehemmt entfaltet sind. Er ist im Gegenteile von ungewöhnlich gutmütigem und zärtlichem Wesen; der Vater hat notiert, daß sich die Verwandlung der Aggressionsneigung in Mitleiden bei ihm sehr frühzeitig vollzogen hat. Lange vor der Phobie wurde er unruhig, wenn er im Ringelspiele die Pferde schlagen sah, und er blieb nie ungerührt, wenn jemand in seiner Gegenwart weinte. An einer Stelle der Analyse kommt in einem gewissen Zusammenhange ein unterdrücktes Stück Sadismus bei ihm zum Vorschein[2]); aber es war unterdrückt, und wir werden später aus dem Zusammenhange zu erraten haben, wofür es steht, und was es ersetzen soll. Hans liebt auch den Vater innig, gegen den er diese Todes-

[1]) Die beiden Einfälle Hansens: Himbeersaft und Gewehr zum Totschießen werden gewiß nicht nur einseitig determiniert gewesen sein. Sie haben wahrscheinlich mit dem Hasse gegen den Vater ebensoviel zu tun wie mit dem Verstopfungskomplex. Der Vater, der die letztere Zurückführung selbst erät, denkt bei „Himbeersaft" auch an „Blut".

[2]) Die Pferde schlagen und necken wollen.

wünsche hegt, und während seine Intelligenz den Widerspruch beanständet[1]), muß er dessen tatsächliches Vorhandensein demonstrieren, indem er den Vater schlägt und sofort darauf die geschlagene Stelle küßt. Auch wir wollen uns hüten, diesen Widerspruch anstößig zu finden; aus solchen Gegensatzpaaren ist das Gefühlsleben der Menschen überhaupt zusammengesetzt[2]); ja, es käme vielleicht nicht zur Verdrängung und zur Neurose, wenn es anders wäre. Diese Gefühlsgegensätze, die dem Erwachsenen gewöhnlich nur in der höchsten Liebesleidenschaft gleichzeitig bewußt werden, sonst einander zu unterdrücken pflegen, bis es dem einen gelingt das andere verdeckt zu halten, finden im Seelenleben des Kindes eine ganze Weile über friedlich nebeneinander Raum.

Die größte Bedeutung für die psychosexuelle Entwicklung unseres Knaben hat die Geburt einer kleinen Schwester gehabt, als er $3^1/_2$ Jahre alt war. Dieses Ereignis hat seine Beziehungen zu den Eltern verschärft, seinem Denken unlösbare Aufgaben gestellt, und das Zuschauen bei der Kinderpflege hat dann die Erinnerungsspuren seiner eigenen frühesten Lusterlebnisse wiederbelebt. Auch dieser Einfluß ist ein typischer; in einer unerwartet großen Anzahl von Lebens- und Krankengeschichten muß man dieses Aufflammen der sexuellen Lust und der sexuellen Wißbegierde, das an die Geburt des nächsten Kindes anknüpft, zum Ausgangspunkte nehmen. Hansens Benehmen gegen den Ankömmling ist das in der „Traumdeutung“[3]) geschilderte. Im Fieber wenige Tage nachher verrät er, wie wenig er mit diesem Zuwachs einverstanden ist. Hier ist die Feindseligkeit das zeitlich Vorangehende, die Zärtlichkeit mag nachfolgen[4]). Die Angst, daß noch ein neues Kind nachkommen könne, hat seither eine Stelle in seinem bewußten Denken. In der Neurose ist die bereits unterdrückte Feindseligkeit durch eine besondere Angst, die vor der Badewanne, vertreten; in der Analyse bringt er den Todeswunsch gegen die Schwester unverhohlen zum Ausdrucke, nicht bloß in Anspielungen, die der Vater vervollständigen muß. Seine Selbkritik läßt ihm diesen Wunsch nicht so arg erscheinen wie den analogen gegen den Vater; aber er hat offenbar beide Personen in gleicher Weise

[1]) Vgl. die kritischen Fragen an den Vater p. 30.

[2]) „Das macht, ich bin kein ausgeklügelt Buch.
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.“
C. F. Meyer, Huttens letzte Tage.

[3]) p. 177, 2. Aufl.

[4]) Vgl. seine Vorsätze, wenn die Kleine erst sprechen kann. p. 54.

im Unbewußten behandelt, weil sie beide ihm die Mammi wegnehmen, ihn im Alleinsein mit ihr stören.

Dies Ereignis und die mit ihm verknüpften Erweckungen haben übrigens seinen Wünschen eine neue Richtung gegeben. In der sieghaften Schlußphantasie zieht er dann die Summe aller seiner erotischen Wunschregungen, der aus der autoerotischen Phase stammenden und der mit der Objektliebe zusammenhängenden. Er ist mit der schönen Mutter verheiratet und hat ungezählte Kinder, die er nach seiner Weise pflegen kann.

II.

Hans erkrankt eines Tages an Angst auf der Straße. Er kann noch nicht sagen, wovor er sich fürchtet, aber zu Beginn seines Angstzustandes verrät er auch dem Vater das Motiv seines Krankseins, den Krankheitsgewinn. Er will bei der Mutter bleiben, mit ihr schmeicheln; die Erinnerung, daß er auch von ihr getrennt war zur Zeit, als das Kind kam, mag, wie der Vater meint, zu dieser Sehnsucht beitragen. Bald erweist sich, daß diese Angst nicht mehr in Sehnsucht zurückzuübersetzen ist, er fürchtet sich auch, wenn die Mutter mit ihm geht. Unterdeß erhalten wir Anzeichen von dem, woran sich die zur Angst gewordene Libido fixiert hat. Er äußert die ganz spezialisierte Furcht, daß ihn ein weißes Pferd beißen wird.

Wir benennen einen solchen Krankheitszustand eine „Phobie" und könnten den Fall unseres Kleinen der Agoraphobie zurechnen, wenn diese Affektion nicht dadurch ausgezeichnet wäre, daß die sonst unmögliche Leistung im Raume jedesmal durch die Begleitung einer gewissen dazu auserwählten Person, im äußersten Falle des Arztes, leicht möglich wird. Hansens Phobie hält diese Bedingung nicht ein, sieht bald vom Raume ab und nimmt immer deutlicher das Pferd zum Objekte; in den ersten Tagen äußert er auf der Höhe des Angstzustandes die Befürchtung: „Das Pferd wird ins Zimmer kommen", die mir das Verständnis seiner Angst so sehr erleichtert hat.

Die Stellung der „Phobien" im Systeme der Neurosen ist bisher eine unbestimmte gewesen. Sicher scheint, daß man in den Phobien nur Syndrome erblicken darf, die verschiedenen Neurosen angehören können, ihnen nicht die Bedeutung besonderer Krankheitsprozesse einzuräumen braucht. Für die Phobien von der Art wie die unseres kleinen Patienten, die ja die häufigsten sind, scheint mir die Bezeichnung „Angsthysterie" nicht unzweckmäßig; ich habe sie Herrn Dr. W. Stekel

vorgeschlagen, als er die Darstellung der nervösen Angstzustände unternahm, und ich hoffe, daß sie sich einbürgern wird[1]). Sie rechtfertigt sich durch die vollkommene Übereinstimmung im psychischen Mechanismus dieser Phobien mit der Hysterie bis auf einen, aber entscheidenden und zur Sonderung geeigneten Punkt. Die aus dem pathogenen Material durch die Verdrängung entbundene Libido wird nämlich nicht konvertiert, aus dem Seelischen heraus zu einer körperlichen Innervation verwendet, sondern wird als Angst frei. In den vorkommenden Krankheitsfällen kann sich diese „Angsthysterie" mit der „Konversionshysterie" in beliebigem Ausmaße vermengen. Es gibt auch reine Konversionshysterie ohne jede Angst sowie bloße Angsthysterie, die sich in Angstempfindungen und Phobien äußert, ohne Konversionszusatz; ein Fall letzterer Art ist der unseres kleinen Hans.

Die Angsthysterien sind die häufigsten aller psychoneurotischen Erkrankungen, vor allem aber die zuerst im Leben auftretenden, es sind geradezu die Neurosen der Kinderzeit. Wenn eine Mutter etwa von ihrem Kinde erzählt, es sei sehr „nervös", so kann man in 9 unter 10 Fällen darauf rechnen, daß das Kind irgend eine Art von Angst oder viele Ängstlichkeiten zugleich hat. Leider ist der feinere Mechanismus dieser so bedeutsamen Erkrankungen noch nicht genügend studiert; es ist noch nicht festgestellt, ob die Angsthysterie zum Unterschiede von der Konversionshysterie und von anderen Neurosen ihre Bedingung in konstitutionellen Momenten oder im akzidentellen Erleben hat, oder in welchen Vereinigung von beiden sie sie findet. Es scheint mir, daß es diejenige neurotische Erkrankung ist, welche die geringsten Ansprüche auf eine besondere Konstitution erhebt, und im Zusammenhange damit am leichtesten zu jeder Lebenszeit aquiriert werden kann.

Ein wesentlicher Charakter der Angsthysterien läßt sich leicht hervorheben. Die Angsthysterie entwickelt sich immer mehr zur „Phobie"; am Ende kann der Kranke angstfrei geworden sein, aber nur auf Kosten von Hemmungen und Einschränkungen, denen er sich unterwerfen mußte. Es gibt bei der Angsthysterie eine von Anfang an fortgesetzte psychische Arbeit, um die frei gewordene Angst wieder psychisch zu binden, aber diese Arbeit kann weder die Rückverwandlung der Angst in Libido herbeiführen noch an dieselben Komplexe anknüpfen, von denen die Libido herrührt. Es bleibt ihr nichts anderes übrig, als jeden der möglichen Anlässe zur Angstentwicklung durch einen psy-

[1]) W. Stekel, Nervöse Angstzustände und ihre Behandlung. 1908.

chischen Vorbau von der Art einer Vorsicht, einer Hemmung, eines Verbotes zu sperren, und diese Schutzbauten sind es, die uns als Phobien erscheinen und für unsere Wahrnehmung das Wesen der Krankheit ausmachen.

Man darf sagen, daß die Behandlung der Angsthysterie bisher eine rein negative gewesen ist. Die Erfahrung hat gezeigt, daß es unmöglich, ja, unter Umständen gefährlich ist, die Heilung der Phobie auf gewalttätige Art zu erreichen, indem man den Kranken in eine Situation bringt, in welcher er die Angstentbindung durchmachen muß, nachdem man ihm seine Deckung entzogen hat. So läßt man ihn notgedrungen Schutz suchen, wo er ihn zu finden glaubt, und bezeugt ihm eine wirkungslose Verachtung wegen seiner „unbegreiflichen Feigheit".

Für die Eltern unseres kleinen Patienten stand von Beginn der Erkrankung an fest, daß man ihn weder auslachen noch brutalisieren dürfe, sondern den Zugang zu seinen verdrängten Wünschen auf psychoanalytischem Wege suchen müsse. Der Erfolg belohnte die außerordentliche Bemühung seines Vaters, dessen Mitteilungen uns Gelegenheit geben werden, in das Gefüge einer solchen Phobie einzudringen und den Weg der bei ihr vorgenommenen Analyse zu verfolgen.

Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß die Analyse durch ihre Ausdehnung und Ausführlichkeit dem Leser einigermaßen undurchsichtig geworden ist. Ich will darum zuerst ihren Verlauf verkürzt wiederholen mit Weglassung alles störenden Beiwerks und Hervorhebung der Ergebnisse, die sich schrittweise erkennen lassen.

Wir erfahren zunächst, daß der Ausbruch des Angstzustandes kein so plötzlicher war, wie es auf den ersten Blick erschien. Einige Tage vorher war das Kind aus einem Angsttraume erwacht, dessen Inhalt war, die Mama sei weg und er habe jetzt keine Mama zum Schmeicheln. Schon dieser Traum weist auf einen Verdrängungsvorgang von bedenklicher Intensität. Seine Aufklärung kann nicht lauten, wie bei vielen Angstträumen sonst, daß das Kind aus irgend welchen somatischen Quellen im Traume Angst verspürt und diese Angst nun zur Erfüllung eines sonst intensiv verdrängten Wunsches aus dem Unbewußten benützt hat [Vgl. Traumdeutung p. 358], sondern es ist ein echter Straf- und Verdrängungstraum, bei dem auch die Funktion des Traumes fehlschlägt, da das Kind mit Angst aus dem Schlaf erwacht. Der eigentliche Vorgang im Unbewußten läßt sich leicht rekonstruieren.

Das Kind hat von Zärtlichkeiten mit der Mutter geträumt, bei ihr geschlafen, alle Lust ist in Angst und aller Vorstellungsinhalt in sein Gegenteil verwandelt worden. Die Verdrängung hat den Sieg über den Traummechanismus davongetragen.

Aber die Anfänge dieser psychologischen Situation gehen noch weiter zurück. Schon im Sommer gab es ähnliche sehnsüchtig-ängstliche Stimmungen, in denen er ähnliches äußerte, und die ihm damals den Vorteil brachten, daß ihn die Mutter zu sich mit ins Bett nahm. Seit dieser Zeit etwa dürften wir den Bestand einer gesteigerten sexuellen Erregung bei Hans annehmen, deren Objekt die Mutter ist, deren Intensität sich in zwei Verführungsversuchen an der Mutter äußert — der letzte ganz kurz vor dem Ausbruche der Angst —, und die sich nebenbei in allabendlicher masturbatorischer Befriedigung entlädt. Ob dann der Umschlag dieser Erregung sich spontan vollzieht oder infolge der Abweisung der Mutter oder durch die zufällige Erweckung früherer Eindrücke bei der später zu erfahrenden „Veranlassung" der Erkrankung, das ist nicht zu entscheiden, ist wohl auch gleichgültig, da die drei verschiedenen Fälle nicht als Gegensätze aufgefaßt werden können. Die Tatsache ist die des Umschlages der sexuellen Erregung in die Angst.

Von dem Benehmen des Kindes in der ersten Zeit der Angst haben wir schon gehört, auch daß der erste Inhalt, den es seiner Angst gibt, lautet: Ein Pferd wird ihn beißen. Hier findet nun die erste Einmengung der Therapie statt. Die Eltern weisen drauf hin, daß die Angst die Folge der Masturbation sei, und leiten ihn zur Entwöhnung von derselben an. Ich sorge dafür, daß die Zärtlichkeit für die Mutter, die er gegen die Angst vor den Pferden vertauschen möchte, kräftig vor ihm betont werde. Eine geringfügige Besserung nach dieser ersten Einflußnahme geht bald in einer Zeit körperlichen Krankseins unter. Der Zustand ist unverändert. Bald darauf findet Hans die Ableitung der Furcht, daß ihn ein Pferd beißen wird, von der Reminiszenz eines Eindruckes in Gmunden. Ein fortreisender Vater warnte damals sein Kind: Gib den Finger nicht zum Pferde, sonst wird es dich beißen. Der Wortlaut, in den er die Warnung des Vaters kleidet, erinnert an die Wortfassung der Onanieverwarnung [den Finger hingeben]. Die Eltern scheinen so zuerst recht zu behalten, daß Hans sich vor seiner onanistischen Befriedigung schreckt. Der Zusammenhang ist aber noch ein loser, und das Pferd scheint zu seiner Schreckensrolle recht zufällig geraten zu sein.

Ich hatte die Vermutung geäußert, daß sein verdrängter Wunsch jetzt lauten könnte, er wolle durchaus den Wiwimacher der Mutter sehen. Da sein Benehmen gegen ein neu eingetretenes Hausmädchen dazu stimmt, wird ihm vom Vater die erste Aufklärung erteilt: Frauen haben keinen Wiwimacher. Er reagiert auf diese erste Hilfeleistung mit der Mitteilung einer Phantasie, er habe die Mama gesehen, wie sie ihren Wiwimacher berührt habe. Diese Phantasie und eine im Gespräche geäußerte Bemerkung, sein Wiwimacher sei doch angewachsen, gestatten den ersten Einblick in die unbewußten Gedankengänge des Patienten. Er stand wirklich unter dem nachträglichen Eindrucke der Kastrationsdrohung der Mutter, die $1^1/_4$ Jahre früher vorgefallen war, denn die Phantasie, daß die Mutter das gleiche tue, die gewöhnliche „Retourkutsche" beschuldigter Kinder, soll ja seiner Entlastung dienen; sie ist eine Schutz- und Abwehrphantasie. Indes müssen wir uns sagen, daß es die Eltern waren, welche aus dem in Hans wirksamen pathogenen Material das Thema der Beschäftigung mit dem Wiwimacher hervorgeholt haben. Er ist ihnen darin gefolgt, hat aber noch nicht selbsttätig in die Analyse eingegriffen. Ein therapeutischer Erfolg ist nicht zu beobachten. Die Analyse ist weit weg von den Pferden, und die Mitteilung, daß Frauen keinen Wiwimacher haben, ist durch ihren Inhalt eher geeignet, seine Besorgnis um die Erhaltung des eigenen Wiwimachers zu steigern.

Es ist aber nicht der therapeutische Erfolg, den wir an erster Stelle anstreben, sondern wir wollen den Patienten in den Stand setzen, seine unbewußten Wunschregungen bewußt zu erfassen. Dies erreichen wir, indem wir auf Grund der Andeutungen, die er uns macht, mit Hilfe unserer Deutekunst den unbewußten Komplex mit unseren Worten vor sein Bewußtsein bringen. Das Stück Ähnlichkeit zwischen dem, was er gehört hat, und dem, was er sucht, das sich selbst, trotz aller Widerstände, zum Bewußtsein durchdrängen will, setzt ihn in den Stand, das Unbewußte zu finden. Der Arzt ist ihm im Verständnisse um ein Stück voraus; er kommt auf seinen eigenen Wegen nach, bis sie sich am bezeichneten Ziele treffen. Anfänger in der Psychoanalyse pflegen diese beiden Momente zu verschmelzen und den Zeitpunkt, in dem ihnen ein unbewußter Komplex des Kranken kenntlich geworden ist, auch für den zu halten, in dem der Kranke ihn erfaßt. Sie erwarten zu viel, wenn sie mit der Mitteilung dieser Erkenntnis den Kranken heilen wollen, während er das Mitgeteilte nur dazu verwenden kann, mit dessen Hilfe den unbewußten Komplex in seinem Unbewußten, dort wo er

verankert ist, aufzufinden. Einen ersten Erfolg dieser Art erzielen wir nun bei Hans. Er ist jetzt nach der partiellen Bewältigung des Kastrationskomplexes imstande, seine Wünsche auf die Mutter mitzuteilen, und er tut dies in noch entstellter Form durch die Phantasie von den beiden Giraffen, von denen die eine erfolglos schreit, weil er von der andern Besitz ergreift. Die Besitzergreifung stellt er unter dem Bilde des Sichdaraufsetzens dar. Der Vater erkennt in dieser Phantasie eine Reproduktion einer Szene, die sich morgens im Schlafzimmer zwischen den Eltern und dem Kinde abgespielt hat, und versäumt nicht, dem Wunsche die ihm noch anhaftende Entstellung abzustreifen. Er und die Mutter sind die beiden Giraffen. Die Einkleidung in die Giraffenphantasie ist hinreichend determiniert durch den Besuch bei diesen großen Tieren in Schönbrunn wenige Tage vorher, durch die Giraffenzeichnung, die der Vater aus früheren Zeiten aufbewahrt hat, vielleicht auch durch eine unbewußte Vergleichung, die an den langen und steifen Hals der Giraffe anknüpft.[1] Wir merken, daß die Giraffe als großes und durch seinen Wiwimacher interessantes Tier ein Konkurrent der Pferde in ihrer Angstrolle hätte werden können, und auch daß Vater und Mutter, beide als Giraffen vorgeführt werden, gibt einen vorläufig noch nicht verwerteten Wink für die Deutung der Angstpferde.

Zwei kleinere Phantasien, die Hans unmittelbar nach der Giraffendichtung bringt, daß er in Schönbrunn sich in einen verbotenen Raum drängt, daß er in der Stadtbahn ein Fenster zerschlägt, wobei beide Male das Strafbare der Handlung betont ist und der Vater als Mitschuldiger erscheint, entziehen sich leider der Deutung des Vaters. Ihre Mitteilung bringt darum auch Hans keinen Nutzen. Aber was so unverstanden geblieben ist, das kommt wieder; es ruht nicht, wie ein unerlöster Geist, bis es zur Lösung und Erlösung gekommen ist.

Das Verständnis der beiden verbrecherischen Phantasien bietet uns keine Schwierigkeiten. Sie gehören zum Komplexe des Besitzergreifens von der Mutter. In dem Kinde ringt es wie eine Ahnung von etwas, was er mit der Mutter machen könnte, womit die Besitzergreifung vollzogen wäre, und er findet für das Unfaßbare gewisse bildliche Vertretungen, denen das Gewalttätige, Verbotene gemeinsam ist, deren Inhalt uns so merkwürdig gut zur verborgenen Wirklichkeit zu stimmen scheint. Wir können nur sagen, es sind symbolische Koitus-

[1] Dazu stimmt die spätere Bewunderung Hansens für den Hals seines Vaters.

phantasien, und es ist keineswegs nebensächlich, daß der Vater dabei mittut: „Ich möchte mit der Mama etwas tun, etwas Verbotenes, ich weiß nicht was, aber ich weiß, du tust es auch."

Die Giraffenphantasie hatte bei mir eine Überzeugung verstärkt, die sich bereits bei der Äußerung des kleinen Hans: „Das Pferd wird ins Zimmer kommen" geregt hatte, und ich fand den Moment geeignet, ihm ein als wesentlich zu postulierendes Stück seiner unbewußten Regungen mitzuteilen: seine Angst vor dem Vater wegen seiner eifersüchtigen und feindseligen Wünsche gegen ihn. Damit hatte ich ihm teilweise die Angst vor den Pferden gedeutet, der Vater mußte das Pferd sein, vor dem er sich mit guter innerer Begründung fürchtete. Gewisse Einzelheiten, das Schwarze am Munde und das vor den Augen [Schnurrbart und Augengläser als Vorrechte des erwachsenen Mannes], vor denen Hans Angst äußerte, schienen mir direkt vom Vater auf die Pferde versetzt zu sein.

Mit dieser Aufklärung hatte ich den wirksamsten Widerstand gegen die Bewußtmachung der unbewußten Gedanken bei Hans beseitigt, da ja der Vater selbst die Rolle des Arztes bei ihm spielte. Die Höhe des Zustandes war von da an überschritten, das Material floß reichlich, der kleine Patient zeigte Mut, die Einzelheiten seiner Phobie mitzuteilen und griff bald selbständig in den Ablauf der Analyse ein[1]).

Man erfährt erst jetzt, vor welchen Objekten und Eindrücken Hans Angst hat. Nicht allein vor Pferden und daß Pferde ihn beißen, davon wird er bald stille, sondern auch vor Wagen, Möbelwagen und Stellwagen, als deren Gemeinsames sich alsbald die schwere Belastung herausstellt, vor Pferden, die sich in Bewegung setzen, Pferden, die groß und schwer aussehen, Pferden, die schnell fahren. Den Sinn dieser Bestimmungen gibt Hans dann selbst an; er hat Angst, daß die Pferde umfallen, und macht so alles zum Inhalte seiner Phobie, was dies Umfallen der Pferde zu erleichtern scheint.

Es ist gar nicht selten, daß man den eigentlichen Inhalt einer Phobie, den richtigen Wortlaut eines Zwangsimpulses u. dgl. erst nach einem Stücke psychoanalytischer Bemühung zu hören bekommt. Die

[1]) Die Angst vor dem Vater spielt noch in den Analysen, die man als Arzt mit Fremden vornimmt, eine der bedeutendsten Rollen als Widerstand gegen die Reproduktion des unbewußten pathogenen Materials. Die Widerstände sind zum Teil von der Natur der „Motive", zum andern Teil ist wie in diesem Beispiele ein Stück des unbewußten Materials inhaltlich befähigt, als Hemmung gegen die Reproduktion eines andern Stückes zu dienen.

Verdrängung hat nicht nur die unbewußten Komplexe getroffen, sie richtet sich auch noch fortwährend gegen deren Abkömmlinge und hindert den Kranken an der Wahrnehmung seiner Krankheitsprodukte selbst. Man ist da in der seltsamen Lage, als Arzt der Krankheit zu Hilfe zu kommen, um Aufmerksamkeit für sie zu werben, aber nur wer das Wesen der Psychoanalyse völlig verkennt, wird diese Phase der Bemühung hervorheben und darob eine Schädigung durch die Analyse erwarten. Die Wahrheit ist, daß die Nürnberger keinen henken, den sie nicht zuvor in die Hand bekommen haben, und daß es einiger Arbeit bedarf, um der krankhaften Bildungen, die man zerstören will, habhaft zu werden.

Ich erwähnte schon in den die Krankengeschichte begleitenden Glossen, daß es sehr instruktiv ist, sich so in das Detail einer Phobie zu vertiefen und sich den sicheren Eindruck einer sekundär hergestellten Beziehung zwischen der Angst und ihren Objekten zu holen. Daher das eigentümlich diffusse und dann wiederum so streng bedingte Wesen einer Phobie. Das Material zu diesen Speziallösungen hat sich unser kleiner Patient offenbar aus den Eindrücken geholt, die er infolge der Lage der Wohnung gegenüber dem Hauptzollamte tagsüber vor Augen haben kann. Er verrät auch in diesem Zusammenhange eine jetzt durch die Angst gehemmte Regung, mit den Ladungen der Wagen, dem Gepäcke, den Fässern und Kisten wie die Buben der Gasse zu spielen.

In diesem Stadium der Analyse findet er das an sich nicht bedeutsame Erlebnis wieder, welches dem Ausbruche der Krankheit unmittelbar vorausgegangen ist, und das wohl als die Veranlassung für diesen Ausbruch angesehen werden darf. Er ging mit der Mama spazieren und sah ein Stellwagenpferd umfallen und mit den Füßen zappeln. Dies machte ihm einen großen Eindruck. Er erschrak heftig, meinte, das Pferd sei tot; von jetzt ab würden alle Pferde umfallen. Der Vater weist ihn darauf hin, daß er bei dem fallenden Pferde an ihn, den Vater, gedacht und gewünscht haben muß, er solle so fallen und tot sein. Hans sträubt sich nicht gegen diese Deutung; eine Weile später akzeptiert er durch ein Spiel, das er aufführt, indem er den Vater beißt, die Identifizierung des Vaters mit dem gefürchteten Pferde und benimmt sich von da ab frei und furchtlos, ja, selbst ein wenig übermütig gegen seinen Vater. Die Angst vor Pferden hält aber noch an, und infolge welcher Verkettung das fallende Pferd seine unbewußten Wünsche aufgerührt hat, ist uns noch nicht klar.

Fassen wir zusammen, was sich bisher ergeben hat: Hinter der erst geäußerten Angst, das Pferd werde ihn beißen, ist die tiefer liegende Angst, die Pferde werden umfallen, aufgedeckt worden, und beide, das beißende wie das fallende Pferd sind der Vater, der ihn strafen wird, weil er so böse Wünsche gegen ihn hegt. Von der Mutter sind wir unterdes in der Analyse abgekommen.

Ganz unerwartet und gewiß ohne Dazutun des Vaters beginnt nun Hans seid mit dem „Lumpfkomplex" zu beschäftigen und Ekel vor Dingen zu zeigen, die ihn an die Stuhlentleerung erinnern. Der Vater, der hier nur ungern mitgeht, setzt mittendrin die Fortsetzung der Analyse durch, wie er sie leiten möchte, und bringt Hans zur Erinnerung eines Erlebnisses in Gmunden, dessen Eindruck sich hinter dem des fallenden Stellwagenpferdes verbirgt. Fritzl, sein geliebter Spielgenosse, vielleicht auch sein Konkurrent bei den vielen Gespielinnen, hatte im Pferdespiele mit dem Fuße an einen Stein angestoßen, war umgefallen und der Fuß hatte geblutet. An diesen Unfall hatte das Erlebnis mit dem fallenden Stellwagenpferde erinnert. Es ist bemerkenswert, daß Hans, der zurzeit mit anderen Dingen beschäftigt ist, das Umfallen Fritzls, das den Zusammenhang herstellt, zuerst leugnet, erst in einem späteren Stadium der Analyse zugesteht. Für uns mag es aber interessant sein hervorzuheben, wie sich die Verwandlung von Libido in Angst auf das Hauptobjekt der Phobie, das Pferd, projiziert. Pferde waren ihm die interessantesten großen Tiere, Pferdespiel das liebste Spiel mit seinen kindlichen Genossen. Die Vermutung, daß der Vater ihm zuerst als Pferd gedient hat, wird durch Erkundigung beim Vater bestätigt, und so konnte sich bei dem Unfalle in Gmunden der Person des Vaters die Fritzls substituieren. Nach eingetretenem Verdrängungsumschwunge mußte er sich nun vor den Pferden fürchten, an die er vorher soviel Lust geknüpft hatte.

Aber wir sagten schon, daß wir diese letzte bedeutsame Aufklärung über die Wirksamkeit des Krankheitsanlasses dem Eingreifen des Vaters verdanken. Hans ist bei seinen Lumpfinteressen und wir müssen ihm endlich dorthin folgen. Wir erfahren, daß er sich früher der Mutter als Begleiter aufs Kloset aufzudrängen pflegte, und daß er dies bei der damaligen Stellvertreterin, der Mutter, seiner Freundin Berta wiederholte, bis es bekannt und verboten wurde. Die Lust, bei den Verrichtungen einer geliebten Person zuzuschauen, entspricht auch einer „Triebverschränkung" von der wir bei Hans bereits ein Beispiel bemerkt hatten. Endlich geht auch der Vater auf die Lumpf-

symbolik ein und anerkennt eine Analogie zwischen einem schwer beladenen Wagen und einem mit Stuhlmassen belasteten Leibe, der Art, wie der Wagen aus dem Tore herausfährt, und wie man den Stuhl aus dem Leibe entläßt u. dgl.

Die Stellung Hansens in der Analyse hat sich aber gegen frühere Stadien wesentlich geändert. Konnte ihm der Vater früher voraussagen, was kommen würde, bis Hans, der Andeutung folgend, nachgetrabt war, so eilt er jetzt mit sicherem Schritte voraus und der Vater hat Mühe ihm zu folgen. Hans bringt wie unvermittelt eine neue Phantasie: Der Schlosser oder Installateur hat die Badewanne losgeschraubt, in welcher Hans sich befindet, und ihm dann mit seinem großen Bohrer in den Bauch gestoßen. Von jetzt an hinkt unser Verständnis dem Materiale nach. Wir können erst später erraten, daß dies die angstentstellte Umarbeitung einer Zeugungsphantasie ist. Die große Badewanne, in der Hans im Wasser sitzt, ist der Mutterleib; der „Bohrer", der schon dem Vater als ein großer Penis kenntlich wird, dankt seine Erwähnung dem Geborenwerden. Es klingt natürlich sehr merkwürdig, wenn wir der Phantasie die Deutung geben müssen: Mit deinem großen Penis hast du mich „gebohrt" [zur Geburt gebracht] und mich in den Mutterleib hineingesetzt. Aber vorläufig entgeht die Phantasie der Deutung und dient Hans nur als Anknüpfung zur Fortführung seiner Mitteilungen.

Vor dem Baden in der großen Wanne zeigt Hans eine Angst, die wiederum zusammengesetzt ist. Ein Anteil derselben entgeht uns noch, der andere wird durch eine Beziehung zum Baden der kleinen Schwester alsbald aufgeklärt. Hans gibt den Wunsch zu, daß die Mutter die Kleine beim Baden fallen lassen möge, so daß sie sterbe; seine eigene Angst beim Baden war die vor der Vergeltung für diesen bösen Wunsch, vor der Strafe, daß es ihm so ergehen werde. Er verläßt nun das Thema des Lumpfes und übergeht unmittelbar darauf auf das der kleinen Schwester. Aber wir können ahnen, was diese Aneinanderreihung bedeutet. Nichts anderes, als daß die kleine Hanna selbst ein Lumpf ist, daß alle Kinder Lumpfe sind und wie Lumpfe geboren werden. Wir verstehen nun, daß alle Möbel-, Stellwagen nnd Lastwagen nur Storchenkistenwagen sind, auch nur als symbolische Vertretungen der Gravidität Interesse für ihn hatten, und daß er im Umfallen der schweren oder schwer belasteten Pferde nichts anderes gesehen haben kann als eine — Entbindung, ein Niederkommen. Das fallende Pferd war also nicht nur der sterbende Vater, sondern auch die Mutter in der Niederkunft.

Und nun bringt Hans die Überraschung, auf welche wir in der Tat nicht vorbereitet waren. Er hat die Gravidität der Mutter, die ja mit der Geburt der Kleinen endigte, als er $3^1/_2$ Jahre war, bemerkt und sich den richtigen Sachverhalt, wenigstens nach der Entbindung, konstruiert, wohl ohne ihn zu äußern, vielleicht ohne ihn äußern zu können; es war damals nur zu beobachten, daß er unmittelbar nach der Entbindung sich so sehr skeptisch gegen alle Zeichen, die auf die Anwesenheit des Storches deuten sollten, benahm. Aber daß er im Unbewußten und ganz im Gegensatze zu seinen offiziellen Reden gewußt, woher das Kind kam und wo es früher verweilt hatte, das wird durch diese Analyse gegen jeden Zweifel sicher dargetan; es ist vielleicht das unerschütterlichste Stück derselben.

Den zwingenden Beweis dafür erbringt die hartnäckig festgehaltene, mit soviel Einzelheiten ausgeschmückte Phantasie, daß Hanna schon im Sommer vor ihrer Geburt mit ihnen in Gmunden war, wie sie hingereist ist und damals soviel mehr leisten konnte als ein Jahr später, nach ihrer Geburt. Die Frechheit, mit der Hans diese Phantasie vorträgt, die ungezählten tollen Lügen, die er in sie einflicht, sind beileibe nicht sinnlos; das alles soll seiner Rache am Vater dienen, dem er wegen der Irreführung durch das Storchmärchen grollt. Es ist ganz so, als ob er sagen wollte: hast du mich für so dumm gehalten und mir zugemutet zu glauben, daß der Storch die Hanna gebracht hat, so kann ich dafür von dir verlangen, daß du meine Erfindungen für Wahrheit nimmst. In durchsichtigem Zusammenhange mit diesem Racheakte des kleinen Forschers an seinem Vater reiht sich nun die Phantasie vom Necken und Schlagen der Pferde an. Sie ist wiederum doppelt gefügt, lehnt sich einerseits an die Neckerei an, der er eben den Vater unterzogen hat, und bringt anderseits jene dunkeln sadistischen Gelüste gegen die Mutter wieder, die sich, zuerst von uns noch unverstanden, in den Phantasien vom verbotenen Tun geäußert hatten. Bewußt gesteht er auch die Lust, die Mammi zu schlagen, ein.

Nun haben wir nicht mehr viele Rätsel zu erwarten. Eine dunkle Phantasie vom Zugversäumen scheint eine Vorläuferin der späteren Unterbringung des Vaters bei der Großmutter in Lainz zu sein, da sie eine Reise nach Lainz behandelt und die Großmutter in ihr vorkommt. Eine andere Phantasie, in der ein Bub dem Kondukteur 50.000 fl. gibt, damit er ihn mit dem Wagen fahren läßt, klingt fast wie ein Plan, dem Vater, dessen Stärke ja zum Teil in seinem Reichtume liegt, die Mutter abzukaufen. Dann gesteht er den Wunsch, den Vater zu beseitigen, und

die Begründung desselben, weil er seine Intimität mit der Mutter störe, mit einer Offenheit ein, zu welcher er es bisher noch nicht gebracht hatte. Wir dürfen uns nicht verwundern, wenn dieselben Wunschregungen im Laufe der Analyse wiederholt auftreten; die Monotonie entsteht nämlich erst durch die angeknüpften Deutungen; für Hans sind es nicht bloße Wiederholungen, sondern fortschreitende Entwicklungen von der schüchternen Andeutung bis zur vollbewußten, von jeder Entstellung freien Klarheit.

Was nun noch folgt, sind solche von Hans ausgehende Bestätigungen der für unsere Deutung bereits gesicherten analytischen Ergebnisse. Er zeigt in einer unzweideutigen Symptomhandlung, die er nur vor dem Hausmädchen, nicht vor dem Vater leicht verkleidet, wie er sich eine Geburt vorstellt; aber wenn wir genauer zusehen, zeigt er noch mehr, deutet auch auf etwas hin, was in der Analyse nicht mehr zur Sprache kommt. Durch die runde Lücke im Gummileibe einer Puppe steckt er ein kleines Messerchen hinein, das der Mama gehört, und läßt es wieder herausfallen, indem er ihr die Beine auseinanderreißt. Die darauffolgende Aufklärung durch die Eltern, daß Kinder tatsächlich im Leibe der Mutter wachsen und wie ein Lumpf herausbefördert werden, kommt zu spät; sie kann ihm nichts mehr Neues sagen. Durch eine andere, wie zufällig erfolgende Symptomhandlung gibt er zu, daß er den Vater tot gewünscht hat, indem er ein Pferd, mit dem er spielt, umfallen läßt, d. h. umwirft, in dem Momente, da der Vater von diesem Todeswunsche spricht. Mit Worten bekräftigt er, daß die schwer beladenen Wagen ihm die Gravidität der Mutter vorstellten, und daß das Umfallen des Pferdes so war, wie wenn man ein Kind bekommt. Die köstlichste Bestätigung in diesem Zusammenhange, der Beweis, daß Kinder „Lumpfe" sind, durch die Erfindung des Namens „Lodi" für sein Lieblingskind kommt nur verspätet zu unserer Kenntnis, denn wir hören, daß er mit diesem Wurstkinde schon die längste Zeit gespielt hat[1]).

Die beiden abschließenden Phantasien Hansens, mit denen seine Herstellung vollkommen wird, haben wir bereits gewürdigt. Die eine, vom Installateur, der ihm einen neuen und, wie der Vater errät, größeren

[1]) Ein zunächst befremdender Einfall des genialen Zeichners T. T. Heine, der auf einem Blatte im Simplizissimus darstellt, wie das Kind des Selchermeisters in die Wurstmaschine gerät und dann als Würstchen von den Eltern betrauert, eingesegnet wird und gen Himmel fliegt, findet durch die Lodiepisode unserer Analyse seine Zurückführung auf eine infantile Wurzel.

Wiwimacher ansetzt, ist doch nicht bloß die Wiederholung der früheren, die sich mit dem Installateur und der Badewanne beschäftigte. Sie ist eine siegreiche Wunschphantasie und enthält die Überwindung der Kastrationsangst. Die zweite Phantasie, die den Wunsch eingesteht, mit der Mutter verheiratet zu sein und viele Kinder mit ihr zu haben, erschöpft nicht bloß den Inhalt jener unbewußten Komplexe, die sich beim Anblicke des fallenden Pferdes gerührt und Angst entwickelt hatten, — sie korrigiert auch, was an jenen Gedanken schlechterdings unannehmbar war, indem sie, anstatt den Vater zu töten, ihn durch Erhöhung zur Ehe mit der Großmutter unschädlich macht. Mit dieser Phantasie schließen Krankheit und Analyse berechtigterweise ab.

Während der Analyse eines Krankheitsfalles kann man einen anschaulichen Eindruck von der Struktur und Entwicklung der Neurose nicht gewinnen. Es ist das die Sache einer synthetischen Arbeit, der man sich nachher unterziehen muß. Wenn wir diese Synthese bei der Phobie unseres kleinen Hans unternehmen, so knüpfen wir an die Schilderung seiner Konstitution, seiner leitenden sexuellen Wünsche und seiner Erlebnisse bis zur Geburt der Schwester an, die wir auf früheren Seiten dieser Abhandlung gegeben haben.

Die Ankunft dieser Schwester brachte ihm mehrerlei, was ihn von nun an nicht zur Ruhe kommen ließ. Zunächst ein Stück Entbehrung, zu Anfang eine zeitweilige Trennung von der Mutter und dann später eine dauernde Verminderung ihrer Fürsorge und Aufmerksamkeit, die er mit der Schwester zu teilen sich gewöhnen mußte. Zuzweit eine Wiederbelebung seiner Lusterlebnisse aus der Kinderpflege, hervorgerufen durch all das, was er die Mutter mit der kleinen Schwester vornehmen sah. Aus beiden Einflüssen ergab sich eine Steigerung seiner erotischen Bedürftigkeit, der es an Befriedigung zu mangeln begann. Für den Verlust, den ihm die Schwester gebracht hatte, entschädigte er sich durch die Phantasie, daß er selbst Kinder habe, und solange er in Gmunden mit diesen Kindern wirklich spielen konnte, fand seine Zärtlichkeit genügende Ableitung. Aber nach Wien zurückgekehrt, war er wieder einsam, heftete alle seine Ansprüche an die Mutter und litt weitere Entbehrung, als er mit 4 Jahren aus dem Schlafzimmer der Eltern verbannt wurde. Seine gesteigerte erotische Erregbarkeit äußerte sich nun in Phantasien, welche die Sommergespielen in

seine Einsamkeit beschworen, und in regelmäßigen autoerotischen Befriedigungen durch masturbatorische Reizung des Genitales.

Drittens brachte ihm aber die Geburt der Schwester die Anregung zu einer Denkarbeit, die einerseits nicht zur Lösung zu bringen war, anderseits ihn in Gefühlskonflikte verstrickte. Das große Rätsel stellte sich für ihn ein, woher die Kinder kommen, das erste Problem vielleicht, dessen Lösung die Geisteskräfte des Kindes in Anspruch nimmt, von dem das Rätsel der thebanischen Sphinx wahrscheinlich nur eine Entstellung wiedergibt. Die ihm gebotene Aufklärung, der Storch habe die Hanna gebracht, wies er ab. Er hatte doch bemerkt, daß die Mutter Monate vor der Geburt der Kleinen einen großen Leib bekommen hatte, daß sie dann zu Bett gelegen, bei der Geburt gestöhnt hatte und dann schlank aufgestanden war. Er schloß also, die Hanna ist im Leibe der Mutter gewesen und dann herausgekommen wie ein „Lumpf". Dieses Gebären konnte er sich lustvoll vorstellen, unter Anknüpfung an eigene früheste Lustempfindungen beim Stuhlgange, konnte sich also mit doppelter Motivierung wünschen, selbst Kinder zu haben, um sie mit Lust zu gebären und dann (mit Vergeltungslust gleichsam) zu pflegen. In all dem lag nichts, was ihn zu Zweifel oder zu Konflikt geführt hätte.

Aber es war noch etwas anderes da, was ihn stören mußte. Der Vater mußte etwas mit der Geburt der kleinen Hanna zu tun haben, denn er behauptete, Hanna und er selbst, Hans, seien seine Kinder. Er hatte sie aber gewiß nicht in die Welt gesetzt, sondern die Mama. Dieser Vater war ihm bei der Mutter im Wege. Wenn er da war, konnte er nicht bei der Mutter schlafen, und wenn die Mutter Hans ins Bett nehmen wollte, schrie der Vater. Hans hatte erfahren, wie gut er's bei Abwesenheit des Vaters haben könnte, und der Wunsch, den Vater zu beseitigen, war nur gerechtfertigt. Nun erhielt diese Feindseligkeit eine Verstärkung. Der Vater hatte ihm die Lüge vom Storch erzählt, und es ihm damit unmöglich gemacht, ihn in diesen Dingen um Aufklärung zu bitten. Er hinderte ihn nicht nur, bei der Mutter im Bette zu sein, sondern vorenthielt ihm auch das Wissen, nach dem er strebte. Er benachteiligte ihn nach beiden Richtungen, und dies offenbar zu seinem eigenen Vorteile.

Daß er nun diesen selben Vater, den er als Konkurrenten hassen mußte, seit jeher geliebt hatte und weiter lieben mußte, daß er ihm Vorbild war, sein erster Spielgenosse und gleichfalls sein Pfleger aus den

ersten Jahren, das ergab den ersten, zunächst nicht lösbaren Gefühlskonflikt. Wie Hansens Natur sich entwickelt hatte, mußte die Liebe vorläufig die Oberhand behalten und den Haß unterdrücken, ohne ihn aufheben zu können, denn er wurde von der Liebe zur Mutter her immer von neuem gespeist.

Der Vater wußte aber nicht nur, woher die Kinder kommen, er übte es auch wirklich aus, das, was Hans nur dunkel ahnen konnte. Der Wiwimacher mußte etwas damit zu tun haben, dessen Erregung all diese Gedanken begleitete, und zwar ein großer, größer als Hans seinen fand. Folgte man den Empfindungsandeutungen, die sich da ergaben, so mußte es sich um eine Gewalttätigkeit handeln, die man an der Mama verübte, um ein Zerschlagen, ein Öffnungschaffen, ein Eindringen in einen abgeschlossenen Raum, den Impuls dazu konnte das Kind in sich verspüren; aber obwohl es auf dem Wege war, von seinen Penissensationen aus die Vagina zu postulieren, so konnte es doch das Rätsel nicht lösen. denn so etwas, wie der Wiwimacher es brauchte, bestand ja in seiner Kenntnis nicht; vielmehr stand der Lösung die Überzeugung im Wege, daß die Mama einen Wiwimacher wie er besitze. Der Lösungsversuch, was man mit der Mama anfangen müßte, damit sie Kinder bekomme, versank im Unbewußten, und beiderlei aktive Impulse, der feindselige gegen den Vater wie der sadistisch zärtliche gegen die Mutter, blieben verwendungslos, der eine infolge der neben dem Hasse vorhandenen Liebe, der andere vermöge der Ratlosigkeit, die sich aus den infantilen Sexualtheorien ergab.

Nur in dieser Weise vermag ich, auf die Resultate der Analyse gestützt, die unbewußten Komplexe und Wunschregungen zu konstruieren, deren Verdrängung und Widererweckung die Phobie des kleinen Hans zum Vorscheine brachte. Ich weiß, daß damit dem Denkvermögen eines Kindes zwischen 4 und 5 Jahren viel zugemutet ist, aber ich lasse mich von dem leiten, was wir neu erfahren haben, und halte mich durch die Vorurteile unserer Unwissenheit nicht für gebunden. Vielleicht hätte man die Angst vor dem „Krawallmachen mit den Beinen“ benützen können, um noch Lücken in unserem Beweisverfahren auszufüllen. Hans gab zwar an, es erinnere ihn an das Zappeln mit den Beinen, wenn er gezwungen werden sollte, sein Spiel zu unterbrechen, um Lumpf zu machen, so daß dieses Element der Neurose in Beziehung zu dem Problem gerät, ob die Mama gerne oder nur gezwungen Kinder bekomme, aber ich habe nicht den Eindruck, daß hiemit die volle Aufklärung für das „Krawallmachen mit den

Beinen" gegeben ist. Meine Vermutung, daß sich bei dem Kinde eine Reminiszenz an einen von ihm im Schlafzimmer beobachteten sexuellen Verkehr der Eltern geregt habe, konnte der Vater nicht bestätigen. Begnügen wir uns also mit dem, was wir erfahren haben.

Durch welchen Einfluß es in der geschilderten Situation bei Hans zum Umkippen, zur Verwandlung der libidinösen Sehnsucht in Angst gekommen ist, an welchem Ende da die Verdrängung eingesetzt hat, das ist schwer zu sagen und könnte wohl nur durch die Vergleichnng mit mehreren ähnlichen Analysen zu entscheiden sein; ob das intellektuelle Unvermögen des Kindes, das schwierige Problem der Kinderzeugung zu lösen und die durch die Annäherung an die Lösung entbundenen aggressiven Impulse zu verwerten, den Ausschlag gab oder ein somatisches Unvermögen, eine Intoleranz seiner Konstitution gegen die regelmäßig geübte masturbatorische Befriedigung, ob die bloße Fortdauer der sexuellen Erregung in so hoher Intensität zum Umschlage führen mußte, das stelle ich als fraglich hin, bis uns weitere Erfahrung zu Hilfe kommt.

Dem Gelegenheitsanlasse für den Ausbruch der Krankheit zuviel Einfluß zuzuschreiben, verbieten die zeitlichen Verhältnisse, denn Andeutungen von Ängstlichkeit waren bei Hans lange vorher, ehe er das Stellwagenpferd auf der Straße umfallen sah, zu beobachten.

Immerhin knüpfte die Neurose direkt an dieses akzidentelle Erlebnis an nnd bewahrt die Spur desselben in der Erhebung des Pferdes zum Angstobjekt. Eine „traumatische Kraft" kommt diesem Eindrucke an und für sich nicht zu; nur die frühere Bedeutung des Pferdes als Gegenstand der Vorliebe und des Interesses und die Anknüpfung an das traumatisch geeignetere Erlebnis in Gmunden, wie Fritzl beim Pferdespiele umfiel, sowie der leichte Assoziationsweg von Fritzl zum Vater, haben den zufällig beobachteten Unfall mit so großer Wirksamkeit ausgestattet. Ja, wahrscheinlich hätten auch diese Beziehungen nicht ausgereicht, wenn nicht dank der Schmiegsamkeit und der Vieldeutigkeit der Assoziationsverknüpfungen der gleiche Eindruck sich auch geeignet erwiesen hätte, an den zweiten der im Unbewußten bei Hans lauernden Komplexe, an den von der Niederkunft der graviden Mutter zu rühren. Von da an war der Weg zur Widerkehr des Verdrängten eröffnet, und nun wurde er in der Weise beschritten, daß das pathogene Material auf den Pferdekomplex umgearbeitet

(transponiert) und die begleitenden Affekte uniform in Angst verwandelt erschienen.

Bemerkenswerterweise mußte sich der nunmehrige Vorstellungsinhalt der Phobie noch eine Entstellung und Ersetzung gefallen lassen, ehe das Bewußtsein Kenntnis von ihm nahm. Der erste Wortlaut der Angst, den Hans äußerte, war: das Pferd wird mich beißen; er rührt aus einer andern Szene in Gmunden her, die einerseits Beziehung zum feindseligen Wunsche gegen den Vater hat, anderseits an die Onanieverwarnung erinnert. Es hat sich da ein ablenkender Einfluß geltend gemacht, der vielleicht von den Eltern ausging; ich bin nicht sicher, ob die Berichte über Hans damals sorgfältig genug abgefaßt wurden, um uns entscheiden zu lassen, ob er seiner Angst diesen Ausdruck gegeben, ehe oder erst nachdem ihn die Mutter wegen seiner Masturbation zur Rede gestellt hatte. Im Gegensatze zur Darstellung der Krankengeschichte möchte ich das letztere vermuten. Im übrigen ist unverkennbar, daß der feindselige Komplex gegen den Vater bei Hans überall den lüsternen gegen die Mutter verdeckt, sowie er auch in der Analyse zuerst aufgedeckt und erledigt wurde.

In anderen Krankheitsfällen fände sich weit mehr über die Struktur einer Neurose, ihre Entwicklung und Ausbreitung zu sagen, aber die Krankheitsgeschichte unseres kleinen Hans ist sehr kurz; sie wird alsbald nach ihrem Beginne von der Behandlungsgeschichte abgelöst. Wenn die Phobie sich während der Behandlung dann weiter zu entwickeln schien, neue Objekte und neue Bedingungen in ihren Bereich zog, so war der selbst behandelnde Vater natürlich einsichtsvoll genug, darin nur ein Zumvorscheinkommen des bereits Fertigen und nicht eine Neuproduktion, die man der Behandlung zur Last legen könnte, zu erblicken. Auf solche Einsicht darf man dann in anderen Fällen von Behandlung nicht immer rechnen.

Ehe ich diese Synthese für beendigt erkläre, muß ich noch einen andern Gesichtspunkt würdigen, bei dem wir mitten in die Schwierigkeiten der Auffassung neurotischer Zustände geraten werden. Wir sehen, wie unser kleiner Patient von einem wichtigen Verdrängungsschube befallen wird, der gerade seine herrschenden sexuellen Komponenten betrifft[1]). Er entäußert sich der Onanie, er weist mit Ekel von sich,

[1]) Der Vater hat sogar beobachtet, daß gleichzeitig mit dieser Verdrängung ein Stück Sublimierung bei ihm eintritt. Er zeigt vom Beginne der Ängstlichkeit an ein gesteigertes Interesse für Musik und entwickelt seine hereditäre musikalische Begabung.

was an Exkremente und an Zuschauen bei den Verrichtungen erinnert. Es sind aber nicht diese Komponenten, welche beim Krankheitsanlasse (beim Anblicke des fallenden Pferdes) angeregt werden, und die das Material für die Symptome, den Inhalt der Phobie, liefern.

Man hat also da Anlaß, eine prinzipielle Unterscheidung aufzustellen. Wahrscheinlich gelangt man zu einem tieferen Verständnisse des Krankheitsfalles, wenn man sich jenen anderen Componenten zuwendet, welche die beiden letztgenannten Bedingungen erfüllen. Dies sind bei Hans Regungen, die bereits vorher unterdrückt waren und sich, soviel wir erfahren, niemals ungehemmt äußern konnten, feindseligeifersüchtige Gefühle gegen den Vater und sadistische, Koitusahnungen entsprechende Antriebe gegen die Mutter. In diesen frühzeitigen Unterdrückungen liegt vielleicht die Disposition für die spätere Erkrankung. Diese aggressiven Neigungen haben bei Hans keinen Ausweg gefunden, und sobald sie in einer Zeit der Entbehrung und gesteigerten sexuellen Erregung verstärkt hervorbrechen wollen, entbrennt jener Kampf, den wir die „Phobie" benennen. Während derselben dringt ein Teil der verdrängten Vorstellungen als Inhalt der Phobie, entstellt und auf einen anderen Komplex überschrieben, ins Bewußtsein; aber kein Zweifel, daß dies ein kümmerlicher Erfolg ist. Der Sieg verbleibt der Verdrängung, die bei dieser Gelegenheit auf andere als die vordringliche Komponente übergreift. Das ändert nichts daran, daß das Wesen des Krankheitszustandes durchaus an die Natur der zurückzuweisenden Triebkomponenten gebunden bleibt. Absicht und Inhalt der Phobie ist eine weitgehende Einschränkung der Bewegungsfreiheit, sie ist also eine machtvolle Reaktion gegen die dunkeln Bewegungsimpulse, die sich besonders gegen die Mutter wenden wollten. Das Pferd war für den Knaben immer das Vorbild der Bewegungslust („Ich bin ein junges Pferd," sagt Hans im Herumspringen), aber da diese Bewegungslust den Koitusimpuls einschließt, wird die Bewegungslust von der Neurose eingeschränkt und das Pferd zum Sinnbilde des Schreckens erhoben. Es scheint, daß den verdrängten Trieben in der Neurose nichts anderes verbleibt als die Ehre, der Angst im Bewußtsein die Vorwände zu liefern. Aber so deutlich auch der Sieg der Sexualablehnung in der Phobie ist, so läßt doch die Kompromißnatur der Krankheit nicht zu, daß das Verdrängte nichts anderes erreiche. Die Phobie vor dem Pferde ist doch wieder ein Hindernis, auf die Gasse zu gehen, und kann als

Mittel dienen, um bei der geliebten Mutter im Hause zu bleiben. Darin hat sich also die Zärtlichkeit für die Mutter siegreich durchgesetzt; der Liebhaber klammert sich infolge der Phobie an sein geliebtes Objekt, aber freilich ist nun dafür gesorgt, daß er unschädlich bleibt. In diesen beiden Wirkungen offenbart sich die eigentliche Natur einer neurotischen Erkrankung.

Alf. Adler hat kürzlich in einer gedankenreichen Arbeit,[1]) der ich vorhin die Bezeichnung Triebverschränkung entnommen habe, ausgeführt, daß die Angst durch die Unterdrückung des von ihm so genannten „Aggressionstriebes" entstehe, und in weitumfassender Synthese diesem Triebe die Hauptrolle im Geschehen, „im Leben und in der Neurose" zugewiesen. Wenn wir zum Schlusse gelangt sind, daß in unserem Falle von Phobie die Angst durch die Verdrängung jener Aggressionsneigungen, der feindseligen gegen den Vater und der sadistischen gegen die Mutter, zu erklären sei, scheinen wir eine eklatante Bestätigung für die Anschauung Adlers erbracht zu haben. Und doch kann ich derselben, die ich für eine irreführende Verallgemeinerung halte, nicht beipflichten. Ich kann mich nicht entschließen, einen besonderen Aggressionstrieb neben und gleichberechtigt mit den uns vertrauten Selbsterhaltungs- und Sexualtrieben anzunehmen. Es scheint mir, daß Adler einen allgemeinen und unerläßlichen Charakter aller Triebe, eben das „Triebhafte", Drängende in ihnen, was wir als die Fähigkeit, der Motilität Anstoß zu geben, beschreiben können, zu einem besonderen Triebe mit Unrecht hypostasiert habe. Von den anderen Trieben erübrigte dann nichts anderes als die Beziehung zu einem Ziele, nachdem ihnen die Beziehung zu den Mitteln, dieses Ziel zu erreichen, durch den „Aggressionstrieb" abgenommen wird; trotz all der Unsicherheit und Ungeklärtheit unserer Trieblehre, möchte ich vorläufig an der gewohnten Auffassung festhalten, welche jedem Triebe sein eigenes Vermögen aggressiv zu werden, ohne sich auf ein Objekt zu richten, beläßt, und in den beiden bei unserem Hans zur Verdrängung gelangenden Trieben würde ich altbekannte Komponenten der sexuellen Libido erkennen.

---

[1]) S. o.

III.

Ehe ich nun in die voraussichtlich kurz gehaltenen Erörterungen eintrete, was aus der Phobie des kleinen Hans allgemein Wertvolles für Kinderleben und Kindererziehung zu entnehmen ist, muß ich dem lange aufgesparten Einwande begegnen, der uns mahnt, daß Hans ein Neurotiker, Hereditarier, Dégéneré ist, kein normales Kind, von dem aus auf andere Kinder übertragen werden darf. Es tut mir lange schon leid, daran zu denken, wie alle die Bekenner des „Normalmenschen" unseren armen kleinen Hans mißhandeln werden, nachdem sie erst erfahren haben, daß ihm tatsächlich hereditäre Belastung nachgewiesen werden kann. Seiner schönen Mutter, die in einem Konflikte ihrer Mädchenzeit neurotisch erkrankte, hatte ich damals Hilfe geleistet, und dies war sogar der Anfang meiner Beziehungen zu seinen Eltern. Ich getraue mich nur ganz schüchtern, einiges zu seinen Gunsten vorzubringen.

Zunächst, daß Hans nicht das ist, was man sich nach der strengen Observanz unter einem degenerierten, zur Nervosität erblich bestimmten Kinde vorstellen würde, sondern vielmehr ein körperlich wohlgebildeter, heiterer, liebenswürdiger und geistig reger Geselle, an dem nicht nur der eigene Vater seine Freude haben kann. An seiner sexuellen Frühreife freilich ist kein Zweifel, aber es fehlt da viel Vergleichsmaterial zum richtigen Urteile. Aus einer Sammeluntersuchung aus amerikanischer Quelle habe ich z. B. ersehen, daß ähnlich frühe Objektwahl und Liebesempfinden bei Knaben nicht gar so selten angetroffen wird, und aus der Kindergeschichte von später als „groß" erkannten Männern weiß man das nämliche, so daß ich meinen möchte, die sexuelle Frühreife sei ein selten fehlendes Korrelat der intellektuellen und darum bei begabten Kindern häufiger anzutreffen, als man erwarten sollte.

Ferner mache ich in meiner eingestandenen Parteilichkeit für den kleinen Hans geltend, daß er nicht das einzige Kind ist, das zu irgend einer Zeit seiner Kinderjahre von Phobien befallen wird. Solche Erkrankungen sind bekanntlich ganz außerordentlich häufig, auch bei Kindern, deren Erziehung an Strenge nichts zu wünschen übrig läßt. Die betreffenden Kinder werden später entweder neurotisch, oder sie bleiben gesund. Ihre Phobien werden in der Kinderstube niedergeschrien, weil sie der Behandlung unzugänglich und gewiß sehr unbequem sind. Sie lassen dann im Laufe von Monaten oder Jahren nach,

heilen anscheinend; welche psychischen Veränderungen eine solche Heilung bedingt, welche Charakterveränderungen mit ihr verknüpft sind, darein hat niemand Einsicht. Wenn man dann einmal einen erwachsenen Neurotiker in psychoanalytische Behandlung nimmt, der, nehmen wir an, erst in reifen Jahren manifest erkrankt ist, so erfährt man regelmäßig, daß seine Neurose an jene Kinderangst anknüpft, die Fortsetzung derselben darstellt, und daß also eine unausgesetzte, aber auch ungestörte, psychische Arbeit sich von jenen Kinderkonflikten an durchs Leben fortgesponnen hat, ohne Rücksicht darauf, ob deren erstes Symptom Bestand hatte oder unter dem Drange der Verhältnisse zurückgezogen wurde. Ich meine also, unser Hans ist vielleicht nicht stärker erkrankt gewesen als so viele andere Kinder, die nicht als „Degenerierte" gebrandmarkt werden; aber da er ohne Einschüchterung, mit möglichster Schonung und möglichst geringem Zwang erzogen wurde, hat sich seine Angst kühner hervorgewagt. Die Motive des schlechten Gewissens und der Furcht vor der Strafe haben ihr gefehlt, die sonst gewiß zu ihrer Verkleinerung beitragen. Mir will scheinen, wir geben zuviel auf Symptome und kümmern uns zuwenig um das, woraus sie hervorgehen. In der Kindererziehung gar wollen wir nichts anderes als in Ruhe gelassen werden, keine Schwierigkeiten erleben, kurz das brave Kind züchten und achten sehr wenig darauf, ob dieser Entwicklungsgang dem Kinde auch frommt. Ich könnte mir also vorstellen, daß es heilsam für unseren Hans war, diese Phobie produziert zu haben, weil sie die Aufmerksamkeit der Eltern auf die unvermeidlichen Schwierigkeiten lenkte, welche die Überwindung der angeborenen Triebkomponenten in der Kulturerziehung dem Kinde bereiten muß, und weil diese seine Störung die Hilfeleistung des Vaters nach sich zog. Vielleicht hat er nun vor anderen Kindern das voraus, daß er nicht mehr jenen Keim verdrängter Komplexe in sich trägt, der fürs spätere Leben jedesmal etwas bedeuten muß, der gewiß Charakterverbildung in irgend einem Ausmaße mit sich bringt, wenn nicht die Disposition zu einer späteren Neurose. Ich bin geneigt so zu denken, aber ich weiß nicht, ob noch viele andere mein Urteil teilen werden, weiß auch nicht, ob die Erfahrung mir recht geben wird.

Ich muß aber fragen, was hat nun bei Hans das Anslichtziehen der nicht nur von den Kindern verdrängten, sondern auch von den Eltern gefürchteten Komplexe geschadet? Hat der Kleine nun etwa Ernst gemacht mit seinen Ansprüchen auf die Mutter, oder sind an Stelle der bösen Absichten gegen den Vater Tätlichkeiten getreten? Sicherlich

werden das viele befürchtet haben, die das Wesen der Psychoanalyse verkennen und meinen, man verstärke die bösen Triebe, wenn man sie bewußt mache. Diese Weisen handeln dann nur konsequent, wenn sie um Gotteswillen von jeder Beschäftigung mit den bösen Dingen abraten, die hinter den Neurosen stecken. Sie vergessen dabei allerdings, daß sie Ärzte sind, und geraten in eine fatale Ähnlichkeit mit Shakespeares Holzapfel in „Viel Lärmen um nichts", der der ausgeschickten Wache gleichfalls den Rat gibt, sich von jeder Berührung mit den etwa angetroffenen Dieben, Einbrechern recht fernzuhalten. Solches Gesindel sei kein Umgang für ehrliche Leute![1]).

Die einzigen Folgen der Analyse sind vielmehr, daß Hans gesund wird, sich vor Pferden nicht mehr fürchtet, und daß er mit seinem Vater, wie dieser belustigt mitteilt, eher familiär verkehrt. Aber was der Vater an Respekt etwa einbüßt, das gewinnt er an Vertrauen zurück: „Ich hab' geglaubt, du weißt alles, weil du das vom Pferde gewußt hast." Die Analyse macht nämlich den Erfolg der Verdrängung nicht rückgängig, die Triebe, die damals unterdrückt wurden, bleiben die unterdrückten, aber sie erreicht diesen Erfolg auf anderem Wege, ersetzt den Prozeß der Verdrängung, der ein automatischer und exzessiver ist, durch die maß- und zielvolle Bewältigung mit Hilfe der höchsten seelischen Instanzen, mit einem Worte: sie ersetzt die Verdrängung durch die Verurteilung. Sie scheint uns den lange gesuchten Beweis zu erbringen, daß das Bewußtsein eine biologische Funktion hat, daß mit seinem Insspieltreten ein bedeutsamer Vorteil verbunden ist.

Hätte ich allein die Verfügung darüber gehabt, so hätte ich's gewagt, dem Kinde auch noch die eine Aufklärung zu geben, welche ihm von den Eltern vorenthalten wurde. Ich hätte seine triebhaften Ahnungen bestätigt, indem ich ihm von der Existenz der Vagina und des Koitus erzählt hätte, so den ungelösten Rest um ein weiteres Stück verkleinert und seinem Fragedrange ein Ende gemacht. Ich bin überzeugt, er hätte weder die Liebe zur Mutter noch sein kindliches Wesen

[1]) Ich kann die verwunderte Frage hier nicht unterdrücken, woher diese Gegner meiner Anschauungen ihr so sicher vorgetragenes Wissen beziehen, ob die verdrängten Sexualtriebe eine Rolle in der Ätiologie der Neurosen spielen und welche, wenn sie den Patienten den Mund verschließen, sobald sie von ihren Komplexen und deren Abkömmlingen zu reden beginnen? Meine und meiner Anhänger Mitteilungen sind ja dann die einzige Wissenschaft, die ihnen zugänglich bleibt.

infolge dieser Aufklärungen verloren, und hätte eingesehen, daß seine Beschäftigung mit diesen wichtigen, ja imposanten Dingen nun ruhen muß, bis sich sein Wunsch, groß zu werden, erfüllt hat. Aber das pädagogische Experiment wurde nicht so weit geführt.

Daß man zwischen „nervösen" und „normalen" Kindern und Erwachsenen keine scharfe Grenze ziehen darf, daß „Krankheit" ein rein praktischer Summationsbegriff ist, daß Disposition nnd Erleben zusammentreffen müssen, um die Schwelle für die Erreichung dieser Summation überschreiten zu lassen, daß infolgedessen fortwährend viele Individuen aus der Klasse der Gesunden in die der nervös Kranken übertreten, und eine weit geringere Anzahl den Weg auch in umgekehrter Richtung macht, das sind Dinge, die so oft gesagt worden sind und soviel Anklang gefunden haben, daß ich mit ihrer Behauptung gewiß nicht allein stehe. Daß die Erziehung des Kindes einen mächtigen Einfluß geltend machen kann zugunsten oder ungunsten der bei dieser Summation in Betracht kommenden Krankheitsdisposition, ist zum mindesten sehr wahrscheinlich, aber was die Erziehung anzustreben und wo sie einzugreifen hat, das erscheint noch durchaus fragwürdig. Sie hat sich bisher immer nur die Beherrschung, oft richtiger Unterdrückung der Triebe zur Aufgabe gestellt; der Erfolg war kein befriedigender und dort, wo es gelang, geschah es zum Vorteile einer kleinen Anzahl bevorzugter Menschen, von denen Triebunterdrückung nicht gefordert wird. Man fragte auch nicht danach, auf welchem Wege und mit welchen Opfern die Unterdrückung der unbequemen Triebe erreicht wurde. Substituiert man dieser Aufgabe eine andere, das Individuum mit der geringsten Einbuße an seiner Aktivität kulturfähig und sozial verwertbar zu machen, so haben die durch die Psychoanalyse gewonnenen Aufklärungen über die Herkunft der pathogenen Komplexe und über den Kern einer jeden Nervosität eigentlich den Anspruch, vom Erzieher als unschätzbare Winke für sein Benehmen gegen das Kind gewürdigt zu werden. Welche praktischen Schlüsse sich hieraus ergeben und inwieweit die Erfahrung die Anwendung derselben innerhalb unserer sozialen Verhältnisse rechtfertigen kann, dies überlasse ich anderen zur Erprobung und Entscheidung.

Ich kann von der Phobie unseres kleinen Patienten nicht Abschied nehmen, ohne die Vermutung auszusprechen, welche mir deren zur Heilung führende Analyse besonders wertvoll macht. Ich habe aus dieser Analyse, streng genommen, nichts Neues erfahren, nichts, was ich nicht schon, oft in weniger deutlicher und mehr vermittelter Weise,

bei anderen, im reifen Alter behandelten Patienten hatte erraten können. Und da die Neurosen dieser anderen Kranken jedesmal auf die nämlichen infantilen Komplexe zurückzuführen waren, die sich hinter der Phobie Hansens aufdecken ließen, bin ich versucht, für diese Kinderneurose eine typische und vorbildliche Bedeutung in Anspruch zu nehmen, als ob die Mannigfaltigkeit der neurotischen Verdrängungserscheinungen und die Reichhaltigkeit des pathogenen Materials einer Ableitung von sehr wenigen Prozessen an den nämlichen Vorstellungskomplexen nicht im Wege stünden.

Die Stellung der Verwandtenehe in der Psychologie der Neurosen.[1])

Von Dr. **Karl Abraham** (Berlin).

Die Anschauung, daß die Ehe unter Blutsverwandten auf die Nachkommenschaft einen nachteiligen Einfluß ausübe, ist sehr alt. Besonders daß die Konsanguinität der Eltern den Grund zu den verschiedenartigsten Nerven- und Geisteskrankheiten lege, wird in der medizinischen Literatur wie auch im Volksglauben allgemein angenommen. Daß in vielen Familien Inzucht und nervöse oder psychische Störungen zusammentreffen, kann keinem Zweifel unterliegen. Daraus folgt aber nicht ohne weiteres, daß beide Erscheinungen in dem einfachen Verhältnis von Ursache und Wirkung zu einander stehen müssen. Es fragt sich vielmehr, ob das Vorkommen von Verwandtenehen in gewissen Familien nicht seinerseits eine spezifische Ursache hat, ob nicht gerade in neuropathischen Familien eine eigentümliche Veranlagung dazu drängt, daß die Familienmitglieder unter einander heiraten. Versucht man, die Verwandtenehe als psychopathologisches Phänomen zu betrachten, so bemerkt man, daß sie sich als solches von einer Reihe anderer Phänomene nicht sondern läßt, mit welchen sie bestimmte psychologische Wurzeln gemein hat.

Die Ansichten über die Psychologie der Verwandtenehe, die ich im folgenden mitteile, erheben keinen Anspruch auf allgemeine Gültigkeit. Natürlich kann eine Ehe unter Blutsverwandten ebenso wie eine andere aus rein praktischen Gründen geschlossen werden. Oder äußere Gründe, wie z. B. das Abgeschlossensein vom allgemeinen Verkehr, lassen eine Verbindung mit fremden Familien nicht zustande kommen. Auch dürfte nach Rassen und gesellschaftlichen Schichten die Neigung zur Inzucht verschieden groß sein. Für diejenigen Fälle aber, in welchen Verwandte nur durch individuelle Sympathie zusammengeführt werden,

[1]) Mit Benutzung eines Vortrags (Sitzung der Berliner Gesellschaft für Psychiatrie und Nervenkrankheiten am 9. November 1908.)

nehme ich an, daß die Fähigkeit, die Liebesneigungen auf fremde Personen zu übertragen, unzureichend ist, während die Zuneigung zu Mitgliedern der eigenen Familie das normale Maß übersteigt.

Ein solches Verhalten läßt sich von den Eigentümlichkeiten der Sexualität bei den Neurotikern herleiten. Abweichungen von der Norm treten bei ihnen ja schon in der Kindheit hervor. Neuropathische Kinder zeigen schon früh ein übermäßiges erotisches Verlangen. Das übertriebene Liebesbedürfnis der neuropathischen Kinder bedeutet freilich nur eine Steigerung der normalen Verhältnisse[1]). Auch das normale Kind überträgt seine Neigung naturgemäß zuerst auf die Personen, mit welchen es ständig zusammenlebt. Daß es sich hier um eine Äußerung der Sexualität handelt, kann schon deshalb keinem Zweifel unterliegen, weil sich die Zuneigung des Knaben vorzugsweise auf Mutter oder Schwester, die des Mädchens auf Vater oder Bruder, richtet.[2]) In der zweiten Kindheitsperiode lassen die Äußerungen dieser Liebe oft auch keinen Zweifel an ihrer Natur aufkommen. Neurotische Kinder zeigen mit Bezug auf die geliebte Person eine starke Eifersucht, verlangen sie allein zu besitzen und sehen in den übrigen Familienangehörigen nur Rivalen, ganz nach Art verliebter Erwachsener. Es sei übrigens bemerkt, daß neurotische Kinder in dieser ihrer Eigenart oft noch von den Eltern bestärkt werden, indem diese die Kinder verzärteln, ihre Ansprüche auf Liebesbeweise steigern und gelegentlich wohl auch vorzeitig geschlechtliche Sensationen bei ihnen hervorrufen.

Unter normalen Verhältnissen verfällt die infantile Sexualübertragung auf den andersgeschlechtlichen Teil der Eltern (resp. auf Geschwister des anderen Geschlechtes) der Sublimierung, d. h. der Umwandlung in Gefühle der Verehrung, der Pietät u. s. w. Durch diesen Prozeß wird, wie Freud ausgeführt hat, die Liebe zu Eltern und Geschwistern des Bewußt-Sexuellen entkleidet. Nur in gewissen Träumen lebt die infantile Inzestphantasie fort[3]).

---

[1]) Vgl. Freud, Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, 1905.

[2]) Unter den Autoren, welche die Anschauungen Freud's im allgemeinen ablehnen, verweist Oppenheim (Lehrbuch der Nervenkrankheiten, 5. Auflage S. 1256) auf die besondere Zärtlichkeit, die überschwengliche Liebe der hysterischen Kinder; er erblickt in diesen Erscheinungen jedoch keine Äusserungen der kindlichen Sexualität. Vgl. den Sitzungsbericht der Berliner Gesellschaft für Psychiatrie und Nervenkrankheiten vom 9. November 1908 im Neurolog. Zbl. 1908, Heft 23).

[3]) Bezüglich des „Ödipusmotivs" im Traume vgl. besonders Freud, Die Traumdeutung. 2. Aufl. 1909, Seite 185.

Die Pubertät mit ihren psychischen Umwälzungen führt eine, je nach der Individualität verschieden weitgehende Ablösung des Kindes von der elterlichen Autorität herbei. Die Libido wird frei, um auf fremde Personen des andern Geschlechtes übertragen zu werden; die Personen der nächsten Familie sind fortan von der Objektwahl ausgeschlossen. Im Unbewußten bleibt freilich der verdrängten infantilen Neigung ein wichtiger Einfluß erhalten. Vielfach läßt sich z. B. deutlich erkennen, daß der Mann durch solche weibliche Personen angezogen wird, bei welchen er Eigenschaften seiner Mutter (oder Schwester) wiederfindet.

Bei neuropathischen Individuen ist der Ablauf dieses wichtigen Entwicklungsvorganges gestört. Die abnorme Stärke der infantilen Sexualübertragung hindert die vollkommene Verdrängung der Inzestphantasie. Sie erschwert ferner die Ablösung von der elterlichen Autorität. Bei vielen Neurotischen bleibt daher eine kindliche Unselbständigkeit bestehen. Bleibt der Sohn nun in der Pubertät unter dem ungeschmälerten Einfluß der Eltern, bleibt seine Libido auf das infantile Sexualobjekt übertragen, so entstehen daraus für ihn doppelte Folgen. Erstens wird ihm die normale Übertragung auf fremde weibliche Personen zeitlebens erschwert, ja auf Jahre hinaus unmöglich gemacht. Zweitens wird die Neigung zu einer so nahen Angehörigen von der herrschenden Moral verworfen. So kommt es zur Triebunterdrückung. Der neurotisch Veranlagte schwankt ja stets hin und her zwischen der abnormen Stärke seiner Libido und seiner Tendenz zur Triebverdrängung. Hier bietet sich ihm der Anlaß zu einer weitgehenden Unterdrückung seiner Triebe. Als Paradigmen dieses Vorganges nenne ich die Mustersöhne und -töchter, denen wir gerade in neuropathischen Familien begegnen; ihre Liebe zu den Eltern bewahrt auch nach der Pubertät den infantilen Charakter[1]).

Aus dieser eigentümlichen psychosexuellen Entwicklung können für den Neurotischen sehr verschiedenartige praktische Konsequenzen hervorgehen. In der Reihe dieser Möglichkeiten nimmt auch die uns besonders interessierende Erscheinung, die Verwandtenehe, ihren Platz ein. Wenn ich die der Verwandtenehe psychogenetisch nahestehenden Erscheinungen aufzähle, so muß ich mit derjenigen beginnen, die streng genommen nicht hierher gehört, nämlich mit dem wirklichen Inzest. Kommt es tatsächlich zum inzestuösen Verkehr, so fehlt ja die Trieb-

[1]) Vgl. hierzu: Freud „Die kulturelle Sexualmoral" usw. in der Zeitschrift „Sexualprobleme", 1908. S. 123.

unterdrückung. Ein kurzer Hinweis scheint mir aber gerechtfertigt. Einmal erfährt man aus der Anamnese nervöser Personen nicht selten, daß in der Kindheit zwischen den Geschwistern sexuelle Handlungen vorgekommen sind. Sehr bemerkenswert ist aber die starke Neigung zum Inzest unter den an Dementia praecox leidenden Geisteskranken. Ich verfüge über ein Anzahl einwandfreier Beobachtungen dieser Art, die sich auf das Zusammenleben geisteskranker Geschwister (resp. von Vater und Tochter) beziehen.

Ich gehe auf die Frage des wirklichen Inzestes nicht näher ein, sondern wende mich zu den neuropathischen Personen, deren Neigung im Unbewußten auf das infantile Sexualobjekt fixiert bleibt und denen deshalb die Applikation an fremde Personen des andern Geschlechtes erschwert ist. Dem Manne stehen zunächst zwei Möglichkeiten offen: er bleibt unverehelicht, oder er heiratet eine Blutsverwandte[1]). Die Betrachtung dieser beiden Fälle läßt sich nicht trennen, weil sie überraschend oft in der gleichen Familie zusammentreffen. Familien, in denen sich die Verwandtenehen häufen, pflegen auch viele ehelose Personen aufzuweisen[2]). Ich erwähne z. B. eine Familie, in welcher während mehrerer Generationen Verwandtenehen vorkamen. In einer Generation blieben die meisten Geschwister ledig und von den zwei Brüdern, welche heirateten, wählte einer eine Verwandte.

Offenbar liegt in solchen Familien eine verminderte sexuelle Aktivität vor. Die Wahl einer Verwandten erfordert geringere Initiative; man ist der Schwierigkeit enthoben, einer Fremden näherzutreten. Ein Mädchen aus der Verwandtschaft kennt man entweder von Jugend auf, oder die Bekanntschaft wird doch sehr erleichtert. Wichtiger aber erscheint mir noch, daß man bei einer Verwandten am leichtesten gewisse Eigenschaften wiederfindet, die man bei Mutter oder Schwester besonders liebte. So wird namentlich die Cousine zum Ersatze der Schwester. Mir sind zwei Fälle bekannt, in welchen der Mann seine Cousine heiratete, weil er der festen Überzeugung war, daß er keine andere als eine Verwandte wählen könne. Der eine dieser beiden Herren, der wegen nervöser Beschwerden in meiner Behandlung stand, war zu Studienzwecken ins Ausland gegangen und besuchte dort Verwandte, die er vorher nie gesehen hatte. Während er sonst eine sehr

[1]) Ich spreche hier vorwiegend vom Manne, weil er häufiger der Wählende ist.

[2]) Diese Beobachtung wurde mir u. a. auch von Herrn Professor Oppenheim aus seiner Erfahrung bestätigt.

spröde Natur war, verliebte er sich sofort in seine Cousine und heiratete sie.

Ein Teil der Männer mit solcher Veranlagung heiratet erst sehr spät. In solchen Fällen trifft die Wahl mit Vorliebe auf eine Nichte. Ich habe eine kleine Anzahl solcher Ehen eruiert. Sie haben unter einander eine merkwürdige Ähnlichkeit, indem stets der Mann völlig unter der Herrschaft der Frau steht. Es handelt sich in allen mir bekannten Fällen um sehr unselbständige Männer, die als der schwächere Teil in die Ehe eintraten, weil sie auf diese eine Frau angewiesen waren.

Die Häufung der Verwandtenehen in manchen Familien spricht natürlich sehr für das Vorhandensein einer eigentümlichen Veranlagung. Mir sind Familien bekannt, in welchen durch mehrere Generationen eine merkwürdig konsequente Inzucht getrieben wurde. In einem Falle z. B. heirateten drei Brüder ihre drei Cousinen, die untereinander Schwestern waren. Diese Familie leistete an Inzucht Derartiges, daß ihr Stammbaum kaum entwirrbar ist[1]).

In manchen Familien tritt die Ehelosigkeit auffallender hervor als die Neigung zur Inzucht. Nach den wenigen Erfahrungen, die mir in dieser Hinsicht zu Gebote stehen, scheint es sich hier um schwer neuropathische Sonderlinge zu handeln, die sich auch sonst von der Welt abschließen. Ich erwähne eine Familie, in welcher sämtliche acht Brüder unverheiratet blieben. Ob hier noch anderweitige psychosexuelle Abnormitäten im Spiele sind, kann ich leider nicht entscheiden[2]).

Den Neuropathen, welche dauernd ehelos bleiben, steht eine andere Gruppe nahe. Sie umfaßt solche Individuen, welche außerstande sind, selbst eine Wahl zu treffen. Interessant ist es nun, daß solche Männer es vielfach ihrer Mutter oder Schwester überlassen, eine Frau für sie auszuwählen. Diese Unselbständigkeit zeigt die außerordentliche Macht der infantilen Übertragung. Ein berühmtes Beispiel dieser Art werde ich noch erwähnen.

Es gibt unter den Neuropathen ferner Männer, die zwar außerhalb

---

[1]) Herrn Dr. M. Hirschfeld verdanke ich die sehr interessante Mitteilung, daß Männer mit homosexueller Veranlagung häufig ihre Cousinen heiraten. Da bei solchen Männern die sexuelle Aktivität gegenüber dem weiblichen Geschlecht minimal ist, so ist für sie die Wahl einer Verwandten eine besondere Bequemlichkeit.

[2]) Selbstverständlich soll nicht behauptet werden, daß jedem Falle von Ehelosigkeit Ursachen wie die hier geschilderten zugrunde liegen.

ihrer Familie eine Wahl treffen, aber ihre Liebe auf eine bedeutend ältere weibliche Person richten. Nicht selten gelingt der Nachweis, daß ein Ersatz für die Mutter gesucht wurde.

Allen diesen Gruppen aber ist eine psychosexuelle Eigentümlichkeit gemeinsam, die ich als monogamischen Zug bezeichnen möchte. Bei den meisten anderen Männern ist es die Regel, daß die Neigungen der Pubertätszeit nicht von Bestand sind, daß vielmehr die Neigung sich nacheinander verschiedenen Personen zuwendet, ohne daß eine endgültige Wahl erfolgt. Es kommt außerdem sehr gewöhnlich zu intimen Beziehungen, welche wieder gelöst werden. Bei vielen Angehörigen solcher Familien, welche eine Neigung zur Inzucht erkennen lassen, ist die Entwicklung eine andere. Es fehlt ihnen die polygamische Neigung. Sie eignen sich nicht zum Flirt, zum raschen Anknüpfen und zum raschen Wechseln persönlicher Beziehungen. Wie es ihnen schwer wird, die früheste Fixierung ihrer Libido zu lösen, so ergeht es ihnen auch späterhin. Übertragen sie ihre Neigung auf eine Person des andern Geschlechtes, so pflegt diese Neigung dauernd und endgültig zu sein. Kommt es bei diesen Personen nicht zur Heirat mit einer Verwandten, so ist doch die Beschränkung in der Auswahl auch hier kenntlich.

Bis hierher hatten wir es mit Äußerungen der neurotischen Libido zu tun, die man gewöhnlich nicht als krankhaft bezeichnet, obschon eine Abweichung vom Normaltypus vorliegt. Es gibt nun auf der gleichen psychologischen Grundlage eine Reihe anderer Erscheinungen, die unbedingt als pathologisch erscheinen. Für sie ist aber mit Nachdruck zu betonen, daß an ihrer Entstehung noch andere, ebenso wichtige psychologische, vielleicht auch somatische Faktoren beteiligt sind. Hierher gehört beim Manne die psychische Impotenz. Die abnorme Fixierung der Libido auf Mutter oder Schwester, d. h. eine verdrängte Inzestphantasie, legt den Grund zu diesem Krankheitszustande. Andre konkurrierende Faktoren treten hinzu. Ich verweise in dieser Beziehung besonders auf die von Stekel[1]) veröffentlichten Analysen. Ich habe selbst verschiedene Fälle dieser Art beobachtet, in denen sich dieser Faktor als sehr bedeutsam herausstellte. Ich erwähne z. B. zwei Brüder, welche beide an psychischer Impotenz leiden. Beide waren in einem entschieden abnormen Grade in ihre Schwester verliebt.

---

[1]) Stekel, Nervöse Angstzustände und ihre Behandlung. Berlin und Wien 1908.

Weibliche Personen, die ihre Neigung im Übermaße auf Vater oder Bruder übertragen haben, sind sehr häufig frigid in der Ehe. Bei solchen Personen wirkt also ihre infantile Sexualübertragung mit anderen Faktoren zusammen, um sie im späteren Leben zu einer erfolgreichen Übertragung unfähig zu machen.

Andere Personen bestreben sich, die Inzestphantasien gewaltsam zu unterdrücken. Während sie ihnen ausweichen, werden sie nun leicht auf die Bahn homosexueller Neigungen gedrängt. Sie wenden sich von der Mutter ab dem Vater zu. Auch hier fehlt es nie an anderen Ursachen, die in der gleichen Richtung wirken. Ich möchte hier auf die Tatsache verweisen, daß nach den Beobachtungen der erfahrensten Autoren viele Homosexuelle, die sonst kein Interesse für weibliche Personen zeigen, mit einer vergeistigten, sublimierten Liebe an ihrer Mutter hängen[1]).

Bei ausgesprochener Neurose bestehen noch weitere Ausdrucksmöglichkeiten für die uns beschäftigenden sexuellen Infantilismen, auf die ich kurz hinweisen will. Nicht selten drücken hysterische Symptome den Wunsch des Patienten aus, sich mit einer bestimmten, geliebten Person zu identifizieren. Ein Patient, den ich wegen psychischer Impotenz behandle und bei dem eine abnorme Verliebtheit in die Mutter deutlich hervortritt, kopiert z. B. diese in einer Anzahl von Symptomen[2]).

Bei chronischen, in das Gebiet der Dementia praecox gehörenden Geisteskrankheiten sind mir besonders zwei Arten aufgefallen, in denen die infantile Inzestphantasie zum Ausdruck kommt. Ein Teil der Kranken bildet einen Wahn, der die Vereinigung mit der in der Kindheit geliebten Person als vollzogen darstellt. Ich erwähne kurz ein Beispiel aus einer meiner früheren Publikationen[3]): Bei dem Patienten stand im Mittelpunkte seiner Wahnbildungen eine Schwester, die er

---

[1]) Zwischen Konsanguinität und Homosexualität dürften noch andere Beziehungen bestehen. Herr Dr. M. Hirschfeld teilte mir eine wertvolle Beobachtung mit: Der aus einem Inzest von Vater und Tochter hervorgegangene Sohn ist homosexuell.

[2]) Vgl. hierzu besonders Freud, Bruchstück einer Hysterieanalyse. Monatsschrift für Psychiatrie und Neurol. 1905, Bd. 18 und neu herausgegeben in seiner „Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre II." (Erscheint demnächst.)

[3]) Abraham, Über die Bedeutung sexueller Jugendtraumen für die Symptomatologie der Dementia praecox. Zentralblatt für Nervenheilkunde. 1907. S. 409 f.

in seinem zehnten Lebensjahre durch den Tod verloren hatte. Sie erschien auch beständig in seinen Halluzinationen. Einmal fand ich den Patienten ganz einer Vision hingegeben. Er sah — so teilte er mir mit — wie ein sehr schöner Jüngling in den Besitz einer schönen Jungfrau zu gelangen suchte. Es waren Apollo und Diana. Die Diana trug die Züge der verstorbenen Schwester des Patienten, Apollo glich dem Patienten selbst. Apollo und Diana sind ja im Mythus Geschwister. So sprach sich die infantile Fixierung der Libido noch in den Halluzinationen des Erwachsenen aus.

Eine andere Möglichkeit bei der Dementia praecox ist das Umschlagen der übermäßigen Übertragung in Negativismus und Verfolgungswahn gegen die früher geliebte Person. Ich habe diesen Hergang in einer früheren Arbeit genauer behandelt[1]).

Zum Schluß möchte ich ein paar berühmte Beispiele anführen, die mir sehr zugunsten meiner Ansichten zu sprechen scheinen. Sie ließen sich gewiß vermehren. Aber auch aus diesen wenigen Beispielen dürfte hervorgehen, daß meine Anschauungen nicht auf künstlichen Deutungsversuchen beruhen.

Ein Beispiel für den reellen Inzest ist Lord Byron. Er konnte sich nie von der Neigung zu seiner Schwester befreien. Seine Ehe mit einer Fremden nahm daher einen unglücklichen Ausgang. Der Dichter Konrad Ferdinand Meyer hing mit einer abnormen Verliebtheit an seiner Mutter und Schwester[2]). Er heiratete in vorgeschrittenem Alter ein Mädchen, das seine Schwester für ihn ausgewählt hatte. Endlich sei Mörike erwähnt, dessen Neigung in außerordentlichem Grade seiner Schwester galt; er ging erst mit 47 Jahren eine Ehe ein.

Die hergebrachte Lehre, daß die Ehe unter Blutsverwandten nervöse und psychische Erkrankungen der Nachkommenschaft zur Folge habe, trägt der Kompliziertheit der Verhältnisse nicht genügend Rechnung.

Die eigentümliche psychosexuelle Konstitution, welche nach Freud die Grundlage der Neurosen bildet, ist selbst die wichtigste Ursache der Verwandtenehe. Letztere wird erst sekundär zum belastenden Moment, indem durch sie die bereits vorhandene neu-

---

[1]) Abraham, Die psychosexuellen Differenzen der Hysterie und der Dementia praecox. Zentralblatt für Nervenheilkunde. 1908. S. 521 f.

[2]) Vgl. Sadger, Konrad Ferdinand Meyer. In: Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Wiesbaden, 1908. In dieser Schrift findet auch die homosexuelle Komponente Berücksichtigung.

rotische Veranlagung gezüchtet wird. Die Verwandtenehe ist also in erster Linie eine Folge neuropathischer Veranlagung, und erst sekundär ein die nervöse Disposition steigerndes Moment.

Die ihr gebührende Stellung kann man der Verwandtenehe unter den Phänomenen der Neurosenpsychologie nur dann anweisen, wenn man sie mit einer Reihe anderer Erscheinungen unter gleichen Gesichtspunkten betrachtet. In ihrer Gesamtheit zeigen sie, welch außerordentliche Bedeutung den sexuellen Infantilismen im Seelenleben des Erwachsenen zukommt.

Sexualität und Epilepsie.

Von Dr. **Alphonse Maeder**, gewes. Assistenzarzt der Schweizer. Anstalt für Epileptische, Zürich, z. Z. Assistenzarzt der psychiatrischen Klinik, Zürich.

I. Die Sexualität der Epileptiker.

Die psychiatrische und die forensische Literatur enthält zahlreiche Notizen über die Sexualität der Epileptiker. Eine zusammenhängende Darstellung und Klassifizierung der mannigfaltigen Äußerungen des Geschlechtstriebes dieser Kranken fehlt noch. Ich habe es versucht, in den folgenden Zeilen den Rahmen zu einer solchen Monographie zu geben. Der Aufenthalt in einer Anstalt für Epileptische gab mir die Gelegenheit, ein großes Material über die Frage zu sammeln; ich konnte mich dabei überzeugen, welch große Rolle die Sexualität in dieser Krankheit spielt. In diesem ersten Teile werde ich eine Schilderung der Manifestationen des Geschlechtstriebes geben (zwar lediglich auf meiner Kasuistik fußend, um die Einheit der Auffassung zu bewahren); der Frage nach der Bedeutung der Sexualität für die Krankheit selbst hoffe ich in einem zweiten Teil etwas näher zu treten.

Wie aus Folgendem ersichtlich, wird der Begriff der Sexualität hier sehr weit gefaßt; es wurde damit gemeint alles, was direkt oder indirekt mit der Erzeugung und Erhaltung einer neuen Generation zusammenhängt. So zum Beispiel auch gewisse präliminare Handlungen, wie das Betasten, der Kuß, ferner Phantasien sexuellen Inhaltes, symbolische Darstellungen eines geschlechtlichen Aktes usw.

Als bequemste Einteilung dieser mannigfaltigen Phänomene ergab sich diejenige von Freud[1]), der ich im großen und ganzen gefolgt bin: Auterotismus und Allerotismus.

Beim Allerotismus ist die Libido auf ein Sexualobjekt gerichtet; gewöhnlich handelt es sich um ein Objekt des andern Geschlechtes; wenn nicht, spricht man von Homosexualität. Beim

[1]) Freud, Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Deuticke. 1905. Leipzig und Wien.

Auterotismus ist das Sexualobjekt die eigene Person, mit Leib und Seele. Normalerweise ist das sexuelle Endziel die Vereinigung der Genitalien. Das Verweilen bei gewissen, sonst vorläufigen Vorzielen gehört zu den Perversionen: Beschauen (aktiv: Schaulust; passiv: Exhibition), Betasten (Berührungstrieb), das mit Sadismus und Masochismus in intimem Zusammenhange steht. An das Kapitel über die Perversionen habe ich noch die sogenannte Koprophilie, die bei den Geisteskranken eine bedeutende Rolle spielt, angeschlossen.

Ich fange mit der Mitteilung des Materials gleich an und will nur vorausschicken, daß das mir zur Verfügung stehende Material aus 220 Patienten besteht, Insassen der schweizerischen Anstalt für Epileptische (90 Männer, 80 Frauen und 50 Kinder), plus 59 frischen Aufnahmen (im Jahre 1907)[1]). Die meisten Fälle sind chronisch, zu einem guten Teile vorgeschritten, viele mit starker erblicher Belastung. Von diesen Kranken haben mir über 120, die ich näher beobachtet, respektive untersucht habe, Material zu dem Thema geliefert.,

I. Auterotismus (= Selbstbefriedigung s. l.).

Auterotisch ist diejenige Sexualbetätigung, bei welcher der Trieb sich an der eigenen Person, Leib und Seele befriedigt und nicht auf andere (Sexual-) Objekte gerichtet ist. (Havelock Ellis. Freud[2]). Eine der wichtigsten Äußerungen des Auterotismus ist die Masturbation.

Die Masturbation.

Es ist bekannt, daß die Epileptiker sehr viel onanieren. Das Anstaltsleben und die eigentümliche Pariastellung, welche die Epileptiker in der Gesellschaft einnehmen, begünstigt selbstverständlich die sogenannte Notonanie. Damit ist aber nicht alles erklärt; wir wissen, daß diese Kranken sehr häufig schon in der frühesten Kindheit masturbieren, ein Beweis, daß es sich um eine echte auterotische Erscheinung handelt.

Aus einer Krankengeschichte entnehme ich folgende Daten, die in unseren Zusammenhang passen:

[1]) Für das freundliche Entgegenkommen und die Überlassung des Materials bin ich Herrn dirigierenden Arzte Dr. Ulrich sehr zu Dank verpflichtet.

[2]) Freud faßt den Begriff noch weiter; für ihn ist eine Phantasie mit erfundenen Objekten auch auterotisch.

L. E., 22jähriges Mädchen. Mit 4 Jahren fing sie spontan an zu masturbieren. Abends, wenn die Mutter sie küßte, hatte sie den unwiderstehlichen Drang, die Oberschenkel aneinander zu drücken, was ihr angenehm war. Sie macht es jetzt noch, wenn sie sich mit dem Arzte unterhält; es läuft wie eine klonische Zuckung ab, begleitet von einem eigenartigen Vortreiben des Leibes, so daß sie sich immer nähert, bis zur körperlichen Berührung. Als kleines Mädchen hatte sie Wollustempfindungen, wenn die Großmutter sie auf dem Aborte abwischte (sogenannter Analerotismus), zeigte auch sonst ein lebhaftes sexuelles Interesse für dieses Gebiet. Wenn jemand im Abtritte war, guckte sie immer durch ein kleines Loch, regte sich dabei auf, stellte sich gerne in Gedanken ihre Bekannten, namentlich die Leute, die in der Familie verkehrten, auf dem Aborte vor. Als „Pendant" zu dieser Schaulust hat sie jetzt noch eine starke Tendenz zum Exhibieren. Über den Inhalt ihrer Wahnideen, die sie im Dämmerzustande hat, gefragt, zeigt sie sofort mit dem Finger nach den Genitalien, sie will sich immer aufdecken, springt aus dem Bette wenn der Arzt zur Visite kommt. Sie frägt ihn, ob sie voronanieren soll. Wenn sie sich ärgert und zornig wird, zum Beispiel in der Schule, wenn sie nicht gut nachkommt, oder wenn man sie irgendwie aufregt, bekommt sie die Lust zu „sperzen", wie sie sagt (Krafft-Ebing führt ein ähnliches Beispiel in seiner Psychopathologia sexualis an). Patientin hat einen Ausdruck, um den Orgasmus zu bezeichnen, der angeführt werden muß, da er anschaulich zeigt, wie die so auffallende Religiosität der Epileptiker mit der Sexualität verbunden ist. Sie unterscheidet zwischen dem Onanieren der Kindheit und dem der Jetztzeit. Jetzt gebe es einen Augenblick, wo „der Gott kommt." (In ihren Wahnideen ist sie manchmal der zweite Jesus oder der Teufel.)

In welchem Alter der Orgasmus bei solchen Menschen zum ersten Male eigentlich auftritt, wird schwer festzustellen sein. Vielleicht recht früh. Ein 8jähriges Mädchen, das viel onanierte, wurde gereizt, wenn man sie während des Aktes störte: „Jetzt noch nicht aufhören, nachher", sagte sie; sie hörte später spontan auf, blieb eine Zeitlang anscheinend befriedigt.

Die Masturbation steht sehr häufig mit den akuten Erscheinungen der Epilepsie in Zusammenhang, sie tritt z. B. prae- oder postparoxysmell auf, während eines Schwindels, in Absenzen und Dämmerzuständen, aber auch intervallär, speziell unter dem Einflusse eines Affektes, vielleicht als Äquivalent, wenn sie in paroxysmeller Form abläuft, wie in einem Falle, wo sie mit gehobener Stimmung das hervorstechendste Symptom einer Aufregung von zirka 24 Stunden Dauer war (Féré hat auch solche Fälle beschrieben). Die Onanie wird häufig schamlos getrieben, auch von nicht sehr Dementen, speziell unter den jungen Patienten (z. B. selbst während der ärztlichen Untersuchung). Die Frage des möglichen Zusammenhanges der Onanie mit den akuten

Symptomen der Epilepsie werde ich in einer nächsten Arbeit ventilieren.

Wir müssen jetzt zwei seltenere Formen der Masturbation besprechen, den Analtypus und den Mammartypus, da sie bei der Epilepsie eine nicht unerhebliche Rolle spielen und bis jetzt in der Literatur recht wenig berücksichtigt worden sind.

E. U., 37jährige Epileptica, dement, reizt sich an den Brüsten, wenn sie geschlechtlich aufgeregt ist. Sie versucht auch immer die Hand des Arztes auf ihren nackten Busen zu legen und will Reibbewegungen ausführen. Diese Betätigung alterniert mit gewöhnlicher Manustupration oder mit Exhibition.

Die Mammae sind als erogene Zonen schon längst bekannt. Man braucht kaum die wichtige Rolle zu erwähnen, welche sie in der Erotik spielen. Das Stillen sogar ist für die Mutter eine Quelle von Wollust. Von einer sinnlichen Frau, die ihren Mann nicht sehr intensiv liebt, hörte ich neulich sagen: Das Stillen sei ihr jedenfalls ebenso wollüstig wie der Geschlechtsverkehr selbst. Die Beobachtung, daß die Frauen ihre selbstgestillten Kinder lieber haben als die Flaschenkinder, wird dadurch in ein neues Licht gerückt. Die Laktation wirkt wie jede geschlechtliche Erregung sehr schädlich auf die epileptische Mutter; man hat schon längst die Beobachtung gemacht, daß bei ihr die Anfälle aufhören, wenn das Brustkind entwöhnt wird.

Vom Analtypus wird in einem der nächsten Abschnitte ausführlich die Rede sein. Ich will jetzt nur erwähnen, daß bei bestimmten Menschen wollüstige Empfindungen vom Sphincter ani (auch vom Rectum?) ausgelöst werden können, welche von einzelnen höher geschätzt werden als die Lust bei der gewöhnlichen Onanie. Es ließen sich in kurzer Zeit 6 Fälle konstatieren, mit allen Variationen, vom einfachen: „Reiben am Schamloch" (nach dem Ausdrucke des Patienten selbst), bis zum blutigen Kratzen und bis zur digitalen Extraktion der Kotballen. Diese Analerotiker waren alle Stuhlhypochonder (fast alle Koprophagen, bei welchen die Defäkation aus mir jetzt leicht begreiflichen Gründen eine überwertige Idee war). Daß dieser Analerotismus eine größere Rolle spielt, als in psychiatrischen Kreisen bis jetzt angenommen wurde, erhellt darauf, daß zum Beispiel Rabelais in seinem „Gargantua und Pantagruel" dieser Erscheinung ein ganzes Kapitel widmet.

In diesen Zusammenhang gehört zweifellos eine Reihe von Erscheinungen, die den typischen Charakter des Auterotismus haben. Das Bodenreiben ist die beliebteste Arbeit von vielen Patientinnen

der Anstalt, trotz der nicht unbedenklichen körperlichen Anstrengung und der unbequemen Haltung, die es erfordert. Sie halten sich beinahe in Knieellenbogenlage und führen ausgedehnte rhythmische Bewegungen des Beckens aus; sie sind dabei recht schwer abzulenken und machen ein strahlendes, hochbeglücktes Gesicht, das man zuerst gar nicht versteht. Auf jede Frage wird mit einer typischen Überschwänglichkeit geantwortet z. B.: „Mir macht es eine Freude am ganzen Körper." (Wo speziell?) „Im Herzen, ich reibe fest, es tut mir wohl, von allen Arbeiten habe ich die am liebsten." Sie befindet sich in einer Stimmung, in welcher sie die ganze Welt umarmen möchte. Sie packt die Hand des Arztes leidenschaftlich: „Ich wünsche Ihnen Glück und einen recht schönen Tag." Diese Szene trägt den ausgeprägtesten Charakter der sexuellen Mimik (die sich leider noch nicht in unserer Sprache schildern läßt) und läßt keinen Zweifel über die betreffende Gefühlsqualität.

Die Muskeltätigkeit, speziell die rhythmischen Bewegungen des Beckens, vielleicht auch die durch die Haltung bedingte Hyperämie des Unterleibes, die Reibung der Kleider wirken wahrscheinlich erregend, genau wie das Velofahren, das Nähen an der Maschine, das Kaffeemahlen, deren Wirkungen auf die Genitalsphäre sehr sorgfältig beschrieben worden sind (Siehe speziell Havelock Ellis).

Féré: l'Instinct sexuel sagt: Mouvement-Sensation genitale:

Les sensations de mouvement peuvent aussi chez quelques individus provoquer l'excitation sexuelle. L'érection peut être excitée par des contractions musculaires violentes, dans l'action de monter à une corde avec les mains, dans l'adduction forcée des cuisses, dans la constriction d'un corps volumineux entre les genoux etc. Des pertes séminales peuvent se produire en conséquence d'un effort musculaire, comme en conséquence d'une émotion forte. Certains individus, des femmes surtout sont particulièrement excités par certains exercices: la machine à coudre, le cycle, le chemin de fer.

Das Händereiben. — Die Bedeutung der Hände bei den epileptisch Dementen.

O. E., 42 Jahre, spaziert den ganzen Tag herum; er reibt seine Hände fast unausgesetzt aneinander, schaut sie an, achtet auf ihre Farbe und sonstige Beschaffenheit, „schau da, wie sie bald rot, dann wieder weiß werden, sie zeigen eine Gedünnerigung und eine Gedickerigung, werden steif und dick . . . dann fühle ich wie eine Bewärmigung bis ins Bauchli (Mundart-

ausdruck für Bäuchlein) herunter und eine himmlische Befreudigung", alles das mit dem höchsten Ausdrucke der Wollust gesagt. Patient kommt immer wieder, vielmal täglich das ganze Jahr hindurch darauf zurück. Die Beobachtung des Zustandes der Hände ist ihm zur Lebensaufgabe geworden. Sein Gespräch zeigt die gleiche Monotonie; er hat für nichts Interesse; das wenige, was er erzählt, ist lediglich sexuellen Inhaltes; er erzählt spontan allen Leuten, die ihn anhören wollen, wie seine Eltern „gepraktiziert" und ihn „beschafferet" haben, was eine Schlechtigkeit gewesen sei. Er sei noch bei keiner „Madame" gewesen, trotz seinen 40 Jahren, er wisse schon, wie in Rußland und Frankreich und in den großen Städten „gehuret" wird, was die „Herren und Madames zusammen machen" (alles in läppischem Tone). Er läßt sich zu keiner Arbeit zwingen, stößt aber gerne den Kinderwagen der Hausmutter mit besonderer Freude, unterhält sich lebhaft mit ihr, sagt ihr allerdings die gleichen Unanständigkeiten wie den anderen.

Was bedeutet das Händereiben bei dem Patienten? Die Auswahl der Ausdrücke für die Beschreibung der Hände ist etwas sonderbar, die begleitende Mimik recht sexuell, wie die Reden des Patienten; sehr verdächtig ist auch das eigentümliche Gefühl der Wärme im Bauche, im Momente, wo die Finger steif und dick werden. O. E. ist ein inveterierter Onanist; er gesteht gerne, daß etwas anderes kalt oder warm sein kann, was dick und dünn und steif werden kann ... Ich glaube annehmen zu können, daß das Interesse vom Patienten für seine Hände der Ausdruck einer Verlegung nach oben (im Sinne Freuds) ist, d. h. die Hände vertreten ein weiter unten gelegenes Organ. Es ist übrigens kein Zufall, daß gerade die Hände diese Rolle übernehmen; für einen alten Onanisten wie er, der durch das Anstaltsleben auf diese Betätigung angewiesen ist, spielt die Hand eine vermittelnde Rolle, sie trägt zur Erzeugung der Lust bei und bekommt dadurch eine Überbetonung[1]). Man weiß ja auch z. B., daß gerade die Reinhaltung ganz besonders der Hände bei sehr vielen Masturbanten eine Hauptsorge ist. Bei einem Studenten des Polytechnikums, der ebenfalls das Laster der Masturbation durch einen übertriebenen Waschzwang kompensiert, fand ich sogar folgende auch chemisch blödsinnige Einrichtung; er konstruierte sich eine Büchse, um die Zahnbürste am Tage trocken, aseptisch aufzubewahren, in welche er Schwefelsäure und

[1]) Von vielen Frauen wird der Phallus wie eine Art Fetisch behandelt (ein Rest des Priapuskultus des Altertums?), für den sie ein besonderes Gefühl haben. Bei Impotenten und Masturbanten läßt sich ebenso eine Übertonung des Phallus feststellen (sehr anschaulich mit dem Assoziationsexperiment von Jung nachzuweisen, Komplexmerkmale bei Reizworten, wie Stengel, Stock, lang, Teil, Rübe.....).

Formalinpastillen hineinbrachte. Bei einigen Patienten, die zeitweise sehr ausgesprochene Versündigungsideen haben, tritt intervallär (wahrscheinlich kompensierend) ein echter Waschzwang, eine förmliche Reinlichkeitssucht auf. Die Patienten waschen und reiben sich, bis sie blutige Hände und blutiges Gesicht bekommen, an diesen Tagen sind sie meistens verschlossen und reizbar; es ist dann nicht gut, sie nach dem Grunde ihrer Symptomhandlungen zu fragen; sie werden dadurch gewaltig aufgeregt; in der Depression geben sie bessere Auskunft; fast ausnahmslos handelt es sich um Vorwürfe wegen der Masturbation (seltener wegen sonstiger sexueller Delikte). Von einer Dame (nicht epileptisch) hörte ich einmal sagen, sie habe den unwiderstehlichen Trieb, sich gründlich zu waschen, wenn sie mit dem Manne nur aus Pflichtgefühl verkehrt habe, wenn sie sich mit vollem Herzen dazu hingibt, falle ihr dieses Gefühl des Unreinseins und der Waschtrieb nie ein. Von einem Patienten kann ich noch eine andere zweckmäßige Art erwähnen, sich des Lasters der Onanie zu erwehren. Nach einer Depression, während welcher er in Briefen an seine Mutter alle erdenkbaren Versprechungen gemacht hatte, um sich die Masturbation abzugewöhnen, taucht plötzlich in ihm die Idee auf, man habe ihn am Bauche operiert und etwas herausgenommen, er brauche nicht zu sagen was, der Doktor wisse es selbst; er (der Patient) spüre es schon, er könne jetzt nichts mehr machen (er sei kastriert). Es handelte sich für ihn um die momentane Lösung eines moralischen Konfliktes; er fühlte in der Tat sich eine Zeitlang wieder erleichtert, hatte die Gewißheit, daß er dem Laster nicht mehr anheimfallen könne (eine Wunscherfüllung).

Diese Überbetonung der Hände bei den Epileptikern ist von den Psychiatern schon längst bekannt. Viele können die Frage nach ihrem Befinden nur dann beantworten, wenn sie ihre Hände konsultiert und nach verschiedenen Richtungen hin geprüft haben; eine andere überbetonte Vorstellung dieser Kranken ist der Stuhlgang (an der Hand eines größeren Materials wird diese Frage in einem besonderen Abschnitte über die Koprophilie behandelt).

Das Lutschen.

Zu den autoerotischen Erscheinungen gehört auch in den meisten Fällen das Lutschen, das auch zugleich einen Infantilismus darstellt. Es ist bei erwachsenen Epileptikerinnen nicht sehr selten, z. B.:

A. U., 22 Jahre, ist postparoxysmell ein sehr verschlossenes Wesen, negativistisch und reizbar. Sie liegt in diesem Stadium stundenlang auf dem Bauche, lutscht und onaniert alternierend; drückt die Befriedigung mimisch sehr klar aus; ihre Lippen haben die eigentümliche Unruhe und den Ausdruck, der bei allen sehr sexuellen Leuten auffällt (es gibt sicher ein „sexuelles Gesicht"). Gewöhnlich küßt sie die Mitpatientinnen beständig. Ihr Benehmen ist sonst auch sehr erotisch (in der Kindheit hat sie ein sexuelles Attentat erlebt), sie exhibiert gerne, hat starke hetero- und homosexuelle Neigungen. Einmal kommt sie auf den Arzt zu, umarmt ihn, flüstert in sein Ohr (es ist kein Flüstern mehr, sondern ein Ohrkuß): „Ich möchte von Ihnen einen Nucki (= Sauger) haben".

In diesem Zusammenhange ist auch der Haarerotismus erwähnenswert, über den ich leider nur sehr spärliche Beobachtungen sammeln konnte; diese Notiz möge aber die Kollegen zur Mitteilung ihrer eigenen Erfahrungen anregen. Ein Patient erzählte mir, er habe beim Haarschneiden eine eigentümliche Empfindung von sehr angenehmem Charakter, eine Art wollüstigen Schauders, der sich vom behaarten Kopfe diffus ausbreitet; er könne das am besten mit der angenehmen Empfindung bei dem Akte der Defäkation vergleichen; es sei etwas Sexuelles. In seinen Träumen entpuppt er sich als ein Haarfetischist, der Pollutionen beim Streicheln vom Zöpfen bekommt. Ähnliche Beobachtungen konnte ich bei verschiedenen Patienten sammeln.

Ein 6jähriger Patient, ein lebhafter Bursche hat die Gewohnheit, die Hand der Wärterin zu packen; er legt sie auf seinen Kopf und läßt sie reibende Bewegungen ausführen, er regt sich dabei auf, wird laut, fängt an mit allen Gliedern zu zappeln, schließlich springt er auf die Wärterin und küßt sie leidenschaftlich. (Kleine Mädchen spielen mit den Haarkämmen halbe Tage lang ohne Unterbrechung. — Gewisse präparoxysmelle Tics, wie das Zerren bis zum Auszerren der Schnurrbarthaare zum Beispiel.)

Der Narcissismus.

Der Narcissismus (das Verliebtsein in die eigene Person) ist eine auterotische Erscheinung par excellence.

R. O. 22 Jahre liefert uns ein gutes Beispiel davon. Ich will nur vorausschicken, daß Patientin den epileptischen Charakter in hohem Grade besitzt; sie hat eine stark hervortretende Sexualität, homo- und heterosexuelle Triebe (das erstere aktiv), sie onaniert allein oder mit Freundinnen seit der Kindheit. . . An einem Sommernachmittage bringt sie ihre Matratze samt Bettdecken in den Garten hinunter, richtet das Bett auf der Wiese her und legt sich hin (nota bene in normalem Bewußtseinszustande). Sie hält im Bette einen großen Wandspiegel vor sich und bewundert sich darin in

stiller Selbstzufriedenheit (ob sie dabei onaniert, kann ich nicht erfahren). (Warum sie so etwas mache?) „Es macht mir Lust;" der gleiche Ausdruck, den sie braucht, wenn sie von der Selbstbefleckung spricht. Sie stellt auch sonst immer ein paar Spiegel vor sich hin, auf ihren Arbeitstisch oder auf den Nachttisch, wenn sie im Bette bleiben muß. Sie hat gewöhnlich noch eine Photographie ihres Heimatsdorfes bei sich, welche sie immer sehr bewundert. (Warum so gerne?) „Ja, sehen Sie, da bin ich darauf," sie zeigt ein kleines Mädchen, das man unter der Volksmenge auf dem Platze kaum erkennen kann . . . . Das geht sicher über die Grenzen der gewöhnlichen Eitelkeit hinaus, das Mädchen ist ganz einfach in sich selbst verliebt.

Die Eitelkeit selbst ist übrigens ein sehr erwähnenswerter Charakterzug der Epileptiker, der bis jetzt entschieden zu wenig hervorgehoben worden ist; er betrifft die männlichen und die weiblichen Patienten in gleichem Grade. Es gibt nichts Schwierigeres als einem Epileptiker einen Verband zu machen; er darf vor allem nicht zu auffallend sein, darf am Sonntage nicht getragen werden; wie häufig sind Erwachsene zu mir gekommen mit der Bitte, sie für den Sonntag von dem Verbande zu befreien, sie würden am Montage wieder kommen; am Sonntage schicke es sich doch nicht, mit dem Zeuge spazieren zu gehen; das erste was ein Epileptiker nach dem Verbinden im Operationssaale noch macht, ist, seinen Taschenspiegel herausnehmen, um das Aussehen zu kontrollieren. Ich kenne viele sehr häßliche Männer, von Frauen ganz abgesehen, die kategorisch das Brom refüsieren, wegen der „unschönen Bromakne". Ein Muttermal sogar an einer bedeckten Körperstelle ist ihnen ein Schönheitsfehler; viele drängen deshalb zur Operation. Die Schwierigkeiten, die man in einer Anstalt der Kleider wegen hat, brauche ich nicht zu erwähnen. Einen etwas indirekten Ausdruck findet die Eitelkeit in den häufig vorkommenden Geziertheiten der Sprache und der Schrift. (Offenbar hängt dies mit dem berüchtigten Egoismus und mit der sexuellen Gefallsucht zusammen.)

Periodische Verschlossenheit.

Wie bis jetzt schon ersichtlich, spielen bei den Epileptikern die auterotischen Phänomene eine bedeutende Rolle. Wir sind übrigens noch nicht am Ende der Beschreibung derselben; es ist vielleicht angebracht, schon jetzt die Bemerkung zu machen, daß eine Charaktereigentümlichkeit, die noch zu wenig erwähnt worden ist, die merkwürdige, vielfach periodisch auftretende Verschlossenheit und Zurückgezogenheit der Patienten, möglicherweise in einem gewissen Zusammenhange mit dem Auterotismus steht. Die Masturbation

wird in französischer Sprache sehr treffend „habitude solitaire" genannt. Die Einsamkeit begünstigt in der Tat die Entwicklung des Auterotismus; derjenige, welcher sich in sich selbst zurückzieht, lernt es, sich selbst genügen. Man kann allerdings die andere Fragestellung vorziehen und sagen: Wird die Einsamkeit gesucht, um sich dem Auterotismus hinzugeben? Das letztere ist mir das wahrscheinlichere, chronologisch reicht ja die Selbstbefriedigung sensu lato sehr weit, bis in die früheste Kindheit zurück. Eine gegenseitige Wirkung ist auch denkbar. Wie ich noch etwas später erwähnen werde, nimmt dieser Charakterzug der Epileptiker immer zu mit der fortschreitenden Demenz, er wird sogar zu einem Hauptmerkmale derselben (siehe unten).

Die Verschlossenheit der Epileptiker ist meistens periodisch (allerdings ohne richtige Gesetzmäßigkeit); sie wird bei vielen durch eine ausgesprochene Expansivität und Geselligkeit abgelöst, die sehr gut beschrieben worden ist. Die Patienten, welche nicht mehr sprechen wollten und sich versteckten, sobald sie jemanden in der Nähe sahen, werden plötzlich gesprächig, überschwänglich, sie schmiegen sich an einen an, sie werden so klebrig, daß man sie nicht mehr los wird; sie waren auterotisch, sie werden allerotisch; gewöhnlich treten die akuten epileptischen Anfälle in diesem letzten Stadium auf.

Diese Perioden von Verschlossenheit sind z. B. früher wahrscheinlich als Verstimmungen beschrieben worden, die Patienten sind aber lange nicht immer verstimmt, man sieht im Gegenteile manchmal, wie sie für sich lachen und leichten Schrittes gehen; sie wollen nur nichts mit den anderen zu tun haben; sie setzen sich auf eine Bank, möglichst weit weg vom Anstaltsgebäude, oder sie verstecken sich in eine dunkle Ecke des Ganges oder im Keller, genau wie die Katatoniker (bei denen Verschlossenheit und Unnahbarkeit typisch sind); wenn man sie ansprechen will, weichen sie einem aus, ohne ein Wort zu sagen; sie wollen einfach allein sein; während dieser Zeit phantasieren sie wahrscheinlich alles mögliche (wie die Normalen); sie realisieren ihre Wünsche (Gesundheit . . ., sie sättigen ihr Liebesbedürfnis).

Wie ich zeigen werde, gehören diese Phantasien zu einem guten Teile zum Auterotismus; sie sind fast ausschließlich sexuellen Inhaltes und gewähren eine gewisse temporäre Befriedigung.

Als klassisches Beispiel möchte ich noch folgenden Fall skizzieren:

F. R., 42jährige Epileptica. Sie sitzt oder liegt (je nach dem Grade, den sie jedesmal erreicht), vollkommen apathisch, in sich versunken, ver-

schlossen, auf der Abteilung; läßt sich nur ungerne in ihrer Einsamkeit stören, brummt bei jedem Versuche, ihr die Hand zu geben, drückt dabei nicht im geringsten durch ihre Mimik eine Depression aus. Das Stadium dauert 5 bis 10 Tage (eventuell mehr); ganz allmählich taut sie auf, sie wird lebhafter, fängt an Interesse für die Umgebung zu zeigen, schließlich springt sie förmlich im Zimmer herum, läuft dem Arzt entgegen, drückt und streichelt seine Hand, „es gehe ihr ganz gut" (sie sagt es spontan); sie benimmt sich erotisch (allerotisch), fängt an von ihren Träumen zu erzählen, in denen es heißt, sie könne noch eine Frau werden (ist ledig); in diesem Stadium, dessen Dauer 5 bis 10 Tage und mehr beträgt, wird sie menstruiert; sie empfindet jedesmal das Bedürfnis, den Arzt darauf aufmerksam zu machen, daß das Bett voll Blut sei, will es immer zeigen.

Die epileptischen Anfälle treten ausnahmslos im expansiven Stadium auf, und zwar eher in der zweiten Hälfte desselben.

Auf diese Tatsachen komme ich im zweiten Teile ausführlicher zurück; ich verdanke die ersten Beobachtungen darüber Dr. Ulrich.

Träume. Tagesphantasien. Dämmerzustände.

Zum Auterotismus gehören auch die Träume und Träumereien (= Tagesträume), sofern sie sexuellen Inhaltes sind. Beim Normalen schon spielen bekanntlich die Sexualerregungen im Aufbaue der Träume eine sehr große Rolle; bei den Epileptikern ist das noch viel mehr der Fall, wo die Libido sexualis elementarere, massivere Wirkungen entfaltet; die Wunscherfüllungen sind häufig unverhüllt, nach dem kindlichen Typus, die Darstellungsmittel, speziell die Symbolik, entsprechend einfach und durchsichtig. Ich will nur nebenbei darauf aufmerksam machen, daß die rote Farbe, welche bekanntlich in dieser Krankheit eine große Rolle spielt, immer mit Blut (Menstruation), feuriges Blut (Temperament) und Feuer (Liebesfeuer) assoziiert wird und der Hauptsache nach ein Sexualsymbol darstellt. Eine Patientin spürt einige Tage vor der Menstruation ein Brennen in den Brüsten, an den Genitalien, spricht nur von Feuer, Blitz, Blut, „es brennt", sobald der Arzt zu ihr kommt. Sie onaniert coram publico und exhibiert. Die ersten Zeichen der sexuellen Aufregung zeigen sich meistens in den Träumen von exquisit sexuellem Inhalte, mit reichlicher Verwendung der symbolischen roten Farbe (dafür in einer späteren Publikation zahlreiche Belege). Ich habe Gelegenheit gehabt, einige Hunderte von Träumen von der gleichen Patientin zu lesen resp. zu hören, vorläufig will ich zusammenfassend sagen: Es kommt darin zu einem wirklichen schrankenlosen Austoben des Geschlechts-

triebes. Die Äußerungen desselben fallen durch ihren Polymorphismus auf. Diese Art Träume sind Begleiterscheinungen der Menses und Pollutionen und auch der epileptischen Anfälle (siehe oben den schon erwähnten Parallelismus der epileptischen und sexuellen Phänomene). Nach der Libido ist der Krankheitskomplex (im Sinne Jungs) der Haupttraumbildner.

Die Tagesträume, in denen sexuelle Phantasien bis zu den letzten Details ausgedacht werden, sind wie die anderen Träume als eine Art Ersatzfunktion, eine Kompensation der sonst unbefriedigten, intensiven Libido aufzufassen. Das gleiche gilt auch teilweise für die traumartigen und die echten Dämmerzustände. Es spielen hier der Hauptsache nach, die gleichen Faktoren wie dort eine Rolle (Geschlechts- und Krankheitskomplex, aber mit anderen Mitteln). Ich schildere zuerst in aller Kürze einen Fall von traumartigem Zustande:

E. E., 36 Jahre, epileptisches Fräulein mit seltenen Anfällen. Der Zustand stellt sich, paroxysmell oder intervallär, ziemlich prompt ein. Patientin liegt (zirka 2 bis 3 Wochen) still im Bette, meistens stumm; produziert sehr wenig nach außen — einige Stimmungsschwankungen zeitweise glänzende, feurige Augen — „die schlimmen[1]) Augen", wie die Wärterin sie heißt — ein Lächeln, dabei erotische Stimmung; zeitweise totaler Mutazismus, Nahrungsverweigerung, Depression usw., ein paar Symptomhandlungen (siehe später Szene mit dem Eheringe). Auf Anreden reagiert sie nur, wenn sie nicht im depressiven Stadium ist. Gemütlicher Rapport dann sehr gut, Orientierung ebenso, sie ist weniger gehemmt, als im normalen Zustande. Nach einigen Wochen erwacht sie wieder, allerdings definitiv erst nach ein paar Rückfällen. Es besteht eine partielle Amnesie, die einen eigentümlichen Charakter trägt; ich möchte sie systematisch-sexuelle Amnesie nennen. Sie erzählt nachher, wie sie überall freundlich empfangen wurde, sich mit der Tochter des früheren Fabrikdirektors intim befreundete; (sie war vor der Internierung Arbeiterin), dann sei sie gestorben, seziert worden; dort hätte es sich herausgestellt, daß sie gar nicht an Epilepsie gelitten hatte, sondern an „Herzweh", sie konnte wieder lebendig werden; ihr Bruder sei vom Gerichte verurteilt worden und habe epileptische Anfälle als Strafe bekommen. Von sexuellen Erlebnissen will sie gar nichts wissen. Während der Dauer des betreffenden Zustandes habe ich täglich Assoziationen von ihr aufgenommen, teilweise analysiert; manchmal wollte sie nicht mündlich antworten; schrieb aber die Antwort auf ein vorgelegtes Papier. Der ganz stereotype Inhalt dieser eigentümlichen Reaktionen lautet: „Vom Kusse der ersten Liebe, elektrisiert, v . . . . .[2]), gev . . . .[3])

[1]) Schlimm hier im Sinne von erotisch, verliebt.

[2]) koitieren.

[3]) koitiert.

mit dem Armeninspektor, in die G . . . . .[1]), der G . . . . . .[2]) usw. Er entspricht der von außen konstatierten, erotischen Stimmung. Ferner konnte ich bruchstückweise erfahren, daß sie mit 5 Jahren, ein zweites Mal mit 12 Jahren ein sexuelles Attentat erlebt hatte. Kurz nach dem zweiten Angriffe traten die Anfälle auf ; diese Szenen erlebte sie in dem Zustande wieder. In diesem langen Traume verkehrte sie geschlechtlich mit ihren früheren Lehrern, mit dem Pastor, dem Fabrikdirektor und dem Aufseher, mit einigen Ärzten, die sie behandelt hatten.

An diesem Beispiel ersieht man, wie die Amnesien (hysterische und viele epileptische) dem Inhalte nach determiniert sind, was ich in vielen anderen Fällen ebenso klar konstatieren konnte; das „vergessene" (verdrängte) Material hat einen unangenehmen Gefühlston, es ist etwas Uneingestehbares. Von diesen Ausschweifungen und sexuellen Erlebnissen wußte Patientin nach dem Erwachen tatsächlich nichts mehr; ihr Benehmen ist, in normalen Zeiten, durchaus korrekt und zurückhaltend. Aus einer Symptomhandlung (im Sinne Freuds) konnte ich mit Sicherheit auf das Stadium, in welchem sie sich befand, schließen: An dem Ringfinger der linken Hand trägt sie einen Ring, welcher an einer erweiterten Stelle ein eingraviertes Monogramm trägt. Wenn E. E. in ihrem traumartigen Zustande ist, dreht sie den Ring derart, daß das Monogramm auf die Volarseite des Fingers zu liegen kommt, so daß der Ring dann wie ein Ehering aussieht (siehe oben den Inhalt ihres langen Traumes). Von der ersten Stunde an, wo sie wieder klar ist, wird der Ring auch normal getragen; wenn sie einen Rückfall bekommt, was im Laufe der dritten Woche (Übergangszeit) immer vorkommt, wird der Ring entsprechend gedreht. Es handelt sich hier wirklich um ein Symbol der Ehe, respektive des intimen Verkehres (wieder eine symbolische Wunscherfüllung im Sinne Freuds). In einem solchen Zustande soll sie früher leise gesagt haben: „Ich bin jetzt keine alte Jungfer mehr, sondern eine junge Frau."

In allen epileptischen Dämmerzuständen, die ich beobachten konnte, spielte die Sexualität eine gewisse Rolle, in einzelnen Fällen sogar eine maßgebende, speziell da, wo sie im Normalen nicht zur Äußerung kam (Erziehung, äußere Umstände usw.). R. N. 27 J. Epileptiker, im interparoxysmellen Zustande keine sexuelle Betätigung irgend welcher Art, unterhält sich nie über solche Themata. Im Dämmerzustande leistet er um so mehr, er heiratet eine Jugendfreundin, von welcher er zwölf Kinder bekommt, er gebiert auch

[1]) Vulva oder Vagina.

[2]) Penis. Im Originaltexte lauter Ausdrücke vulgärster Sorte.

selbst, er ist im Paradiese mit Eva und ißt den Apfel, er onaniert vor den Ärzten und begeht eine Reihe von sexuell betonten Handlungen, welche in einem besonderen Kapitel über die Koprophilie analysiert werden sollen. Es ist, als ob der Geschlechtstrieb sich bei ihm anfallsweise austoben würde, wie die Epilepsie selbst. Der psychologische Inhalt dieser Zustände mit eingeengtem Bewußtsein ist also sehr oft sexuell, wie derjenige der Wunschdelirien und Anfälle bei Hysterischen — (Freud, Jung, Riklin) und Dementia praecox Kranken (Bleuler, Jung usw.). Das gilt ganz besonders für Epileptiker mit hysterischen Attacken. Zur Illustration sei das Résumé einer längeren Krankengeschichte mitgeteilt. Es handelt sich um eine

31 jährige Epileptica mit hysterischen Anfällen. R. B. Mit 12 Jahren ein sexuelles Attentat (von einem Italiener), das formgebend für die folgenden hysterischen Vorkommnisse wirkte. Traumata bis zur Zeit der Pubertät. (Belauschung des Beischlafes usw.) Mit der ersten Regel die ersten Anfälle, zuerst hysterische, dann auch epileptische. Zwei Typen (Haupttypen) von hysterischen Anfällen: im ersteren Abwehr gegen sexuellen Angriff, im zweiten, als Gegensatz, Spreizen der Beine, Arc-de-cercle . . . ., der psychologische Inhalt entspricht der Mimik; in sehr vielen Träumen gleiches Thema; Assimilation und Identifikation sämtlicher Männer ihrer Bekanntschaft mit dem Attentäter. Identifikation der Patientin mit allen ihr bekannten Opfern geschlechtlicher Angriffe. In den Träumen sexuelle Phantasien, bis in die feinsten Details ausgedehnt; Graviditäten, darunter verlängerte bis zu 10 Monaten, Entbindungen mit Forceps, Stillen und Puerperalkomplikationen usw. . . . Ein einziges Beispiel sei angeführt, um die Assimilationstendenz des Geschlechtskomplexes zu illustrieren. Bei Tische wurde von einem im Männerbaue begangenen Diebstahle gesprochen; kurz darauf sah sich die Wärterin veranlaßt, der Patientin (R. B.) das Verlassen des Gartens ohne ihre Erlaubnis zu verbieten. (Patientin wollte immer den Ärzten Johannisbeeren vom Garten bringen.) R. B. fängt an vor Referenten zu weinen; sie will keine Antwort geben und wälzt sich auf dem Boden, mit den Zeichen der größten Verzweiflung; „sie sei die schlechteste, verrufenste Person der Welt, sie könne nicht hier bleiben; die Wärterin habe gesagt, sie sei eine ganz schlechte Person usw. Der Zustand dauerte Stunden an. Am nächsten Tag erzählte Patientin, sie habe gehört, daß ein Sittlichkeitsattentat im Männerbau stattgefunden habe und sie sei die betreffende Frau gewesen . . . . daher war sie so unglücklich . . . . die Assoziationsglieder zwischen Diebstahl und Sittlichkeitsattentat im Männerbau sind ohne weiteres klar, sobald man die Vorgeschichte der Patientin und den Inhalt ihrer Phantasien kennt.

Psychische Onanie.

Auterotisch ist die sogenannte psychische Onanie. Hier ist der Geschlechtstrieb weniger sublimiert, wie in den Träumereien

und Phantasien. Diese Form der Betätigung trifft man viel bei Epileptikern.

A. J., 36 Jahre. Patient schreibt in seinem Journale Tag für Tag: „Am 1. April 1906 führte ich einen reinlichen Lebenswandel," oder „einen gottesfürchtigen," oder „in der Reinheit gelebt." 4 April: „Heute rieb ich vor und nach Anfall an dem Mandli = (Glied)[1])" „Dienstag den 10. April war ich mehr mit Gartenarbeit tätig, als mit dem Sündenleben; am 11. April vor dem Schwindel, machte ich zweimal, was Kinder erzeugt." — Das ist der ganze Inhalt seines Journals jahrelang. — E. U., 36 Jahre. Patientin füllt einen guten Teil ihres Journals mit Aufzählung ihrer menstruellen Parästhesien, Darmentleerungen und ähnlichen scatologischen Erscheinungen aus (siehe: Die Koprophilie).

Religiosität.

Man hat schon längst vermutet, daß ein eigentümlicher Zusammenhang zwischen Sexualität und Religiosität bestehe. Dafür spricht eine ganze Anzahl von Erfahrungen. Die religiösen Anwandlungen der jungen Knaben und Mädchen (abgesehen von der Übertragung auf den Pfarrer) zur Zeit der Pubertät, die auffällige Religiosität vieler unglücklich Verheirateter und vieler alten Jungfern — welche durch folgenden Satz so trefflich charakterisiert werden: „I was not good enough for man and so I am given to God." H. Ellis macht darauf aufmerksam, daß die Zeit der Liebe auch die der Bekehrungen ist. Wahrscheinlich ist ein Anteil der Libido in dem stärksten unserer Triebe zu suchen; dieser Anteil wird immer größer sein, je weniger die Sexualwünsche befriedigt sind. Das Leben der Heiligen liefert genug Beispiele der mehr oder weniger erfolgreichen Sublimierung der Libido. „Gewisse sanguinische Brüder", sagt Swift, „versicherten mir, daß sie auf dem Höhepunkte und Orgasmus ihrer frommen Übungen oft ..... (Samenfluß) bekamen, nach dem sie sofort Nachlassen der Geistes- und Nervenspannung verspürten" (siehe auch „Das Hohe Lied" im Alten Testamente). Bei Epileptikern mit ihrer gesteigerten Affektivität und ihrem intensiven Geschlechtstriebe kommt das eigentümliche, oben angedeutete Verhältnis besonders kraß zum Vorscheine; alles, was von der Epilepsie beeinflußt wird, wird plump, grobzügig.

E. U. (schon oben angeführt), 36 Jahre alte Jungfer, hat zur Zeit der Periode erotisch-religiöse Anwandlungen, sie ruft, prämenstruell, stundenlang, speziell wenn die Ärzte bei ihr sind: „ Lieber Gott, zeige mir die Wahrheit!" Dabei exhibiert sie und onaniert schamlos; in ihren Phantasien und Träumen ist sie die Frau Christi, aber auch die Tochter und die Frau des lieben

[1]) Mandli = Männlein.

Gottes. Gesichts- und Gehörshalluzinationen, fast lediglich religiösen Inhaltes (Gott und Engel), hat sie nur auf dem Abort. In Träumen kommt es häufig vor, daß sie sich vor Herren in einer Kirche auskleiden muß, um „über ihren Glauben" geprüft zu werden.

A. K., 29 Jahre, Epileptiker, wurde mit der Krankheit (23 Jahre) religiös: „Ich habe den Heiland so lieb bekommen." Im Dämmerzustande nimmt seine Liebe zu Christus einen sexuellen Charakter an; er verlangt immer ein Bild von ihm in sein Bett, will unter keinen Umständen ohne ihn schlafen (siehe vom Verfasser „Symbolik in Träumen, Legenden, Märchen. Psychologisch-Neurologische Wochenschrift Nr. 6, 1908). „O, hätte ich dich in meinem Bette, holdseliger Emanuel, des freute sich mein Leib und Seel!" A. K. ist homosexuell, wie ich im Laufe dieser Arbeit noch zeigen werde. Interessant ist das Verhalten der Libido bei ihm. Einige Wochen vor dem Ausbruche dieses Dämmerzustandes hatte er, von einer heiligen Wut ergriffen, einen Roman von Zola und ein anderes Buch mit Venusbildern zerrissen. Er will als Missionär nach Afrika gehen, um die Heiden zu bekehren und ihnen Feuerwaffen zu verkaufen; mit dem verdienten Gelde wird er dann heiraten können. Die scheinbar vernichtete, durch den Patienten nur verdrängte Sexualität tritt milder unter einem neuen heiligen Gewande hervor, die sexuelle Liebe zum Heiland.

Ich habe oben den Ausdruck einer Patientin: „der Gott kommt" für den Augenblick des Orgasmus schon erwähnt. Dieselbe Person sagt auch: „ich bin der zweite Jesus, oder der Teufel."

Es wäre ein leichtes, eine große Anzahl von Beispielen dieses sonderbaren erotisch religiösen Gemisches aufzuzählen; aus der Literatur ließe sich ebenfalls ein reichliches Material sammeln. — Ich möchte hier nur darauf hingewiesen haben, die richtige Würdigung dieser Beziehungen zwischen Sexualität und Religion würde die Grundlage eines wichtigen Kapitels der Psychologie des Epileptikers abgeben. Fast sämtliche Erscheinungen, die hier in Betracht kommen, gehören in die Gruppe des Auterotismus (abgesehen von der Übertragung der Libido auf die menschlichen Vertreter Gottes, Schwärmereien für den Pfarrer usw.). Ich glaube, daß die sublimierte Sexualität (Auterotismus) in dem bei Epileptikern so ausgesprochenen Triebe zum Dichten zum Ausdrucke kommt (Vergleich mit den Schwärmereien der heiratsfähigen Mädchen).

Diese Stichproben aus einem ziemlich umfangreichen Material mögen genügen, um die Bedeutung der auterotischen Komponente der Epileptikersexualität zu illustrieren.

Das Auterotische im Verlaufe der Epilepsie. Die Demenz.

Freud, der die Äußerungen der kindlichen Sexualität näher untersucht hat, ist zu der Überzeugung gekommen, daß dieselben

hauptsächlich eine auterotische Richtung hat (die Geschlechtsorgane, welche dem heterosexuellen Verkehre angepaßt sind, sind noch nicht zur Ausbildung gelangt).

Beim normalen Erwachsenen, der die möglichst größte Anpassungsfähigkeit und Anlehnung an die Außenwelt zeigt, tritt selbstverständlich das Auterotische zurück. Das trifft nach den obigen Ausführungen für den Epileptiker nicht zu. Er behält, trotz den hinzukommenden allerotischen Neigungen, viel vom infantilen Auterotismus. In der epileptischen Demenz wird er sogar zu einem Hauptcharakter derselben. Die epileptisch Verblödeten haben mit den Senilen und Paralytikern gemeinsam die erschwerte Wahrnehmungsfähigkeit neuer Eindrücke und die schlechte Auffassung und Verarbeitung derselben, eine Verarmung der Vorstellungen. Trotzdem verhalten sich die dementen Epileptiker recht verschieden von den anderen organisch Dementen. Sie verschließen sich und leben, ich möchte sagen, rein vegetativ, in sich selbst zurückgezogen. Ihre Libido, die noch recht aktiv ist, wird fast ausschließlich auterotisch (eine gewisse Analogie mit den Endzuständen der Katatonie ist wirklich vorhanden) und auf Masturbation (verschiedener Art) Lutschen, Koprophagie reduziert; das alles in einem Stadium der Verblödung, wo Senile, Paralytiker noch allerotisch sind, Stuprumversuche an Kindern ausüben, vor Frauen und Kindern exhibieren. Bei noch menstruierten dementen Epileptikerinnen sieht man nur noch zur Zeit der Periode Versuche, sich heterosexuell zu betätigen; es ist beinahe ihre einzige nach außen entwickelte Tätigkeit.

II. Allerotismus.

Unter dem Namen Allerotismus werden wir alle sexuellen Betätigungen, bei welchen, im Gegensatze zum Auterotismus, die Libido auf ein Objekt (außerhalb des eigenen Körpers) gerichtet ist, beschreiben.

Exhibitionismus.

Epileptiker, Senile, Paralytiker, Alkoholiker, Idioten und Degenerierte usw. wie auch die Kinder exhibieren. Es lassen sich verschiedene Arten Exhibition unterscheiden. — *a)* Bei den Kindern handelt es sich um eine Sexualbetätigung für sich; sie ist in den meisten Fällen Selbstzweck. Das Beschautwerden — wie übrigens das Beschauen selbst — ist ihnen ein und der einzige Lust-

gewinn; mehr wollen sie und können sie nicht erreichen; sie haben nicht die organische Möglichkeit, eine typische oder im engeren Sinne sexuelle Tätigkeit zu entwickeln. Die Organe fehlen ihnen dazu, d. h. sie haben den erforderlichen Grad der Entwicklung noch nicht erreicht. *b)* Viele Senile, Paralytiker usw., welche exhibieren, sind impotent; sie wollen beschaut werden, und zwar meistens von Frauen und Kindern, um sich aufzuregen, ähnlich den chronischen Masturbanten, welche nur noch mit Hilfe von Vorstellungen erotischer Szenen Samenerguß hervorrufen können. Es besteht hier ein klares Mißverhältnis zwischen der Libido und der physiologischen Leistungsfähigkeit (also eine gewisse Analogie mit dem Verhalten der Kinder). *c)* Endlich dient nicht selten die Exhibition als Einladung zum Geschlechtsakte; sie kommt unter dieser Form auch bei sogenannten Normalen vor. Booth stellt die kräftige Männlichkeit der Exhibitionisten in Abrede; für diese letztere Art möchte ich ihm rechtgeben.

Die Exhibition bei Kindern ist überaus häufig; schon ganz kleine Kinder zeigen sich gerne nackt vor gewissen Personen; sie besuchen zu mehreren den Abtritt, zeigen sich ihre Genitalien, sie beobachten einander beim Urinieren und bei der Defäkation. Das Schamgefühl muß anerzogen werden; es handelt sich nicht um einen sogenannten Instinkt, wie von gewisser Seite behauptet wird; die vergleichende Völkerpsychologie hat es uns gelehrt. (Bei gewissen Völkern ist das Schamgefühl auf das Essen, und nicht auf die Geschlechtssphäre verlegt.)

Das Kind lernt allmählich diese Sexualbetätigung verdrängen; zur Zeit der Pubertät wird sozusagen nur noch in den Träumen exhibiert (vide Freud-Traumdeutung), das sind die typischen Nacktheitsträume der heranwachsenden Jugend. Ein Mädchen träumt z. B., die Hosen des Herrn Professors fallen ihm während einer Demonstration an der Wandtafel hinunter; sie erwacht mit großer Angst, Herzklopfen usw. Ich will noch eine Anzahl von Zwangsvorstellungen in diesem Alter, als Ausflüsse der verdrängten Exhibitionslust, anführen. Ein 18jähriger Bursche beklagt sich, er habe immer Angst, seine Hosen seien nicht zugeknöpft. Sobald er in Gesellschaft komme, wo weibliche Personen sind, müsse er nachsehen, um sich zu versichern, und glaube es dann noch nicht. Er scheute sich vor einigen Jahren noch in der Gesellschaft aufzutreten, da er immer von der Vorstellung geplagt wurde, die Frauen sähen seine Genitalien durch die Kleider. Im Aborte, trotzdem die Fenster und Türen geschlossen sind, fürchtet er immer

beobachtet zu werden, desgleichen, wenn er sich auszieht. In der Kindheit hat er sich häufig derart (die Art der Kinder) betätigt und schämt sich jetzt deswegen. Meiner Erfahrung nach scheinen die Exhibitionsträume bei Gesunden mit dem Alter allmählich zu verschwinden; die Sexualität tritt in eine aktive Phase ein. Eine Ausnahme scheinen die alten Jungfern zu machen, welche bis noch spät ins Klimakterium hinein in den Träumen exhibieren.

Die eine Form der Exhibition bei Epileptikern ist mit der soeben beschriebenen Exhibition der Kinder wahrscheinlich identisch. — In traumhaften und in echten Dämmerzuständen führen die Kranken dasjenige aus, was wir alle als kleine Kinder gemacht, was wir als Jungen geträumt haben. Z. B.:

A. H., 26 Jahre, seit der Pubertät epileptisch, leicht imbezill. Im Dämmerzustande hält er sein Hemd hoch und steht entblößt still und blöde vor Ärzten und Wärtern da, genau wie ein kleines Kind (obwohl er im Normalzustande ein sehr entschlossener Mensch ist); manchmal uriniert er auf das Parkett der Zelle und versucht den Wasserstrahl möglichst weit zu führen. Nach dem Erwachen aus dem Zustande erzählt er, er habe es mit einem Mädchen zu tun gehabt, deswegen Streit mit dem Vater bekommen; zwei schwarze Männer hätten ihm das Glied abgeschnitten; die Gesundheit könne er wieder erlangen, wenn er weit spritze usw.

(An dieser Stelle mache ich auf den überall verbreiteten Gedanken, daß Geschlecht und Epilepsie eng zusammenhängen, aufmerksam.)

Solche Szenen von stark kindlichem Gepräge sind relativ häufig, z. B. in den kurzen Dämmerzuständen nach einem Anfalle.

Die häufigste Art der Epileptiker Exhibition ist, wie die folgende Kasuistik zeigen wird, etwas anderen Charakters; ich schicke voraus, daß das Sichausziehen nach dem Anfalle häufig unter einer sexuellen Konstellation geschieht, es alterniert z. B. mit Onanie. Das Erwachen aus dem kurzen dämmerigen Zustand erfolgt häufig sehr zweckmäßig; im Momente, wo die Betreffenden daran sind, sich total zu entblößen, beim Ausziehen von Hemd und Hose; sie schämen sich und ziehen sich schnell wieder an (Andeutung von dem bekannten Automatisme téléologique).

A. K., 29jähriger Mann, seit 5 Jahren epileptisch. Patient ist in intervallären Zeiten sehr reserviert und spröde, wollte sich z. B. vom Arzte nicht verbinden lassen in der Angst, man könnte von seinem nackten Körper mehr sehen, als für eine Wundbehandlung am Knie nötig sei; er hielt deshalb das gespannte Hemd bis zur Wunde am Knie krampfhaft fest. Er schämt sich, von Stuhlgang mit dem ihn behandelnden Arzte zu sprechen; leicht

verlegen, errötet, findet die Ausdrücke nicht, um schließlich über Durchfall zu klagen. In einem Dämmerzustande dringt er im Hemde wie eine Bombe in das Doktorzimmer hinein, zieht das Hemd aus und ladet den Arzt ein, mit ihm „das auszuführen, was im Paradiese gemacht wurde". Zwei Tage lang bleibt er nackt in der Zelle, will unter keinen Umständen sein Hemd wieder anziehen.

Ein anderer Epileptiker, 27 Jahre, der es abstreitet, sich irgendwie je sexuell betätigt zu haben, will im Dämmerzustande sein Hemd nie anziehen; es sei ihm zu dumm," sagt er, „zwei Hemde aufeinander zu tragen." Er exhibiert sonst bei anderen Gelegenheiten gerne (will im gemeinsamen Bade auf der Abteilung nie Badhosen anziehen, wie die anderen Patienten es tun).

E. U., 36jähriges Fräulein, exhibiert, wenn sie dämmerig ist, oder wenn klar, aber aufgeregt, namentlich zur Zeit der Periode oder der Anfälle. Sie steht plötzlich vor dem Arzte auf, lehnt sich direkt an ihn, hebt die Röcke in die Höhe: „Willst du?", oder sie exhibiert und onaniert bei der ärztlichen Visite, versucht den Besuchenden zu sich in ihr Bett zu ziehen. Sie träumt häufig, sie müsse nackt herumlaufen oder vor einem Engel oder vor dem lieben Heilande sich ausziehen, um geprüft zu werden.

In diesen Fällen ist es klar, daß die Exhibition eine Einladung zum Koitus ist; sie dient als Anlockungsmittel. Sie hat den Charakter der Passivität des Kindes, den ich oben erwähnte, verloren, sie hat sogar etwas Aggressives an sich, wenn Frauen sie in dieser Art ausüben. Sie kommt auch in dieser Form speziell bei Patienten vor, bei welchen Exhibition und Schaulust schon in der Kindheit eine außergewöhnliche Bedeutung hatten (siehe das erste Beispiel L. E. bei Besprechung der Masturbation).

Freud hat darauf aufmerksam gemacht, daß bei den Perversen, die beiden entgegengesetzten Perversitäten immer zugleich, aber in verschiedener Mischung, vorkommen. Sicher bestehen häufig Schaulust und Exhibition nebeneinander:

O. P., 32jähriger Mann, weigert sich immer, Badhosen anzuziehen; einmal steht er ganz nackt auf dem Fensterrande, da ein Dienstmädchen Teppiche vor dem Hause klopft, (er ist nicht im geringsten verwirrt). Nach Anfällen zieht er sich immer aus und will die anderen ebenso ausziehen, er greift nach ihren Genitalien. (Beschauen und beschaut werden.)

Als mildere Art der Exhibition ist auch die Gewohnheit vieler Epileptikerinnen aufzufassen, in Gegenwart der Ärzte vom Bette aufzustehen und im Hemd, womöglich noch zur Zeit der Menstruation, im Zimmer herumzulaufen. Eine alte Demente (ledig), die regelmäßig 2—3 Wochen lang absolut mutistisch war, wurde zur Zeit der Periode gesprächig, sie pflegte mir zu erzählen, wie ihr Bett schon wieder voll Blut war, sie habe geträumt, sie könne noch „eine Frau werden". Bei

vielen derartigen Patientinnen fällt es dem Arzte leichter, den Unterleib für die Untersuchung zu Gesicht zu bekommen, als z. B. die Zunge.

Die Exhibition spielt, wie ersichtlich, bei den Epileptikern eine recht große Rolle, dafür sind hauptsächlich drei Faktoren in Betracht zu ziehen: die Intensität der Libido, die Demenz (Wegfall der Hemmungen) und der Infantilismus, drei Punkte, auf die ich im Laufe der Arbeit zurückkommen werde. Bei Hysterischen sieht man kaum etwas Derartiges. Eine Hysterica in der „grande crise“[1]) (arc-de-cercle et contorsions . . .) zeigt immer noch eine gewisse Zurückhaltung; es handelt sich kaum je um eine solche elementare Entladung der Sexualität, wie oben geschildert. Ein kleiner 11jähriger Hystericus führte im Bette koitusartige Bewegungen aus; sobald ich die wollene Decke entfernte, änderte sich der Typus des Anfalles — die Zuckungen des Unterleibes gingen allmählich in schüttelnde Bewegungen des Oberkörpers, zuletzt des Kopfes und der Arme über. Mit der rechten, zuckenden Hand gelang es dem Kleinen, in sehr geschickter Weise das Hemd so weit hinunter zu ziehen, bis die entblößten Genitalien wieder zugedeckt wurden. Im hysterischen Dämmerzustande ist immer noch ein kleiner Teil des normalen Ichs vorhanden, der die Korrektur besorgt und das Individuum vor großen Ausschreitungen schützt. Bei Epileptikern welche hysterische Anfälle haben ist in dieser Hinsicht der Unterschied zwischen dem hysterischen und epileptischen Anfällen sehr kraß.

Normale (heterosexuelle) Neigungen.

Die normalen Neigungen zum andern Geschlechte sind bei den Epileptikern vorhanden; sie bestehen neben den anderen sogenannten perversen Trieben (homosexuelle, autoerotische). Fast sämtliche Patienten, die in den Kapiteln über Exhibition, erogene Zonen, Autoerotismus, Homosexualität . . . angeführt sind, können auch in dieser Gruppe zitiert werden. Die Libido ist polyvalent, um diesen Ausdruck aus der Chemie zu gebrauchen, d. h. die Sättigung erfolgt durch multiple Bindungen (Freud nennt diese Eigenschaft polymorph pervers). Diese Bezeichnung scheint sehr klar zu sein. Zu meinem Erstaunen hörte ich sie vor kurzem aus dem Munde eines Mädchens der höheren Töchterschule, und zwar in demselben Sinne gebraucht. „Man sage in der Schule, sie sei polyvalent wie der Schwefel, weil immer eine Anzahl von Buben

[1]) Man erinnere sich an die Richerschen Bilder der grande hystérie.

und Mädchen in sie verliebt seien." Der heterosexuelle Trieb bei den Epileptikern weist verschiedene Stufen der Betätigung auf, von den schwächsten Regungen bis zu den schrankenlosesten Handlungen (Vergewaltigungen, Inzesten; cf. Literatur, Krafft-Ebing: Psychopathologia sexualis . .). Ich kann mich auf wenige charakteristische Beispiele beschränken; die einmalige Durchmusterung einer Anstalt für Epileptische würde mehr Eindruck machen als eine ausführliche Kasuistik.

E. E., 30 Jahre (bei Besprechung der Traumzustände schon erwähnt), hat in ihren Phantasien und Traumerlebnissen, Dämmerzuständen ein sexuelles Verhältnis zu ungefähr allen Männern, mit denen sie in der Wirklichkeit zusammengekommen ist, d. h. zu den Lehrern der Sekundarschule, Pfarrern, Ärzten (5 bis 6), Aufsehern und Fabrikdirektoren — sie war Arbeiterin. In den intervallären Zuständen ist sie dem Arzte sehr ergeben, ihm gegenüber immer sehr anständig, dafür grob und tyrannisch mit den Mitpatientinnen und mit dem größten Teile des weiblichen Personals.

R. B., 31 Jahre, Epileptica (siehe bei den Traumen und hysterischen Anfällen), assimiliert und identifiziert sich mit allen verführten Mädchen, mit allen Bräuten und Müttern, von denen sie etwas liest oder hört.

S. S., 50 Jahre, Epileptica mit Depression und beständigen hypochondrischen Klagen, queruliert seit vielen Jahren im gleichen Tone, so daß das ganze Haus sich vor ihr fürchtet und sie flieht. Das Assoziationsexperiment wird mit ihr ein paarmal ausgeführt. Ihr Verhalten ändert sich zusehends; sie verjüngt, putzt sich, wenn der Arzt kommt, läuft ihm nach, hängt sich förmlich an ihn, so daß man sie kaum erkennt, sie fühlt sich überglücklich, schläft ausgezeichnet . . . sie ist eine andere Person geworden, fängt an spontan von ihrer Jugend zu sprechen; wie sie „ein nettes Mädchen war" (benimmt sich wieder kokett wie eine 18jährige). Eine Erinnerung steigt in ihr auf und bleibt seit dieser Wiedergeburt beständig in ihrem Bewußtsein; etwas, was sie noch niemandem anvertraut und was sie dem „lieben Herrn Doktor" erzählen will: es ist natürlich ein sexuelles Erlebnis, der Versuch eines Sittlichkeitsattentates auf sie in ihrer Kindheit.

Spuren dieser normalen Richtung des Sexualtriebes trifft man noch bis ins spätere Alter hinein.

Eine 63jährige, demente Patientin, interessiert sich nur noch für die Herren, welche sie sieht. Sie fühlt sich beleidigt, wenn der schöne Kutscher, bei einer Ausfahrt nicht mit ihr spricht (sie stammt aus einer alten adeligen Familie); sie weiß, daß der eine Doktor weiße Hosen trägt und der andere eine weiße Weste. Wenn der Arzt sich auf der Abteilung mit einer andern Patientin etwas lange unterhält, kommt sie heimtückisch hinter die betreffende und prügelt sie; mit der Wärterin ist sie meistens grob oder ganz kalt, mit dem Doktor immer sehr freundlich, klebrig-süßlich.

Die Übertragung auf den behandelnden Arzt im Laufe der Psychanalyse ist bei diesen Kranken sehr intensiv und wegen des Mangels an Korrektur (Demenz) in gewissen Fällen störend.

Das positive Gefühl zum andern Geschlechte ist in den intervallären und in den akuten Zuständen vorhanden. (Viele Fugues der weiblichen Patientinnen sind nach dem Männerbaue orientiert.) Das Gesagte gilt für die beiden Geschlechter.

Homosexuelle Tendenzen (Inversion).

Absolute Inversion konnte ich bei keinem Patienten (Epileptiker) nachweisen (Fälle aus der Literatur sind mir auch nicht bekannt), dafür fielen die homosexuellen Neigungen einer großen Anzahl von Epileptikern um so mehr auf; die betreffenden sind also amphigen invertiert oder psychosexuell hermaphroditisch. Der Ausdruck „Neigungen" paßt vielleicht am besten, da es sich in sehr vielen Fällen nicht um sexuelle Betätigungen im engeren Sinne handelt, sondern um einen dumpfen Trieb, der wenig Erscheinungen oder Symptome macht. (Mutuelle Onanie ist in den Anstalten sicher nicht selten; kann allerdings zu einem Teile auf die Klaustration zurückgeführt werden — als „faute de mieux").

A. Y., 29 Jahre, Epileptiker von gutem Körperbaue, war Soldat. Haut wenig pigmentiert, zart. — Brüste etwas prominenter als bei Normalen. Genitalien O. B., Gesichtsausdruck eines leicht Imbezillen. Mädchenhafte Züge im Benehmen, macht manchmal Knickse, wie ein Backfisch beim Grüßen. In seinem Zimmer hat er immer Blumen oder Laub; an der Wand hängt ein Fächer, den er wie eine Dame im Ballsaale regelrecht hin und her schwenkt. Er kann das Fluchen nicht hören, hat immer die Ausdrücke „so nett", „so hübsch", „so fein" im Munde. „Ich bin ein Gemütsmensch." Er schämt sich, vor dem Arzte über Durchfall zu sprechen, will sich nicht genügend entblößen für die Behandlung einer Wunde am Knie. Seine deutlich homosexuelle Liebe zum Heilande ist in dem Abschnitte über Religiosität erwähnt worden. Mit einem der Ärzte hat er einen auffallend guten Rapport, will nur mit ihm zu tun haben, den andern haßt er. Die echte Natur dieser Zuneigung kam in einem Dämmerzustande zum Ausdrucke. Er streichelt und liebkost den betreffenden Arzt, findet seine Krawatte so schön, bewundert sein Haar; später zeigt er sich nackt vor ihm — er, der Schamhafte, welcher sich im normalen Zustande nicht entschließen, kann das Knie bloß zu zeigen — und ladet ihn direkt zum Geschlechtsverkehre ein; dieser Arzt sei ihm „die liebste Person vom ganzen Kanton Zürich." Für bestimmte Wärter hat er auch warme Sympathie. Absolut invertiert ist A. K. nicht; im gleichen Zustande ruft er eine Jugendfreundin zu sich in sein Bett. Intervallär ist er mit den Damen sehr galant.

H. M., 32jähriges Fräulein, zeigt somatisch nichts Abnormes. In der anfallsfreien Zeit (8 bis 14 Tage) soweit normal, eher etwas verschlossen. Zur Zeit der Anfälle wird sie gesprächig; unterhält sich und die ganze Ab-

teilung von Heirat und Hochzeit, spricht aber nur von Frauen, Patientinnen oder Wärterinnen; „das wäre eine gute oder schöne Frau, die ist gut gebaut;" dieser Zustand dauert 4 bis 8 Tage an; das Thema der Unterhaltung bleibt immer das gleiche, so daß die ganze Abteilung jedesmal über sie klagt. H. M. sonst zurückhaltend, küßt in diesen Stadien die Oberwärterin schwärmerisch, liebkost sie, nennt sie „mein liebes Schatzerl", wenn sie sie allein trifft. In ihrem Verhalten zu den Männern zeigt sie kaum solche auffallende Schwankungen, sie ist aber nicht ablehnend.

R. O., 22jähriges Mädchen (siehe Narcissismus), wollte schon in der frühesten Jugend mit einer Freundin immer zusammenschlafen und trieb mit ihr mutuelle Onanie. In der Anstalt hat sie einige „intime" Freundschaften, und zwar zu zwei sehr erotischen Patientinnen, vom typischen, ekelhaft-süßlichen, klebigen, unterwürfigen Charakter. Sie verlangt, immer mit ihnen schlafen zu können. Man findet sie häufig am Tage in dem Bette einer Wärterin versteckt, welche einzelne männliche Züge in ihrem Wesen und Benehmen hat und für die einige andere Patientinnen auch schwärmen. Patientin ist auch sehr heterosexuell, nimmt Arzt und Pfarrer sehr in Anspruch durch ihr anhängliches, klebriges Wesen.

Von männlichen Epileptikern ließen sich Dutzende von Beispielen anführen. Viele erwachsene Epileptiker benehmen sich echt weiblich, geradezu wie servile Mägde (echte, treue Kindermädchen). Sie schwärmen für den Pfarrer oder den Arzt, wie ein Backfisch, laufen ihm entgegen mit strahlendem Gesichte, schmiegen sich an ihn, möchten seine Hand küssen (dieser letzte Zug ist um so mehr auffallend, als der Handkuß in unserer Gegend ganz ungebräuchlich ist). Es ist unzweifelhaft, daß der sehr gute gemütliche Rapport, der Berührungstrieb, der leidenschaftliche Ton des Gespräches des Epileptikers zum guten Teile durch seine Sexualität (homo- und hetero-) bedingt sind[1]). (Siehe auch im Abschnitte über die Koprophilie, die Zeugungs- und Entbindungsphantasien von J. N., in welchen ein psychosexueller Hermaphroditismus zutage tritt.)

Der „Berührungstrieb" der Epileptiker.

Man kann geradezu von einem „Berührungstriebe" bei Epileptikern sprechen. Ein jeder, der mit Epileptikern viel verkehrt hat, versteht, was ich damit bezeichnen möchte. Die Kranken haben eine starke Tendenz nach körperlicher Berührung, nach Flächenan-

[1]) Ich kann hier nur wiederholen, daß der tägliche Verkehr mit den Patienten ein sehr reiches Material zur Unterstützung dieser Auffassung liefert. Leider läßt sich die Mimik der Menschen zu schwer beschreiben. — Eine Beschreibung wirkt wenig überzeugend, auch wenn sie ganz ausführlich ist.

näherung. Berüchtigt ist schon längst der Handschlag. Es genügt ihnen nicht, die Hand zu nehmen, sie müssen sie in ihrer eigenen Hand halten, sie einige Male drücken, möglichst lang (bis 20 und 30 Sekunden); gelegentlich fahren sie rasch mit ihrer Hand in den Ärmel der zu grüßenden Person oder kitzeln den Handteller; manchmal wird der Gruß von einer typischen Kußmimik begleitet. Wenn die Spannung noch größer ist, nehmen sie die Hand des andern und legen sie auf ihr Herz, auf den Schoß oder drücken sie an ihre Wange. Sie begleiten gern die Szene mit Streicheln des Gesichtes oder des Rumpfes. Manche erotische Patientinnen schmiegen ihren Körper an, bis zur Berührung des Leibes, suchen Einen an der Taille zu fassen. Sie erzählen gerne Geheimnisse, die man ins Ohr möglichst nah, bis zum Ohrkusse, flüstern kann. Wie die weiblichen Patienten, die Knaben, ja sogar die Männer einander küssen, ist auch bekannt.

Man muß es unterlassen, die eminent erotische begleitende Mimik zu beschreiben. Sicher ist dieser Berührungstrieb zum guten Teile eine sexuelle Betätigung, wie die Berührungstendenz der Verliebten [man vergleiche auch das Verhalten speziell der jungen Mädchen zur Zeit der Pubertät, die ein starkes Verlangen nach Berührung zeigen (namentlich mit Vater und Brüdern, aber auch mit weiblichen Wesen)]; d. h. eine Teilerscheinung des sogenannten Kontrektationstriebes von Moll. Er paßt in die Definition der Liebe, welche die Enzyklopädisten in Frankreich (XVIII. Jahrhundert) gegeben haben: „L'amour est le contact de deux épidermes".

Das liefert uns wieder ein Beispiel der mehrwertigen, expansiven Sexualität der Epileptiker (Polyvalenz) und gibt eine partielle Erklärung des bekannten Satzes von Legrand du Saulle: „Les aliénés se repoussent, les épileptiques s'attirent". —

In diesem Zusammenhange sollten die erogenen Zonen besprochen werden. Der Versuch wäre vielleicht verfrüht; so viel will ich vorläufig sagen, daß wir im Laufe dieser Arbeit schon an mehreren Orten Überschreitungen der normalen erogenen Zonen konstatiert haben (z. B. Analerotismus, Mammartypus). Hierher gehört auch das eigentümliche Zusammentreffen von Koprophagie und Analerotismus (siehe: Koprophilie), wo der Mund den Anus einigermaßen vertritt und beide Quelle von sexueller Lust sind. Bei einigen speziell homosexuell Veranlagten ist der After eine erogene Zone (also Vertreter des weiblichen Geschlechtsorganes). Die Bulimie (Gefräßigkeit) der Epileptiker hat wahrscheinlich auch eine sexuelle Wurzel. Für die

Annahme einer erogenen Zone (im Munde) sprechen einige Gründe, die ich jetzt umgehen möchte.

Koprophilie, das Parerotische.

Unter dem Namen der Koprophilie möchte ich eine große Anzahl von größtenteils bekannten Erscheinungen zusammenfassen, wie Kotessen und Kotschmieren, Urintrinken und -abwaschungen, die Riten der Stuhlhypochonder ... der Neologismus scheint mir berechtigt, da das Interesse von vielen Menschen für die Funktion des Harn- und Darmapparates einen ganz bestimmten sexuellen Charakter annehmen kann.

Bekanntlich spielen normale Kinder besonders gerne mit Kot und Urin; sie beschmieren die Decke, das Bett, das eigene Gesicht; noch mehr, sie stecken den schmutzigen Finger in den Mund. Etwas älter gehen sie zu 2 oder zu mehreren auf den Abort, schauen sich die Defäcation gegenseitig an; die Knaben versuchen, wer am weitesten spritzen kann. Sie wissen dabei ganz gut, daß es sich um einen sexuellen Akt handelt, sie können es Jahre später mit absoluter Sicherheit noch angeben. In den Klosetts werden obszöne Zeichnungen, Anspielungen und Witze an der Wand angebracht. Kurz es läßt sich nicht leugnen, daß diese Handlungen Äußerungen der noch verkappten Sexualität darstellen. In diesem Alter sind die Geschlechtsorgane nicht genug entwickelt, es kommt noch in den meisten Fällen nicht zu spezifischen Sexualempfindungen; der Trieb ist aber schon längst vorhanden, er bemächtigt sich der benachbarten Organe; das Interesse des Kindes wird auf den Darm- und Harnapparat lokalisiert. Im strengen Sinne des Wortes ist es noch nicht eine sexuelle Betätigung. Man mag es parerotische Betätigung nennen.

Bei vielen Erwachsenen (Neurotikern und Geisteskranken) spielt die Koprophilie ebenso eine sehr große Rolle. Bei den meisten ist sie als Infantilismus aufzufassen, bei anderen vielleicht als Verlegung, d. h. als Äußerung der verdrängten Libido. Ich gebe ein typisches Beispiel dieses Parerotismus.

N. J., 27jähriger, gebildeter Ungar, seit 12 Jahren schwer epileptisch: In Dämmerzuständen beschmiert er sich nicht selten mit Kot am ganzen Körper, oder er wäscht sich mit Urin. In der Nacht hat er manchmal den Trieb, einen Kotballen zu essen; er erhält Befehl, es zu tun (das Stück hat die Größe einer Zwetsche), es ist unwiderstehlich; er sagt sich dabei: „Schlimmsten Falles hast du eine Sauerei gemacht; ich habe mich aber be-

friedigt." Er soll seit der Kindheit ein lebhaftes Interesse für den Stuhl gehabt haben. Jetzt muß er noch ein großes Blatt unter sich legen und prüft jedesmal den Stuhl auf seine Farbe und Konsistenz. (Stuhlhypochonder.) Die Defäkation ist ihm manchmal sehr angenehm, namentlich wenn er eine „große Wurst" macht (also Analerotik). Das Wort „Wurst" ist bei ihm sehr kritisch; er assoziiert daran: Zipfel, rote Wurst, Zipfelmütze, Gassenjunge mit Hemdzipfel aus dem Hosenschlitze, Tannenzapfen, Wurst, Durst, Gespräch über Sexualfragen, Form der Wurst, Schlange, Emailwaren, Klosettschalen. — Hunger. — (Warum er einen Kotball gegessen habe?) — „Hängt es mit der Heirat zusammen?" „Ich weiß es wirklich nicht. —" (später) . . . . „Was ich gegessen habe, hatte die Form einer Schlange, einer Wurst. Ich habe die Schlange der Sünde gesehen und den Baum im Paradiese und Eva. Ich habe die Schlange gegessen, damit sie den Apfel nicht anbeißt, d. h. ich habe den Apfel selbst gegessen." (In dem Zustande selbst sagte er, er sehe den Apfelbaum im Paradiese mit der Schlange der Verführung.)

Von der Schlange sagt er deutlicher: „Jeder Mann hat ja seine Schlange (Penis); im Akte führt der Mann seine Schlange hinein . . . .; (dann) . . ." der Kotballen ist ein Keim der neuen Geburt, er steht am nächsten vom Zentrum". Exkremente ein Düngerstoff, scheinbare „Keime der neuen Geburt".

So viel ist bis jetzt sicher, daß die Koprophagie für ihn eine symbolische sexuelle Handlung ist (er ißt den Apfel der Sünde); er geht noch weiter, er nimmt den Keim einer neuen Geburt zu sich, was sonst ein spezifisch weiblicher Akt ist; in der Tat, er gebiert auch Kinder; einmal trifft man ihn nackt auf dem Boden der Zelle, in seinem Urin badend, „es habe eine Entbindung stattgefunden" — (also eine homosexuelle Komponente, das Verschlingen der Schlange deutete schon darauf hin). Von dem Kotballen kommt er auf eine merkwürdige skatologische Weltauffassung: die Erde ist ein Hämorrhoidalball; hält sich dabei selbst für die Erde; „wie er wächst, wächst sie; er befindet sich „im Zentrum der Welt", er muß in einer bestimmten Richtung liegen, „auf der Weltachse, um das Gleichgewicht zu bewahren". Übrigens soll er auch in der Jugend Hämorrhoidalknoten gehabt haben, was er immer sehr gern erzählt. In seinem Weltsystem ist zum Beispiel das Weltall ein menschlicher Körper, die Sterne rote und weiße Blutkörperchen, welche auf der Milchstraße als Ader zirkulieren.

Die Riten mit dem Urin verlangen auch ein paar Worte der Erklärung. Schon als Knabe hat sich R. N. im Badezimmer eingeschlossen, um Urin zu trinken und sonst Spiele auszuführen; er wußte damals schon vage, daß ein Zusammenhang mit der Sexualität bestehe, er habe es bei den Katzen und Hunden, die sich lecken, gemerkt.

(Warum die Abwaschungen und das Trinken im Dämmerzustande?) „Bei uns in Ungarn sagen die Bauern, man soll die Wunden mit Urin waschen, sie heilen besser." Patient machte das in der Tat zu einer Zeit, wo er am ganzen Körper Schürfungen von einem schweren psychogenen Tobsuchtsanfalle hatte. Es ließ sich analytisch feststellen, daß er sich in dem Zustande

mit einem Löwen identifiziert hatte, der nach dem berühmten Gedichte des nationalen Poeten Petöfi das ungarische Volk personifiziert; die Wunden am ganzen Körper stammten vom Befreiungskampfe her. Die Urinabwaschungen und das Trinken haben aber noch einen andern Sinn, eine sexuelle Komponente. Patient glaubt, daß im Urin der Samen enthalten ist. (Zahlreiche Patientinnen sagen, sie dürfen weder Urin noch Milch trinken, sonst werden sie schwanger.) „Der Urin ist für ihn der Anteil des Mannes an der Schöpfung eines neuen Lebewesens. Der „Brunzel" werde bei der Annäherung mit der Frau eingeführt, das „Brunzeln" selbst sei der wichtigste Akt. Am nächsten Tage ist der Boden der Zelle ganz naß: „ich habe mich hingelegt und laufen lassen; das verbreitet das Leben, eine Zeugung hat stattgefunden." In diesem Stadium erlebt er regelmäßig die Sintflut, die er selbst, als Gott, durch Urinieren macht. Er betont gern. „Sündflut", er hat gesündigt. Eine Jugendfreundin tritt regelmäßig als Eva auf. Die Epilepsie sei auch eine Buße für die Sünde. (Wir treffen wieder die eigentümliche Mischung von Erotischem und Religiösem.)

In Parallele zu diesen Ausführungen eines verwirrten Menschen möchte ich ein paar Daten aus der Völkerpsychologie stellen. In einigen Gegenden glauben die Knaben, daß der Schaum im Urin ein Zeichen von großer Potenz sei. Die Wilden essen das Herz der Feinde nach dem Kampfe, um sich ihren Mut anzueignen. Warum sollte man nicht den Urin (der wirklich als Samen enthaltend betrachtet wird, die gemeinsame Öffnung dient zur Identifikation der beiden Sekrete) trinken, um seine Potenz zu steigern? (Daß Urintrinken befruchtend wirkt, wie Milchtrinken, habe ich schon oben erwähnt.) Ein Katatoniker, den ich schon lange beobachte, wird angriffslustig auf die Umgebung jedesmal wenn er Kot gegessen hat. Er sei jetzt kräftig und könne wieder „v...." [1]) Es ist sehr wahrscheinlich, daß solche Vorstellungen zu der Zusammensetzung der alten Arzneien aus der Zeit der sogenannten Dreckapotheke, wo Exkremente eine große Rolle spielen, geführt haben. In gewissen Teilen Rußlands mischen die Hexen jetzt noch den Urin von bestimmten Männern und Weibern zusammen, um gegenseitige Liebe zu wecken . . .

Nebenbei will ich ein anderes Beispiel von Verlegung des Sexuellen auf den benachbarten Harn besonders anführen. Ein alter Masturbant und Epileptiker hatte die sonstigen hypochondrischen Vorstellungen über die Impotenz und Rückenmarkerkrankung auf die Blasenfunktion hingelenkt — er konnte in Gegenwart anderer Menschen nicht mehr urinieren, er hatte keinen richtigen Strahl mehr.

Dieser eigentümliche Zusammenhang zwischen Analerotik,

[1]) koitieren.

Koprophagie und Kotschmieren ließ sich in einer Anzahl von ganz ähnlichen Fällen nachweisen[1]).

Aus allem dem geht hervor, daß bei Koprophilen die Defäkation eine besondere Rolle spielt, sie bedeutet einen Lustgewinn. Dieser positive Gefühlston wird auf die Exkremente selbst übertragen. Das normale Ekelgefühl wird neutralisiert, ja sogar überkompensiert; Patient bringt es fertig, seine Exkremente zu essen, mit Kot zu spielen. Man könnte beinahe sagen, der Stuhlgang wird ihnen zu einer Art Lustquelle, zu einem Fetisch im sexuellen Sinne. Der Kranke wird auf eine infantile Stufe zurückversetzt, wo der Ekel noch nicht anerzogen ist, wo der „Parerotismus" besteht faute de mieux.

Die Stuhlhypochonder (es sind ihrer sehr viele unter den Epileptikern) sollten noch genauer psychanalytisch erforscht werden; die Hauptwurzel ihres Leidens wird wohl immer sexuellen Ursprunges sein.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung: Die meisten Psychiater üben, wenn sie vor solchen Problemen stehen, die berüchtigte „Nichtbeachtungstherapie". Sie wollen nicht auf das „schmutzige" Thema eingehen und glauben damit recht zu handeln.

Ich glaube aber, daß der Versuch, diese Probleme zu erforschen, mindestens auch berechtigt ist. Der Chemiker läßt sich nicht davon abhalten, schlecht riechende Substanzen zu analysieren. Ich hoffe, daß die obigen Ausführungen ein gewisses Licht auf die sonst unbegreif-

[1]) H. H., 38 Jahre, typischer Stuhlhypochonder, klagt den dirigierenden Arzt vor dem Komitee an, er erkundige sich nicht genug über seinen Stuhlgang. Die rechte Seite bei ihm sei schwerer als die linke; die linke sei verstopft, die Verdauung könne daselbst nicht normal vor sich gehen, er müsse zeitweise etwas Kot essen, um das alles aufzulösen. Es schmecke übrigens nicht schlecht; er habe es schon zur Zeit der Schule gemacht; er läßt sich auch manchmal von einem Patienten in den Mund hinein urinieren. Um Gefühl auf dieser toten, verstopften linken Seite zu bekommen, müsse er mit der linken Hand „am Schamloch reiben" (also Analerotik); hält dafür stundenlang am Tag die linke Hand in steifer gebeugter Haltung, dicht am Oberkörper (zur Strafe). Seine beliebteste Beschäftigung ist das Kübelleeren; er geht auch ein paar Stunden täglich mit einem Eimer und sucht aus dem Miste und Straßenschmutze nach verlornen Gegenständen (alles aus eigenem Antriebe).

Ein anderer Koprophage bemalt fast täglich die Wände seines Zimmers mit seinen Exkrementen (für ihn ist diese Beschäftigung kein Schmieren); er hat sich durch Analonanie und Digitalextraktion der Kotballen aus dem Rektum einen schweren Prolaps zugezogen.

lichen Handlungen des dämmerigen Epileptikers J. N. werfen werden.[1])

Masochitische und Sadistische Neigungen.

Die sogenannte Algolagnie (Sammelbegriff der beiden innig verwandten Perversitäten) scheint bei Epilepsie nicht sehr häufig vorzukommen. Ich konnte sie in keinem Falle sehr deutlich nachweisen und fand in der Literatur auch kein entsprechendes Material. Tendenzen zum Masochismus oder zum Sadismus sind sehr häufig, allerdings bei sogenannten Normalen und bei Neurotikern ebenso; sie sind aber nicht zu einer echten Perversität ausgebildet. Ich muß mich also mit Andeutungen begnügen; wie man sehen wird, ist der Begriff der Algolagnie, wie überhaupt der Begriff der Sexualität, sehr weit gefaßt worden, es ist das einzige Mittel, um das Pathologische aus dem Normalen abzuleiten; die Deduktion läßt sich in ganz ungezwungener Weise machen.

E. E. erlebt im hysterischen Anfalle und im epileptischen Schwindel[2]) (in psychogenen Anfällen überhaupt) ein sexuelles Attentat der Jugend wieder. Der Angriff soll sehr roh und grob gewesen sein; dieser Charakter haftet ihm jetzt noch an (nach über 22 Jahren) in seinen zahlreichen immer wiederkehrenden Reproduktionen, in den Anfällen und Träumen. Der Inhalt lautet immer: E. wird von dem Jugendgeliebten vergewaltigt. Niemand befindet sich in der Nähe, der ihr helfen könnte (?). Oder einige Männer streiten sich um sie und mißhandeln sie in der schlimmsten Art; jeder will sie besitzen. Die Folge davon ist, daß Patientin schwanger wird; sie muß noch viel Schlimmes durchmachen, Entbindungen, meistens von Zwillingen, vielfach mit Komplikationen (Anlegung der Zange), Kindbettfieber, sogar Mastitis, so daß sie nicht stillen kann. Man sieht daraus, wie die Phantasie einer sonst ehrbaren und gut erzogenen Tochter sich im Unbewußten austobt.

Patientin hält sich für ein vielgeplagtes Wesen. Während der Analyse zum Beispiel macht sie häufig ein wehmütiges Gesicht, man plage sie furchtbar. Der Doktor sei ein „schlimmer Plagegeist", dabei lächelt sie ihn sehr

---

[1]) Die Koprophilie kommt im „Journal" der Epileptiker (fast jeder Patient macht Notizen über die Ereignisse des Tages) sehr klar zum Ausdrucke. Darmentleerungen, Konsistenz des Stuhles — werden beschrieben, bei den schwer Dementen sogar in Zusammenhang mit sexuellen Erlebnissen.... (siehe auch oben Masturbation, die psychische Onanie).

Das Vorkommen von Koprophagie (meiner Erfahrung nach immer mit Analerotismus und Kotschmieren verbunden) und Bulimie beim selben Individuum ist auch erwähnenswert; es handelte sich immer um ganz besonders erotische Menschen.

[2]) Siehe Binswanger, Die Epilepsie.

freundlich an, identifiziert ihn in ihren Träumen mit dem obenerwähnten Jugendgeliebten, will unbedingt, daß er als Ausdruck dieser Assimilation eine Visitenkarte von ihm und eine von ihm vor Jahren an sie geschickte Ansichtskarte mitnimmt. Als Lohn für die Mißhandlung (= Analyse) bringt E. dem Arzte bei jeder Sitzung ein kleines Geschenk, ein Bild, ihre eigene Photographie . . . .

Seit dem bekannten Beispiele von J. J. Rousseau (siehe Confessions) weiß man allgemein, daß der Masochismus schon in der Kindheit Erscheinungen machen kann.

L. B. (Patientin haben wir bei der Besprechung der Onanie schon angetroffen) wurde in der Kindheit wegen ihrer Unarten geprügelt; in den Dämmerzuständen zeigt sie jetzt noch, wie sie „traktiert" wurde und verlangt lachend die gleiche Behandlung; in diesem Stadium erlebt sie symbolische Schlachten, in denen sie selbst stark beteiligt ist, die Rolle eines Soldaten spielt; sie wird aber auch verfolgt und mit einem mächtigen Speere bedroht (nach dem Modelle eines Bildes einer Schlacht, das früher auf sie einen starken Eindruck gemacht hatte. Sie hält sich im Dämmerzustande stundenlang in der gleichen Haltung wie die abgebildeten Krieger). Es ist die Patientin von der ich erzählt habe, daß sie jedesmal onaniert, wenn sie in einen Zornaffekt kommt, d. h. bei ihr besteht eine gewisse Verknüpfung zwischen Sexualempfindung und der Wut (wahrscheinlich eine Andeutung von Sadismus neben masochistischen Zügen). Die Identifikation mit einem Soldaten ist für ein 22jähriges Mädchen an sich schon sonderbar und verdächtig.[1])

Eine 41jährige, sehr empfindsame und feinfühlige Patientin, welche durch ihre Unterwürfigkeit und Anhänglichkeit dem Arzte gegenüber immer aufgefallen war, mußte eine breite Inzision des Handtellers, wegen einer schweren Entzündung mit mächtiger ödematöser Schwellung, durchmachen. Mit einer unerwarteten Überschwänglichkeit, in dem freudigsten Tone sagte sie dem Artze: „Wenn Sie es für gut finden, machen Sie es nur recht gut," und ertrug die Operation mit Lächeln zum Erstaunen aller Anwesenden, die sie seit Jahren als eine wehleidige, sehr hypochondrische Person kannten.

Von einer andern kann ich anführen, daß sie immer auf dem Gesichte den höchsten Ausdruck der Wollust darstellte, wenn sie über periodisch bei ihr wiederkehrenden Durchfall und Bauchweh klagte . . . .

Vielleicht gelingt es einmal, auf psychanalytischem Wege einen kompletten Zusammenhang zwischen der so berüchtigten Grausamkeit der Epileptiker und dem Sadismus auf der einen Seite, zwischen der typischen ekelhaften Unterwürfigkeit und dem Masochismus derselben zu entdecken. Geeignete Subjekte, um einen solchen Nach-

[1]) Also wieder ein Fall, wo die beiden scheinbar entgegengesetzten Perversionen bei der gleichen Person zusammen vorkommen. (Siehe Freud, Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Deuticke. Wien, Leipzig.)

weis zu bringen, konnte ich nicht finden, ich habe aber den bestimmten Eindruck gewonnen, daß etwas daran sein könnte.

Charakterisierung der Sexualität der Epileptiker. Das Infantile. — Der Charakter.

Aus allem dem geht mit Deutlichkeit hervor, daß die Epileptiker sehr erotisch sind. Ich möchte beinahe sagen libidinös, denn sämtliche Äußerungen des Geschlechtstriebes, die hier beschrieben worden sind, fallen durch das Grobe, Plumpe, Geile auf. (I)

Ferner ist auffallend das frühzeitige Auftreten der sexuellen Betätigungen (Masturbation häufig in den ersten Lebensjahren), das Vorkommen von sexuellen Erlebnissen, wie Attentate (als aktive oder passive Teilnehmer) schon in den ersten Lebensjahren (z. B. in 6 näher untersuchten Fällen, bei Mädchen; 2 männliche Patienten übten mit 6 Jahren schon regelmäßigen sexuellen Verkehr mit Schwestern). Nach der eigenen Beschreibung der Attentate der kleinen Mädchen hat man den Eindruck, daß bei den meisten ein deutliches Entgegenkommen ihrerseits stattgefunden hat (Siehe die Abrahamsche Arbeit: Zentralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie 1907: Das Erleiden von sexuellen Traumen als Form infantiler Sexualbetätigung); d. h. daß schon in der frühesten Kindheit sexuelle Betätigungen zum Ausdrucke kommen,

Der Reichtum an Erscheinungen des Sexualtriebes bei den erwachsenen Epileptikern erhellt zur Genüge aus dem mitgeteilten Material, man kann geradezu hier von einem Panerotismus sprechen. Die Literatur über das Thema ist sehr umfangreich, man findet die Beschreibungen von allen denkbaren Attentaten, von Inzesten, von allen Perversitäten, viele Fälle von Satyriasis (respektive Nymphomanie). (Siehe Krafft-Ebing, Psychopathologia sexualis, Féré, L'instinct sexuel . . .)

Ich habe versucht, im Laufe dieser Arbeit auf gewisse Zusammenhänge aufmerksam zu machen, und möchte sie zur weiteren Prüfung empfehlen; ich meine besonders, daß man eine ganze Anzahl von Eigentümlichkeiten des bis jetzt noch recht wenig analysierten Charakters des Epileptikers durch Verwendung der so symptomenreichen Sexualität in bestimmte Beziehungen zueinander bringen kann, so z. B. den typischen Berührungstrieb, die Klebrigkeit und Anhänglichkeit, das unterwürfige, süßliche Wesen, die sonderbare Reli-

giosität, den auffallend guten gemütlichen Rapport, die Eitelkeit und Gefallsucht[1]).

Eine Einschränkung ist vielleicht hier angebracht, ich habe die Beobachtung gemacht, daß in den Fällen wo die Epilepsie relativ spät aufgetreten ist, also nach den zwanziger Jahren das sexuelle Element weniger im Vordergrunde steht, im Charakter wie in den akuten Anfällen; dafür tritt das Hypochondrische mehr hervor. Der Krankheitskomplex (Komplex im Sinne von Bleuler und Jung) übernimmt die führende Rolle in der Entstehung der psychogenen Symptome.

II. Die Epileptiker sind, wie schon oben erwähnt, sexuell polyvalent, d. h., sie sind auterotisch, aber auch allerotisch, sie haben normale heterosexuelle Triebe, aber auch eine ausgesprochene homosexuelle Komponente. Der Versuch einer Sättigung ihres Triebes erfolgt immer nach mehreren Richtungen.

Sind diese mannigfaltigen Betätigungen auf die Intensität der Libido überhaupt zurückzuführen (indem die normale Bahn der Entladung als insuffizient erkannt wird), oder handelt es sich vielleicht um eine Steigerung der von Freud beschriebenen polymorph-perversen Anlage des normalen Kindes? Jedenfalls muß darauf hingewiesen werden, daß sich sehr viele infantile Züge finden (siehe Auterotismus, Exhibitionismus, Koprophilie, Masochismus).

Das Bestechendste an dieser Auffassung ist das, daß man damit die Abnormitäten auf einseitige (übertriebene) Entwicklung bestimmter, normalerweise vorhandener Elemente zurückführen kann, d. h. das Pathologische ist einigermaßen nur eine Karikierung des Normalen. Für die Psychopathologie würde also das gleiche Prinzip gelten, wie in der pathologischen Anatomie und Physiologie.

Beim Kinde lassen sich Keime von allen Perversitäten nachweisen, welche nicht zur Geltung kommen, wenn die Umwandlung der Pubertät normal vor sich geht. Beim erwachsenen Epileptiker ist es zu einer Entwicklung dieser Anlagen gekommen, die polymorph-perverse Anlage scheint zu einer sexuellen Polyvalenz geworden zu sein. Die Form der Sexualität (ich betone den Ausdruck Form) ist also infantil geblieben.

---

[1]) Die merkwürdigen Schwankungen der Epileptiker in ihrem Verkehre der Umgebung gegenüber werden uns etwas klarer werden, wenn der Zusammenhang zwischen der akuten Epilepsie- und den Sexualerscheinungen beleuchtet wird.

Infantilismen.

Es lassen sich bei Epileptikern noch viele andere Infantilismen nachweisen, was meine Auffassung der Entwicklungshemmung unterstützt. Ich kann hier nur einige Andeutungen davon machen, um die Arbeit nicht allzusehr zu vergrößern: Infantil ist der Lobdurst der Epileptiker, welche für die geringste Arbeitsleistung Lob und Lohn verlangen; sie können nicht einen Tisch abwischen, ohne Einen darauf aufmerksam zu machen; ihre Geschäftigkeit und Wichtigtuerei gehören auch dazu. Sie spionieren sich gegenseitig wie unartige Schulkinder aus und beeilen sich alles auszuschwatzen. Sie sind neidisch aufeinander, wollen ebensoviel Milch und genau soviel Kirschen und Ferientage haben wie der Nachbar. Die berüchtigte Familiensimpelei bedeutet auch das Zurückbleiben auf einer infantilen Stufe; sie bleiben das ganze Leben in dem Stadium, welches jeder Normale auch durchmacht, in welchem die Mitglieder der Familie speziell die Eltern idealisiert, zu großen Helden werden, mit allen guten Eigenschaften und Tugenden.

Alle diese Charakterzüge stehen zweifellos in Zusammenhang mit der sogenannten Egozentrizität der Kinder, welche im sexuellen Gebiete Auterotismus heißt.

Bei dieser Gelegenheit mache ich auf das Resultat der Enquête von Varendonck: Les idéals d'enfants (Archives de Psychologie Tome VII 1908) aufmerksam, in der V. ausdrücklich sagt, daß die ersten altruistischen Tendenzen beim Kinde mit 11—12 Jahren auftreten, d. h. gerade in der Zeit, wo das Kind die Umwandlung des auterotischen Triebes in die Objektfindung (Allerotismus) durchmacht.

Ich füge noch einige Beispiele hinzu:

Die Freude an der Uniform. (G. W., 36 Jahre, ein sonst sehr langsamer, apathischer Epilepticus läuft wie besessen, wenn er von weitem einen Soldaten sieht), der Sammeltrieb: jeder Patient will Schachteln voll nichtigen Zeuges haben, was er gefunden oder von anderen eingetauscht hat; die Spiele: F. K., 27 Jahre, sehr intelligent veranlagt, dement geworden spielt mit einem Luftdrachen, H. H. 37 Jahre, dem das Rauchen verboten ist, stellt sich im Gange in die Nähe des Arztes mit einer Schokoladenzigarre im Munde auf, in der Hoffnung geschimpft zu werden, oder er streicht sich die Nase mit Mennig rot an, kommt hinkend zum Arzte als ob er sich blutig verletzt hätte. Die Freude an ihrem Geburtstage und an den kleinen Geschenken hat auch diesen infantilen Charakter in hohem Maße.

Das Vorhandensein dieses Infantilismus wird noch dadurch bestätigt, daß die Epilepsie in den meisten Fällen sehr früh zum Ausbruche kommt und bekanntermaßen eine Entwicklungshemmung schwerer Art für den Organismus bedeutet.

Aus einigen Statistiken über das erste Auftreten der Krankheit entnehme ich folgendes: Nach Lange 53·4% erkranken vor dem 10. Jahre, 35·6% zwischen 10—20 Jahren, also 89% vor dem 20. Jahre. — v. Sarbo (Ungarn) 76% bis zum 20. Jahre, — Turner (England) 78% (Material von 1000 Fällen). Lut und Bratz unterscheiden zwischen männlichen und weiblichen Patienten: männlich 35·5% (1—10 Jahren); 27·3% (10—20 Jahren), Summa 62·8%; weiblich 49·4% (1—10 Jahren); 33% (10—20 Jahren), Summa 82·7%; also im Durchschnitt 77·7% für beide Geschlechter.

Das Material der Anstalt lieferte mir folgende Zahlen: Männlich von 114 sind 82 vor dem 15. Jahre, also 72%; 97 vor dem 20. Jahre, also 85%; weiblich von 91 sind 80 vor dem 15. Jahre, also 88%; 84 vor dem 20. Jahre also 92%.

Die sogenannte infantile Form der Sexualität, mit den polyvalenten Tendenzen, die hier bei den Epileptikern geschildert worden ist, wird auch bei anderen Patienten angetroffen. Freud hat bekanntlich zuerst bei Neurotikern, speziell bei Hysterischen, den Nachweis dieser Form der Sexualität geliefert, Bleuler, Jung, Riklin haben es bestätigt und auch bei den Fällen von Dementia praecox gefunden. Es handelt sich wie daraus ersichtlich, um sehr bedeutende psychopathologische Tatsachen. Vom nosologischen Standpunkte aus ist besonders interessant zu konstatieren, daß die Epilepsie und die Hysterie sich puncto Sexualität ähnlich verhalten, man stellt sie ja im provisorischen Rahmen unserer Einteilungssysteme immer nebeneinander. In sexuellen Dingen erscheint der Unterschied zwischen den beiden Krankheiten ein gradueller zu sein, die Epilepsie übertreibt, karikiert die Hysterie (die Infantilismen z. B. kommen bei der ersteren viel krasser zum Vorschein[1]).

Die Frage nach dem Warum dieses Verhaltens ist immer noch pendent, es kann sich um eine abnorm starke Libido oder um sehr abgeschwächte Hemmungen handeln, das letztere in Verbindung mit der vorschreitenden Demenz? Vielleicht liegt beides vor?

[1]) Im Vortreten des Auterotismus bei der Epilepsie liegt vielleicht ein wichtiger differentieller Faktor.

Zusammenfassend können wir sagen:

Die Sexualität der Epileptiker ist charakterisiert durch das Hervortreten des **Aut-** und **Allerotismus.** Sie hat vieles der **infantilen** Form behalten, hat aber eine gewisse Entwicklung genommen, welche ich mit dem Ausdrucke „**sexuelle Polyvalenz**" bezeichne. Die **Libido** scheint aus noch unbekannten Gründen eine besondere **Intensität** erlangt zu haben.

(Aus der psychiatrischen Universitätsklinik in Zürich.)

Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des Einzelnen.

Von Dr. C. G. Jung, Privatdozent der Psychiatrie.

Ducunt volentem fata, nolentem trahunt.

Freud hat an vielen Orten[1]) mit unmißverständlicher Deutlichkeit auf die Tatsache hingewiesen, daß das psychosexuelle Verhältnis des Kindes zu den Eltern, insonderheit zum Vater eine ausschlaggebende Bedeutung für den Inhalt einer späteren Neurose besitzt. Das Verhältnis zu den Eltern ist in der Tat der infantile Kanal par excellence, in den die auf Hindernisse stoßende Libido[2]) des späteren Lebens zurückflutet und dadurch längst vergessene Kindheitsträume wieder belebt. Immer ist es ja so im menschlichen Leben, wenn wir vor einem zu großen Hindernisse, einer drohenden schweren Enttäuschung oder dem Wagnis eines zu weitreichenden Entschlusses zurückweichen, daß die zur Lösung der Aufgabe angestaute Energie des Wollens ohnmächtig zurückflutet und die Nebenströme, die als unzweckmäßig aufgegebenen Systeme der Vorzeit, wieder auffüllt. Wem das Glück der Liebe zum Weibe in entmutigender Weise fehlschlägt, der geht zurück auf das Surrogat der schwärmerischen Freundschaft, auf Onanie, auf Religiosität, und ist der Enttäuschte ein Neurotiker, so greift er noch weiter zurück auf die von ihm bis dahin nie ganz verlassenen Kindheitsbeziehungen, an die auch der Normale mit mehr als einer Kette geschlossen ist, auf das Verhältnis zu Vater und Mutter. Jede Psychoanalyse, die einigermaßen gründlich durchgeführt ist, zeigt die Regression mehr oder minder deutlich. EineBesonderheit, die auch aus den Arbeiten und Ansichten Freuds hervorleuchtet, ist der Umstand, daß namentlich die Beziehung zum Vater eine über-

[1]) Vgl. besonders Freud, Die Traumdeutung. II. Auflage. Deuticke. Wien 1909.

[2]) Libido ist das, was die älteren Psychiater „Wollen" und „Streben" nannten. Der Freudsche Ausdruck ist eine denominatio a potiori.

wiegende Bedeutung zu besitzen scheint. Diese Bedeutung des Vaters für die Prägung der kindlichen Psychosexualität finden wir auf einem ganz andern Gebiete wieder und zwar auf dem entlegenen Gebiete der Familienforschung[1]). Die neuesten grundlegenden Forschungen zeigen den oft jahrhundertelang vorherrschenden Einfluß des Vatercharakters in einer Familie. Die Mütter scheinen in der Familie weniger zu bedeuten. Wenn dies schon auf dem Gebiete der Vererbung der Fall ist, wieviel mehr dürfen wir erwarten von den psychologischen Einflüssen, die vom Vater ausgehen. Diese Erfahrungen und nicht zum mindesten eine gemeinsam mit Dr. Otto Groß durchgeführte Analyse haben mir die Berechtigung dieser Anschauung eindringlich nahegelegt. Erheblich gefördert und vertieft wurde das Problem durch die Untersuchungen meiner Schülerin, Fräulein Dr. E. Fürst, über die familiäre Übereinstimmung im Reaktionstypus[2]). Fürst hat bei 100 Versuchspersonen, die 24 Familien angehörten, Assoziationsversuche aufgenommen. Von dem umfangreichen Material sind bis jetzt erst die Ergebnisse bei 9 Familien mit 37 Versuchspersonen (sämtlich Ungebildete) bearbeitet und herausgegeben. Die sorgfältigen Berechnungen erlauben aber bereits einige bemerkenswerte Schlüsse. Die Assoziationen wurden auf Grund des von mir vereinfachten und modifizierten Kraepelin-Aschaffenburgschen Einteilungsschema klassifiziert, sodann wurde die Differenz jeder Qualitätsgruppe einer Versuchsperson mit der entsprechenden Gruppe jeder anderen Versuchsperson berechnet. Daraus ergaben sich schließlich Mittelzahlen der Differenz im Reaktionstypus überhaupt. Das Resultat ist folgendes:

Nichtverwandte Männer differieren unter sich um 5,9
Nichtverwandte Frauen differieren unter sich um 6,0
Verwandte Männer differieren unter sich um . . . 4,1
Verwandte Frauen differieren unter sich um . . . 3,8

---

[1]) Sommer, Familienforschung und Vererbungslehre. Barth. Leipzig 1907. — Joerger, Die Familie Zero. Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie. 1905. — M. Ziermer (Pseudonym), Genealogische Studien über die Vererbung geistiger Eigenschaften. Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie. 1908.

[2]) E. Fürst, Statistische Untersuchungen über Wortassoziationen und über familiäre Übereinstimmung im Reaktionstypus bei Ungebildeten. X. Beitrag der diagnostischen Assoziationsstudien herausgegeben von Dr. C. G. Jung. Journal für Psychologie und Neurologie. Bd. IX. 1907. (Erscheint später im II. Band der angegebenen Sammlung.)

C. G. Jung, Associations d'idées familiales. Arch. de Psychol. T. VII. 1907.

Verwandte und besonders verwandte Frauen haben also durchschnittlich Ähnlichkeit im Reaktionstypus. Diese Tatsache will besagen, daß die psychologische Einstellung von Verwandten relativ wenig differiert. Bei der Untersuchung der verschiedenen Verwandtschaftsverhältnisse ergab sich folgendes:

Die mittlere Differenz des Gatten und der Gattin beträgt: 4,7. Der Streuungswert dieser Mittelzahl ist aber 3,7, also ein sehr hoher Betrag, was bedeuten will, daß die Mittelzahl 4,7 aus sehr ungleichartigen Zahlen zusammengesetzt ist: es gibt Ehen mit sehr großer Übereinstimmung im Reaktionstypus und solche mit sehr geringer. Im ganzen stehen sich aber Väter und Söhne und Mütter und Töchter beträchtlich näher.

Die Differenz von Vätern und Söhnen beträgt 3,1

Die Differenz von Müttern und Töchtern beträgt 3,0.

Ausgenommen einige Fälle von Ehegatten (deren Differenz bis auf 1,4 heruntergehen kann) sind dies mit die niedersten Differenzzahlen. Darunter weist die Fürstsche Arbeit sogar einen Fall auf, wo die 45jährige Mutter und die 16jährige Tochter bloß um 0,5 differieren. Gerade in diesem Falle differieren aber Mutter und Tochter um 11,8 vom Typus des Vaters. Der Vater ist ein roher und dummer Mensch, dazu Potator, die Mutter geht zur „Christian Science". Diesem Umstand entspricht die Tatsache, daß Mutter und Tochter einen extremen Wertprädikattypus[1]) aufweisen, der nach meiner Erfahrung semiotisch wichtig ist für die Diagnose einer mangelhaften Besetzung des Sexualobjektes. Der Wertprädikattypus wendet in offensichtlicher Weise eine übermäßige Gefühlsmenge nach außen und zeigt seine Gefühle mit dem uneingestandenen aber nichtsdestoweniger durchsichtigen Bestreben, beim Experimentator ein Gegengefühl zu wecken. Mit dieser Ansicht läßt sich die Tatsache, daß beim Fürstschen Material die Anzahl der Wertprädikate mit dem Alter der Versuchspersonen zunimmt, unschwer vereinigen. (Verg. l. c.)

Die Tatsache der erheblichen Ähnlichkeit zwischen dem Reaktionstypus der Nachkommenschaft und dem der Eltern gibt zu denken. Das Assoziationsexperiment ist gar nichts anderes als ein kleiner Ausschnitt aus dem psychologischen Leben eines Menschen. Das tagtägliche Leben ist im Grunde genommen nichts anderes als ein ausgedehntes und viel-

[1]) Ich verstehe unter diesem Typus Reaktionen, die zum Reizwort immer statt einer objektiven Beziehung ein subjektiv betontes Prädikat fügen, z. B.: Blume: angenehm; Frosch: abscheulich; Klavier: schrecklich; Salz: schlecht; Singen: lieblich; Kochen: nützlich.

fach variiertes Assoziationsexperiment, und im Prinzip reagieren wir hier wie dort, wie wir eben sind. So einleuchtend diese Wahrheit auch ist, so bedarf sie doch einer gewissen Überlegung und Einschränkung. Nehmen wir als Beispiel den oben erwähnten Fall der 45jährigen, unglücklichen Mutter und der 16jährigen ledigen Tochter. Der extreme Wertprädikattypus der Mutter ist zweifelsohne der Niederschlag eines ganzen Lebens voll getäuschter Hoffnungen und Wünsche. Hier wundert einen der Wertprädikattypus nicht im mindesten. Die 16jährige Tochter aber hat ja noch gar nicht eigentlich gelebt; ihr reales Sexualobjekt ist noch gar nicht gefunden, und doch reagiert sie so, wie wenn sie die Mutter wäre und ebenfalls zahllose Enttäuschungen hinter sich hätte. Sie hat die Einstellung der Mutter, insofern ist sie mit der Mutter identifiziert. Die Einstellung der Mutter aber ist auf das Verhältnis zum Vater zu beziehen und dies mit aller Evidenz. Die Tochter ist aber mit dem Vater nicht verheiratet und bedürfte dieser Einstellung darum nicht. Sie hat aus Milieueinfluß diese Einstellung angenommen und wird sich später mit dieser familiären Bruchfläche der Welt anzupassen suchen. In dem Grade, wie eine unpassende Ehe unzweckmäßig ist, wird auch die daraus resultierende Einstellung unzweckmäßig sein und um sich anzupassen, wird dieses Mädchen im späteren Verlaufe seines Lebens über die Hindernisse seines familiären Milieus hinübersteigen müssen; oder sie wird nicht darüber hinwegkommen und dann dem Schicksal verfallen, das durch eine solche Einstellung vorbereitet ist.

Es gibt für ein solches Schicksal natürlich unendliche Möglichkeiten. Die Glättung der infantilen Bruchfläche, die Auffüllung des Negativs des Elterncharakters kann, von der Umgebung unbemerkt, im Innern des Menschen vorgehen, in Gestalt von ihm selbst unverstandener Hemmungen und Kämpfe. Oder der Heranwachsende gerät in schmerzhaften Konflikt mit der Welt der Dinge, in die er nirgends hineinpaßt, und ein Schicksalsschlag nach dem anderen muß ihm allmählich die Augen öffnen über seine infantile, schlecht angepaßte Eigenart. Die Quelle der infantilen Anpassung an die Eltern ist natürlich die affektive Beziehung von beiden Seiten, d. h. die Psychosexualität der Eltern einerseits und die des Kindes anderseits. Es ist eine Art psychischer Ansteckung, von der wir ja wissen, daß nicht logische Wahrheiten, sondern Affekte und deren körperliche Äußerungen[1])

[1]) Vgl. Vigouroux et Juqueliers, La Contagion mentale. Chapitre VI. Doin. Paris. 1905.

ihre wirkenden Kräfte sind. Diese sind es, die dem Kinde mit der Kraft des Herdeninstinktes sich in die Seele drängen, sie formen und prägen. In der bildsamsten Zeit vom 1.—5. Jahre dürften alle wesentlichen Bildungslinien, die genau auf die elterliche Matrize passen, sich herausgearbeitet haben, denn, wie uns die psychanalytische Erfahrung lehrt, fallen in der Regel die ersten Anzeichen des späteren Konfliktes zwischen Elternkonstellation und individueller Selbständigkeit, des Kampfes zwischen Verdrängung und Libido (Freud) vor das 5. Lebensjahr.

Ich möchte im folgenden an der Hand einiger Anamnesen zeigen, wie die besprochene Elternkonstellation die Anpassung der Nachkommenschaft hindert. Ich begnüge mich damit, bloß die Hauptereignisse des Lebens darzustellen, d. h. also die Erlebnisse der Sexualität.

Erster Fall. 55jährige, gut erhaltene Frau; ärmlich aber sorgfältig, mit einer gewissen Eleganz in Schwarz gekleidet, sorgsam frisiert; höfliche, deutlich gezierte Manieren, auch die Sprache gewählt, devot. Die Patientin könnte die Frau eines kleinen Beamten oder Kaufmannes sein. Sie gibt aber an, geschiedene Frau eines gewöhnlichen Bauers zu sein, wobei sie stark errötet und die Augen niederschlägt. Sie kommt in die Poliklinik wegen Depression, nächtlicher Angst, Palpitationen, leichter nervöser Zuckungen in den Armen; sie zeigt also das typische Bild einer leichten klimakterischen Neurose. Zur Vervollständigung des Bildes fügt sie bei, daß sie an heftigen Angstträumen leide, es komme ihr im Traume vor, es springe ihr Einer nach, auch wilde Tiere überfallen sie, usw.

Ihre Anamnese beginnt mit der Familiengeschichte. (Ich reproduziere soviel wie möglich die Worte der Patientin): Ihr Vater war ein großer, stattlicher, etwas korpulenter Mann von imposantem Aussehen. Er war mit der Mutter sehr glücklich verheiratet, denn die Mutter verehrte ihn. Er war ein gescheiter Mann, ein Handwerksmeister, und hatte ein würdevolles Auftreten. Es waren bloß 2 Kinder da, die Patientin und eine ältere Schwester. Die Schwester war der Liebling der Mutter und Patientin der Liebling des Vaters. Als Patientin 5 Jahre alt war, starb der Vater plötzlich an einem Schlaganfalle im Alter von 42 Jahren. Patientin fühlte sich vereinsamt und von da an auch von der Mutter und der älteren Schwester als Aschenbrödel behandelt. Sie merkte ganz gut, daß die Mutter die ältere Schwester besser mochte als sie. Die Mutter blieb Witwe, da ihre Verehrung für den Vater viel zu

groß gewesen sei, als daß sie einen zweiten Mann hätte heiraten können. Sie habe das Andenken des Vaters „wie mit einem religiösen Kultus" umgeben und in diesem Sinne auch ihre Kinder erzogen.

Später heiratete die Schwester relativ bald, Patientin heiratete erst mit 24 Jahren. Sie hatte nie Gefallen an jungen Männern gefunden, die kamen ihr alle zu fad vor; dagegen war ihr Sinn immer auf reifere Männer gerichtet. Sie lernte auch mit zirka 20 Jahren einen etwas über 40 Jahre alten, stattlichen Herrn kennen, dem sie sehr zugetan war. Aus verschiedenen Gründen zerschlug sich aber das Verhältnis. Als sie 24 Jahre alt war, lernte sie einen Witwer kennen, der 2 Kinder hatte. Der Mann war groß, stattlich, etwas korpulent und auch eine imponierende Figur wie der Vater, außerdem 44 Jahre alt. Diesen Mann heiratete sie und habe ihm mit großer Verehrung angehangen. Die Ehe blieb kinderlos und die beiden Kinder erster Ehe des Mannes starben an einer ansteckenden Krankheit. Nach 4jähriger Ehe starb der Mann an einem Schlaganfalle. 18 Jahre lang blieb sie ihrem Manne eine treue Witwe. Mit 46 Jahren aber (dicht vor dem Tore der Menopause) habe sich ein großes Liebesbedürfnis gemeldet. Da sie keine Bekanntschaft hatte, wendete sie sich an eine Heiratsvermittlung und heiratete den ersten besten, d. h. einen etwa 60jährigen Bauern, der schon zweimal wegen Roheit und Verschrobenheit gerichtlich war geschieden worden, was Patientin schon vor der Hochzeit wußte. Bei diesem Manne hielt sie 5 unerträgliche Jahre aus, bis sie sich schließlich auch scheiden ließ. Einige Zeit nach der Scheidung setzte die Neurose ein.

Epikrise. Für den Leser mit psychanalytischer Erfahrung erübrigt sich alle weitere Erörterung. Der Fall ist zu durchsichtig. Für die der Psychoanalyse unkundigen Leser hebe ich hervor, daß die Patientin bis zu ihrem 46. Lebensjahre eigentlich nichts anderes erlebte, als eine möglichst getreue Kopie des Milieus ihrer frühesten Jugend. Die endlich zu spät und zu dringlich sich meldende Sexualität führt noch zu einer verschlechterten Auflage des Vatersurrogates, womit Patientin um die Spätblüte ihrer Sexualität gebracht wird. Die Neurose zeigt die unter der Verdrängung noch flackernde Erotik der alternden Frau, die noch immer gefallen möchte (Geziertheit), ihre Sexualität sich aber nicht einzugestehen wagt.

Zweiter Fall. 34jähriger Mann von kleiner Statur und klugem, gutmütigem Gesichtsausdrucke. Er ist leicht verlegen, errötet öfters.

Patient kommt zur Behandlung wegen „Nervosität". Er sei sehr reizbar, leicht ermüdbar, habe nervöse Magenstörungen, oft tief verstimmt, so daß er schon öfters an Selbstmord gedacht habe.

Bevor der Mann in meine Behandlung trat, hat er mir ein umfängliches Schriftstück, eine Autobiographie oder vielmehr seine eigene Krankengeschichte zugesendet, um mich auf seinen Besuch vorzubereiten. Seine Geschichte hub folgendermaßen an: „Mein Vater war ein sehr großer und starker Mann." Dieser Satz rief meine Neugier wach; ich schlug eine Seite um und da stand auch schon: „Als ich 15 Jahre alt war, nahm ein großer 19jähriger Bursche mich mit in den Wald und verging sich sittlich an mir."

Die vielen Lücken der Krankengeschichte veranlaßten mich, eine genauere Anamnese von dem Manne zu erheben, die zu folgenden bemerkenswerten Ergebnissen führte:

Patient ist der jüngste von 3 Brüdern. Der Vater, ein großer, rothaariger Mann, war ein ehemaliger Soldat der päpstlichen Schweizergarde, später war er Polizist geworden. Er war ein strenger, bärbeißiger Militär, seine Söhne erzog er mit militärischem Drill; er kommandierte, rief sie nicht beim Namen, sondern pfiff den Jungen. Seine Jugend hatte er in Rom verlebt und von den Stürmen jener Zeit zeugte eine Lues, an deren Folgen er noch in vorgerücktem Alter laborierte. Auch wußte er von seinen damaligen Abenteuern zu erzählen. Sein ältester Sohn (beträchtlich älter als Patient) glich ihm völlig, er war groß, stark und hatte rötliches Haar. Die Mutter war eine kränkliche, früh gealterte Frau, erschöpft und lebensmatt und starb mit 40 Jahren, als Patient 8 Jahre alt war. Patient bewahrt seiner Mutter ein zärtliches und schönes Andenken.

Als Patient in die Schule kam, war er immer der Prügeljunge und immer der Gegenstand des Spottes seitens der Mitschüler. Patient meint, sein andersartiger Dialekt trage die Schuld daran. Später kam er in die Lehre zu einem strengen und bösen Meister, bei dem er mehr als 2 Jahre unter den kärglichsten Umständen aushielt, was ihm keiner der anderen Lehrjungen nachmachte, denn alle liefen sie vorher davon. Mit 15 Jahren passierte das oben erwähnte Attentat, an das sich noch einige kleinere homosexuelle Extravaganzen schlossen. Dann verschlug ihn das Schicksal nach Frankreich. Dort machte er die Bekanntschaft eines Südfranzosen, eines großen Renommisten und Sexualhelden. Der schleppte ihn ins Bordell, wohin Patient widerwillig ging, bloß weil er sich vor dem andern genierte. Er war dort auch impotent. Später kam

er nach Paris, wo sein ältester Bruder (das Abbild des Vaters) Malermeister war und ein liederliches Leben führte. Dort blieb Patient lange bei schlechtem Lohne und half mitleidig seiner Schwägerin. Der Bruder schleppte ihn oft ins Bordell und immer war Patient impotent. Einmal verlangte der Bruder von ihm, er solle ihm sein Erbteil, 6000 Franken geben. Patient beriet sich vorher mit dem zweiten Bruder, der ebenfalls in Paris war. Der riet ihm dringend ab, dem Bruder das Geld zu geben, weil der es doch nur verlottere. Darauf ging Patient hin und gab dem Bruder sein Erbe und der verjubelte es binnen kurzem. Und der zweite Bruder, der abgeraten hatte, fiel dabei auch noch mit 500 Franken herein. Auf meine erstaunte Zwischenfrage, warum er denn dem Bruder das Geld so leichten Herzens, ohne Garantie gegeben habe, meinte er: Er habe es eben verlangt, das Geld reue ihn nicht im geringsten; er würde ihm noch einmal 6000 Franken geben, wenn er sie hätte. Der älteste Bruder kam ganz herunter und seine Frau ließ sich von ihm scheiden. Patient ging wieder in die Schweiz zurück und war 1 Jahr ohne regelmäßigen Verdienst und oft litt er Hunger. In dieser Zeit lernte er eine Familie kennen, in der er viel verkehrte. Der Mann war ein verschrobener Sektierer und Heuchler und vernachlässigte die Familie. Die Frau war ältlich, krank und schwach und zu alledem in der Hoffnung. Es waren 6 Kinder da und es herrschte große Armut. Zu dieser Frau faßte Patient eine warme Zuneigung und teilte mit ihr das Wenige, das er besaß. Die Frau klagte ihm ihr Leid und sagte ihm, daß sie im Wochenbette sterben werde. Da versprach er ihr (er, der gar nichts besaß), die Kinder zu sich zu nehmen und zu erziehen. Die Frau starb richtig im Wochenbette. Das Waisenamt mischte sich jetzt aber drein und ließ dem Patienten nur 1 Kind. Er hatte nun ein Kind, aber keine Familie und konnte natürlich das Kind allein nicht aufziehen. Er kam daher auf den Gedanken zu heiraten. Da er sich aber bis dahin überhaupt noch nie in ein Mädchen verliebt hatte, so war er in großer Verlegenheit. Da fiel ihm ein, daß sein älterer Bruder sich von seiner Frau geschieden hatte, und er beschloß, sie zu heiraten. Er schrieb der Frau nach Paris seine Absicht. Sie war zwar 17 Jahre älter als er, aber dem Plane nicht abgeneigt. Sie lud ihn ein, zur Besprechung der Sache nach Paris zu kommen. Am Abend vor der Abreise aber wollte es das Schicksal, daß er sich einen großen eisernen Nagel durch den Fuß trat, so daß er nicht reisen konnte. Nach einiger Zeit, als die Wunde geheilt war, reiste er doch und fand, daß er sich seine Schwägerin und jetzige Braut doch jünger und schöner vorgestellt

hatte, als sie in Wirklichkeit war. Die Hochzeit fand statt und ein Vierteljahr später auch der erste Koitus auf Initiative der Frau. Er selber trug kein Verlangen danach. Sie erzogen nun zusammen das Kind, er auf schweizerisch und sie auf pariserisch, da sie eine Französin war. Als das Kind 9 Jahre alt war, lief es einem Velofahrer ins Rad und wurde getötet. Da wurde es dem Patienten sehr einsam und sonderbar zu Hause. Er schlug seiner Frau vor, sie wollten eine junge Magd ins Haus nehmen, worauf sie in wilde Eifersucht ausbrach. Da, zum erstenmal in seinem Leben, verliebte er sich in ein junges Mädchen und zugleich setzte die Neurose ein mit tiefer Depression und nervöser Erschöpfung, denn sein Leben zu Hause war mittlerweile zur Hölle gediehen.

Mein Vorschlag, sich von der Frau zu trennen, wurde rundweg abgelehnt mit der Begründung, das könne er nicht auf sich nehmen, daß die alte Frau wegen ihm noch unglücklich würde. Er zieht also offenbar vor, sich noch weiter quälen zu lassen, denn die Erinnerung an seine Jugend scheint ihm lieber zu sein als alle Freuden der Gegenwart.

Epikrise: Dieser Fall bewegt sich ebenfalls sein ganzes bisheriges Leben hindurch im Zauberkreise der familiären Konstellation. Am stärksten und verhängnisvollsten dominiert das Verhältnis zum Vater, dessen masochistisch-homosexuelle Färbung überall deutlich hervortritt. Selbst die überaus unglückliche Heirat ist durch den Vater determiniert, indem Patient die geschiedene Frau seines ältesten Bruders heiratet, d. h. so viel wie seine Mutter. Zugleich ist die Frau auch die Vertreterin des Muttersurrogates der im Wochenbette verstorbenen Freundin. Die Neurose tritt auf im Momente, wo sich die Libido aus dem infantil konstellierten Verhältnis in offenkundiger Weise zurückzieht und zum erstenmal im Leben sich dem individuell determinierten Sexualziel nähert. In diesem wie im vorliegenden Falle erweist sich die familiäre Konstellation als bei weitem stärker, so daß dem Streben der Individualität bloß der schmale Raum der Neurose bleibt.

Dritter Fall. 36jährige Bauernfrau, von mittlerer Intelligenz, gesundem Aussehen und kräftiger Statur, Mutter von 3 gesunden Kindern. Geordnete ökonomische Verhältnisse. Patientin kommt zur poliklinischen Behandlung aus folgenden Gründen: Seit einigen Wochen ist ihr so merkwürdig schwer und bang, sie schläft schlecht, hat ängstliche Träume und auch untertags befällt sie öfters Angst und Depression.

Alle diese Erscheinungen sind angeblich grundlos, sie müsse sich selber darüber wundern und dem Manne ganz recht geben, der immer sage, es sei Einbildung und Unsinn. Aber sie komme einfach nicht darüber hinweg. Oft befielen sie auch sonderbare Gedanken, sie müsse sterben, dann werde sie in die Hölle kommen. Mit dem Manne komme sie sehr gut aus.

Die psychanalytische Aufklärung des Falles ergab zunächst folgendes: Vor einigen Wochen seien ihr fromme Traktate, die schon seit längerer Zeit ungelesen im Hause lagen, in die Hände gefallen. Dort habe sie gelesen, man komme in die Hölle, wenn man fluche. Das sei ihr schwer aufs Herz gefallen und seither müsse sie immer denken, sie sollte die Menschen eigentlich am Fluchen hindern, sonst komme sie auch in die Hölle. Etwa 14 Tage bevor sie diese Schriften las, war ihr Vater, der in ihrer Familie lebte, plötzlich an einem Schlage gestorben. Sie war im Momente des Todes nicht zugegen, sondern kam erst dazu, als der Vater schon tot war. Ihr Schrecken und ihre Trauer seien groß gewesen.

An den dem Todesfalle folgenden Tagen dachte sie viel daran, wie der Vater so plötzlich habe sterben müssen. Während dieser Meditationen fiel ihr plötzlich ein, daß das letzte Wort, das sie vom Vater vor dem Tode noch gehört hatte, lautete: „Ich gehöre auch zu denen, die dem Teufel vom Karren gefallen sind." Diese Erinnerung erfüllte sie mit Besorgnis, und sie erinnerte sich daran, wie der Vater oft wüste Flüche ausgestoßen hatte. Sie dachte auch daran, ob es wohl ein Leben nach dem Tode gebe, ob der Vater jetzt wohl im Himmel oder in der Hölle sei. Während dieses Nachgrübelns fielen ihr die frommen Traktate in die Hände und sie begann darin zu lesen bis zur Stelle, wo es hieß, daß die Flucher in die Hölle kommen. Da befiel sie eine große Bangigkeit und Angst, sie überhäufte sich mit Selbstvorwürfen, sie hätte den Vater am Fluchen hindern sollen und hätte es sträflicherweise unterlassen. Dafür müsse sie sterben und werde in die Hölle verdammt. Von Stund' an war sie traurig, grüblerisch, plagte den Mann mit ihren Zwangsideen und floh alle Fröhlichkeit und Geselligkeit.

Die Lebensgeschichte der Patientin (zum Teil mit ihren eigenen Worten reproduziert) ist folgende:

Patientin ist von 5 Geschwistern das jüngste und war immer der Liebling des Vaters. Der Vater tat ihr alles zuliebe, was er nur konnte. Wenn sie z. B. ein neues Kleid wünschte, und die Mutter ihr diesen Wunsch abschlug, so konnte sie sicher sein, daß es der Vater das nächste Mal aus der Stadt mitbrachte. Die Mutter starb ziemlich früh.

Mit 24 Jahren heiratete Patientin den Mann ihrer Wahl gegen den Willen des Vaters. Der Vater war einfach mit ihrer Wahl nicht einverstanden, obschon er nichts Spezielles gegen den Mann einwenden konnte. Nach der Hochzeit nahm sie den Vater zu sich ins Haus. Das verstand sich, wie Patientin meint, von selbst, denn die anderen Geschwistern hätten nichts davon gesagt, daß sie den Vater wollten. Der Vater war nämlich ein händelsüchtiger Flucher und Schnapssäufer. Gatte und Schwiegervater vertrugen sich, wie leicht verständlich, gar nicht. Immer gab es Zank und Wortwechsel, aber Patientin holte dazu dem Vater getreulich den Schnaps im Wirtshaus. Patientin findet zwar ihren Mann „recht". Er ist ein braver und geduldiger Mann, der nur den einen Fehler hat, daß er dem Vater zu wenig gehorcht. Patientin findet das unbegreiflich und würde es lieber sehen, wenn ihr Mann sich dem Vater unterwürfe. Der Vater ist eben immer doch der Vater. An den häufigen Streitszenen beteiligte sie sich als unterstützende Partei des Vaters. Trotzdem gegen ihren Mann nichts einzuwenden ist und er auch meistens mit seinen Reklamationen recht hat, muß man doch dem Vater helfen.

Schon früh kam es öfters dazu, daß Patientin es als Unrecht gegenüber dem Vater empfand, daß sie gegen seinen Willen geheiratet hatte und oftmals fühlte sie nach einer Zänkerei, daß ihre Liebe zum Manne gänzlich verschwand. Und seitdem der Vater tot ist, kann sie den Mann überhaupt nicht mehr lieben, denn er war mit seinem Ungehorsam die häufigste Ursache zu den Wut- und Fluchanfällen des Vaters gewesen. Einmal wurde dem Manne der Unfriede doch zu arg und er bewog die Frau, den Vater in ein anderes Logis zu bringen. Dort wohnte der Vater 2 Jahre lang. In dieser Zeit lebten die Gatten friedlich und glücklich. Allmählich aber stellten sich bei Patientin Vorwürfe ein, sie dürfe den Vater nicht allein wohnen lassen, er sei trotz allem der Vater. Und schließlich holte sie trotz den Protesten des Mannes ihn wieder zurück, weil sie, wie sie sagt, den Vater im Grunde genommen mehr liebt wie den Mann. Kaum war der Alte im Hause, so hob auch der Krieg wieder an. Und so ging es bis zum plötzlichen Tode des Vaters.

Nach dieser Erzählung brach Patientin in eine Reihe von Klagen aus: Sie müsse sich von dem Manne scheiden lassen; sie hätte es schon längst getan, wenn die Kinder nicht wären. Sie habe nämlich ein großes Unrecht, eine schwere Sünde begangen damit, daß sie ihren Mann gegen den Willen des Vaters geheiratet habe. Sie hätte den Mann nehmen sollen, den ihr der Vater vorgeschlagen hat. Der hätte dem Vater gewiß

gehorcht und dann wäre ja alles gut gewesen. — Ach, der Mann sei lange nicht so gut wie der Vater, beim Vater habe sie alles erzwingen können, beim Manne aber nicht. Der Vater habe ihr alles gegeben, was sie wünschte. Sie möchte jetzt am liebsten sterben, damit sie beim Vater wäre.

Nachdem diese Exklamationen vorüber waren, erkundigte ich mich neugierig, aus was für Gründen sie den vom Vater proponierten Bräutigam ausgeschlagen habe?

Der Vater, ein kleiner Bauer auf einem mageren Gütchen, hatte zur Zeit, als seine jüngste Tochter auf die Welt kam, ein Findelkind, einen armseligen, kleinen Jungen, als Knecht angenommen. Der Knabe entwickelte sich in unerfreulicher Weise: Er war so dumm, daß er weder lesen noch schreiben, noch überhaupt recht reden lernte. Er war ein ausgemachter Trottel. Als er sich dem Mannesalter näherte, entwickelte sich an seinem Halse eine Reihe von Drüsen, von denen sich einige öffneten und unaufhörlich eine eitrige Flüssigkeit entleerten, was dem so wie so schmutzigen und häßlichen Menschen ein abschreckendes Äußeres verlieh. Mit dem Alter war sein Verstand nicht gewachsen, und deshalb blieb er als Knecht ohne bestimmten Lohn auf dem Hofe des Bauern.

Diesem Jünglinge wollte der Vater seine Lieblingstochter zur Frau geben.

Damit war das Mädchen glücklicherweise nicht einverstanden, aber jetzt muß sie es bedauern, denn dieser Idiot hätte dem Vater unzweifelhaft mehr gehorcht als ihr braver Mann.

Epikrise: Bei diesem Tatbestande muß noch einmal ausdrücklich betont werden, daß diese Patientin ebensowenig wie der vorhergehende Fall, schwachsinnig ist. Beide verfügen über eine normale Intelligenz, die aber mit den Scheuklappen der infantilen Konstellation versehen ist. Das geht mit ganz besonderer Evidenz aus dieser Krankengeschichte hervor. Der Vater geht diskussionslos über alles! Es macht nicht das mindeste aus, daß er ein händelsüchtiger Trunkenbold, die offenkundige Quelle alles Haders und jeglichen Zerwürfnisses ist; im Gegenteil, der legitime Gatte muß sich sogar dem Popanz unterordnen und zum Schlusse muß es die Patientin sogar noch bereuen, daß es dem Vater nicht gelungen ist, ihr Lebensglück ganz und gar zu vernichten. Dafür besorgt sie es jetzt selber durch ihre Neurose, die ihr den Wunsch aufdrängt, zu sterben, um in die Hölle zu kommen, wo sich — nota bene — auch schon der Vater befindet.

Wenn wir je eine dämonische Schicksalsmacht am Werke sehen wollen, so sehen wir sie hier in diesen düstern und schweigsamen Tragödien, die sich langsam und qualvoll in den kranken Seelen unserer Neurotiker vollenden. Die Einen befreien sich Schritt für Schritt unter beständigem Kampfe gegen die unsichtbaren Mächte aus den Klauen des Dämons, der die Ahnungslosen von einem brutalen Schicksale ins andere zwängt; die anderen bäumen sich auf und gewinnen das Freie, um später, von der Schlinge der Neurose eingefangen, auf ihre alten Pfade zurückgeführt zu werden. Niemand darf einwenden, daß diese Unglücksmenschen eben Neurotiker oder „Degenerierte" seien. Wenn wir Normale unser Leben psychanalytisch durchforschen, so sehen auch wir, wie eine mächtige Hand uns unfühlbar zu Schicksalen leitet, und nicht immer ist diese Hand eine gütige zu nennen[1]). Oft nennen wir sie die Hand Gottes oder die des Teufels, denn die Macht der infantilen Konstellation ist im Laufe der Jahrtausende zum beweiskräftigen Materiale der Religionen geworden.

Mit alledem will nicht gesagt sein, daß wir die Schuld der Erbsünde auf unsere Eltern abwälzen müssen. Ein empfindsames Kind, das mit größter Einfühlung die Unzweckmäßigkeiten der Eltern in seiner Seele nachbildet, trägt die Schuld am Verhängnisse in seiner Eigenart. Aber wie unser letzter Fall zeigt, ist dem nicht immer so, sondern die Eltern können auch (und tun es leider nur zu oft) das Schlimme in die Seele des Kindes hineinbilden, indem sie die Unmündigkeit ausnutzen, um das Kind zum Sklaven ihrer Komplexe zu machen. In unserem Falle ist dieses Beginnen des Vaters unzweifelhaft. Denn es bleibt nicht verborgen, zu welchem Zwecke er die Tochter diesem abschreckenden Scheinwesen vermählen wollte: Er wollte sie behalten und so dauernd zu seiner Sklavin machen. Was er tut, ist nichts als eine krasse Übertreibung dessen, was Tausende sogenannter anständiger und gebildeter Eltern tun, die den obligaten Erziehungsdusel mitmachen. Die Väter,

[1]) „Inzwischen glauben wir unserer Taten in jedem Augenblicke Herr zu sein. Allein, wenn wir auf unseren zurückgelegten Lebensweg zurücksehen und zumal unsere unglücklichen Schritte nebst ihren Folgen ins Auge fassen, so begreifen wir oft nicht, wie wir haben dieses tun und jenes unterlassen können, so daß es aussieht, als hätte eine fremde Macht unsere Schritte gelenkt. Deshalb sagt Shakespeare:

„Fate show thy force: ourselves we do not owe;
What is decreed must be, and be this so!"

Schopenhauer: Über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen. Parerga und Paralipomena.

die ihren Kindern alle selbständigen Gefühlsregungen abkritisieren, mit schlecht verhehlter Erotik und Gefühlstyrannei ihre Töchter verhätscheln, ihre Söhne bevormunden, in Berufe hineinpressen und schließlich „passend" verheiraten, und die Mütter, die ihre Kinder schon in der Wiege mit ungesunder Zärtlichkeit erhitzen, sie später zu leibeigenen Puppen machen und dann schließlich mit Eifersucht die Erotik der Nachkommen durchwühlen, sie alle handeln im Prinzipe nicht anders als dieser dumme und rohe Bauer.

Man wird sich fragen, worin die Zauberkraft der Eltern besteht, welche die Kinder oft zeitlebens an sie fesselt. Der Psychanalytiker weiß, daß es nichts als die Sexualität ist von beiden Seiten.

Man sträubt sich ja immer noch, dem Kinde seine Sexualität zuzugestehen. Dies geschieht aber nur aus geflissentlicher Ignoranz, die sich heutzutage wieder einmal recht breit macht[1]).

Ich habe in den oben referierten Fällen keine eigentliche Analyse gegeben. Wir wissen darum nicht, was in diesen Schicksalsmenschen vorgegangen ist, als sie Kinder waren. Einen bis jetzt unerreicht tiefen Einblick in die Kinderseele, wie sie leibt und lebt, gibt die Publikation Freuds im I. Halbjahrband dieser Jahrbücher. Wenn ich es wage, nach der meisterhaften Darstellung Freuds noch einen kleinen Beitrag zur Kenntnis der Kinderseele zu bringen, so geschieht es, weil mir psychoanalytische Kasuistik immer wertvoll erscheint.

Vierter Fall. 8jähriger, intelligenter, etwas zart aussehender Knabe, wird wegen Enuresis von der Mutter zu mir gebracht. Während der Konsultation klammert sich der Junge immer an die Mutter, eine hübsche, jugendliche Frau. Die Ehe der Eltern ist glücklich, nur ist der Vater streng, und der Knabe (das älteste Kind) fürchtet ihn etwas.

---

[1]) Man hat das am Amsterdamer Kongresse 1907 erlebt, wo ein hervorragender französischer Gelehrter versicherte, daß die Freudsche Lehre nur „une plaisanterie" sei. Dieser Herr hat nachweisbar weder Freuds neuere Schriften noch die meinigen gelesen, versteht also von der Sache weniger als ein unmündiges Kind. Diesem, so ausgezeichnet fundamentierten Urteile schließt sich mit Applaus ein bekannter deutscher Professor in seinem Kongreßberichte an. Vor solcher Gründlichkeit muß man sich beugen. — Am gleichen Kongresse verewigte ein anderer namhafter deutscher Neurologe seinen Namen mit folgendem geistvollen Raisonnement:

„Wenn die Hysterie nach Freuds Auffassung tatsächlich auf verdrängten Affekten beruht, dann müßte ja die ganze deutsche Armee hysterisch sein."

Die Mutter kompensiert die Strenge des Vaters mit entsprechender Zärtlichkeit, die der Junge dadurch beantwortet, daß er der Mutter überhaupt nie von der Schürze geht. Nie spielt er mit seinen Schulkameraden, nie geht er allein auf die Straße, wenn er nicht gerade in die Schule muß. Die Roheit und Gewalttätigkeit der Schuljungen fürchtet er und zieht zu Hause sinnige Spiele vor oder hilft der Mutter bei weiblichen Hausarbeiten. Auf den Vater ist er äußerst eifersüchtig; er kann es nicht leiden, wenn der Vater mit der Mutter zärtlich ist.

Ich nahm den Jungen beiseite und fragte ihn nach seinen Träumen:

Er träumt sehr oft von einer schwarzen Schlange, die ihn ins Gesicht stechen will. Dann schreit er auf und die Mutter muß aus dem Nebenzimmer zu ihm ans Bett kommen.

Abends geht er ruhig ins Bett. Beim Einschlafen aber ist es ihm, als ob ein böser schwarzer Mann mit einem Säbel oder einer Flinte auf seinem Bette läge — ein großer, magerer Mann, der ihn töten will.

Im Nebenzimmer schlafen die Eltern. Es träumt ihm oft, als passiere drüben etwas Schreckliches, als seien drüben große schwarze Schlangen oder böse Männer, die die Mama töten wollen. Dann muß er schreien und dann kommt die Mutter, um ihn zu trösten.

Jedesmal, wenn er naß gemacht hat, ruft er die Mutter, die ihn trocken legen muß.

Der Vater ist ein großer, magerer Mann. Jeden Morgen stellt er sich nackt vor den Augen des Jungen an den Waschtisch, um eine große Waschung vorzunehmen. Der Junge erzählt mir auch, daß er nachts oft plötzlich aus dem Schlafe auffahre an einem sonderbaren Geräusch im Nebenzimmer, dann sei ihm immer furchtbar Angst, wie wenn dort etwas Ängstliches geschähe, ein Kampf — aber die Mutter beruhige ihn, es sei nichts.

Es ist ohne Schwierigkeit ersichtlich, woher die schwarze Schlange kommt und wer der böse Mann ist und was im Nebenzimmer geschieht. Ebenso ist leicht verständlich, was der Knabe bezweckt, wenn er die Mutter zu sich ruft: er ist eifersüchtig und trennt sie vom Vater. Das tut er ja auch tagsüber, sobald der Vater zärtlich wird. Insofern ist der Kleine nichts anderes als der mit dem Vater rivalisierende Liebhaber der Mutter.

Nun kommt aber dazu die Tatsache, daß die Schlange und der böse Mann auch ihn bedrohen, es geschieht ihm das Gleiche, was der

Mutter im Nebenzimmer. Er identifiziert sich also mit der Mutter und begibt sich so in ein ähnliches Verhältnis zum Vater wie die Mutter. Das ist seine homosexuelle Komponente, die dem Vater gegenüber weiblich fühlt. Was die Enuresis in diesem Falle bedeutet, ist vom Freudschen Standpunkte aus unschwer zu verstehen. Der Urindrangtraum gibt uns darüber Aufschluß. Ich verweise auf eine derartige Analyse in meiner Arbeit: L'analyse des rêves, Année psychologique 1909. Die Enurese hat den Wert eines infantilen Sexualsurrogates und wird auch im Traumleben des Erwachsenen gerne als Bekleidungsmaterial für den Drang des Geschlechtstriebes angewendet.

Dieses kleine Beispiel zeigt, was in der Seele eines 8jährigen Kindes vorgeht, das bereits in das Abhängigkeitsverhältnis zu den Eltern getreten ist, nicht ohne Mitschuld des zu strengen Vaters und der zu zärtlichen Mutter.

Die infantile Einstellung ist, wie man sieht, nichts anderes als infantile Sexualität. Wenn wir jetzt noch einmal zurückblicken auf all das, was die infantile Konstellation vermag, so müssen wir sagen, daß unsere Lebensschicksale mit den Schicksalen unserer Sexualität im Wesentlichen identisch sind. Wenn Freud und seine Schüler dabei der Sexualität in allererster Linie nachspüren, so geschieht dies wahrhaftig nicht, um pikante Sensationen aufzustöbern, sondern um eine tiefere Einsicht in die treibenden Kräfte im Schicksale des Einzelnen zu gewinnen. Damit ist nicht zu viel, sondern eher zu wenig gesagt. Denn, wenn sich uns die Schicksalsprobleme im Einzelnen entschleiern, so erweitert sich auch allsogleich der Blick von der Individualgeschichte auf die Völkergeschichte. Und in erster Linie blicken wir auf die Geschichte der Religionen, auf die Geschichte der Phantasiesysteme ganzer Völker und Epochen. Die alttestamentliche Religion hat den pater familias zum Jehova der Juden erhoben, dem das Volk mit Angst zu gehorchen hat. Eine Mittlerstufe zur Gottheit sind die „Erzväter". Die neurotische Angst der jüdischen Religion, ein unvollkommener respektive mißglückter Sublimationsversuch eines noch zu barbarischen Volkes, gebiert aus sich die peinliche Strenge des mosaischen Gesetzes, das Zwangszeremonial des Neurotischen[1]). Von ihm befreien sich nur die Propheten, denen die Identifikation mit Jehova, die vollkommene Sublimation, geglückt ist. Sie werden zu Vätern des Volkes. Christus, der Erfüller der Propheten, wehrt der Furcht Gottes und belehrt die

[1]) Vgl. Freud, Zeitschrift für Religionspsychologie 1907.

Menschen, daß die wahre Beziehung zur Gottheit die „Liebe" sei. Damit zerstört er das Zwangszeremonial des Gesetzes und gibt das Beispiel des persönlich liebenden Verhältnisses zum Gotte. Die späteren unvollkommenen Sublimationen der christlichen Masse führen wieder zum Zeremonial der Kirche, von dem sich nur selten die sublimationsfähigen Gehirne vieler Heiligen und Reformatoren befreien können. Nicht vergebens spricht daher die moderne Theologie von der befreienden Bedeutung des „innern" oder „persönlichen" Erlebnisses, denn immer noch hat die Inbrunst der Liebe Angst und Zwang in eine höhere und freiere Form des Fühlens aufgelöst.

Was wir im weltgeschichtlichen Prozesse sehen, finden wir umgekehrt auch wieder im Einzelnen, nämlich den Ursprung und die Wandlungen der Gottheit. Wie ein höheres Schicksal leitet die Elternmacht das Kind. Wenn es aber heranwächst, so beginnt der Kampf der infantilen Konstellation mit der Individualität, der aus vorhistorischer (infantiler) Zeit datierende Elterneinfluß wird verdrängt, gerät ins Unbewußte, ist damit aber nicht eliminiert, sondern leitet mit unsichtbaren Fäden die anscheinend individuellen Schöpfungen des reifenden Geistes. Wie alles, was ins Unbewußte geraten ist, schickt auch die infantile Konstellation noch dunkle, ahnungsreiche Gefühle ins Bewußtsein, die Gefühle geheimer Lenkung und jenseitigen Einflusses. Das sind die Wurzeln der ersten religiösen Sublimierungen. An Stelle des Vaters mit seinen konstellierenden Tugenden und Fehlern tritt einerseits eine absolut erhabene Gottheit, anderseits der Teufel, letzterer in moderner Zeit meist gemildert durch die Anschauung der eigenen moralischen Verantwortlichkeit. Ersterem wird die sublime Liebe zur Verfügung gestellt, letzterem die niedere Sexualität. Sobald wir das Gebiet der Neurose betreten, so spannt sich dieser Gegensatz aufs höchste. Gott wird zum Symbol der höchsten Sexualverdrängung, der Teufel zum Symbol der sexuellen Lust. So erhält der bewußte Ausdruck der Vaterkonstellation, wie jeder im Bewußtsein erscheinende Ausdruck eines unbewußten Komplexes, sein Janusgesicht, seine bejahende und seine verneinende Komponente. Ein selten schönes Exempel für dieses tückische Spiel des Unbewußten ist die Liebesepisode im Buch Tobiae: Sarah, die Tochter Raguels zu Ekbatana will heiraten; nun will es ihr böses Geschick, daß sie siebenmal nacheinander einen Mann auswählt, der ihr in der Brautnacht stirbt. Der böse Geist Asmodi, von dem sie verfolgt wird, tötet ihr die Männer. Sie bittet Jehova, er möge sie lieber sterben lassen, als daß sie diese Schmach noch weiter erdulde. Sie wurde

nämlich von den Mägden ihres Vaters deshalb geschmäht. Der achte Bräutigam, Tobias, wird ihr von Gott gesandt. Auch er wird in die Brautkammer geführt. Der alte Raguel aber, der nur scheinbar zu Bett gegangen ist, steht wieder auf und geht hinaus und gräbt dem Schwiegersohne vorsorglich das Grab und am Morgen schickt er eine Magd in das Brautgemach, um den erwarteten Todesfall zu konstatieren. Diesmal aber hatte Asmodi seine Rolle ausgespielt, denn Tobias lebte.

Leider verbietet es mir die ärztliche Diskretion, einen Hysteriefall zu berichten, der genau auf dieses Schema paßt, nur waren es nicht sieben Männer, sondern bloß drei, die unter allen Anzeichen der infantilen Konstellation unglücklich ausgewählt wurden. Unser erster Fall gehört aber ebenfalls hierher und in unserem dritten Falle sehen wir den alten Bauern am Werke, der sein Kind dem Verhängnisse zu weihen sich anschickte.

Als fromme und dem Vater gehorsame Tochter (vgl. ihr schönes Gebet im III. Kapitel) hat Sarah die übliche Sublimation und Spaltung des Vaterkomplexes vollzogen und ihre infantile Liebe einerseits zur Gottesverehrung erhöht, anderseits die obsedierende Vatergewalt zum verfolgenden Schicksalsdämon Asmodi gemacht. Die Legende ist so schön ausgeführt, daß sie uns den Vater Raguel auch gerade in seinen beiden Rollen darstellt, einerseits als untröstlichen Brautvater, anderseits als heimlichen, vorsorglichen Totengräber des Schwiegersohnes.

Diese schöne Fabel ist mir ein geschätztes Paradigma für meine Analysen geworden, denn so wenig selten sind solche Fälle, wo der Vater-Dämon seine Hand über seine Tochter geschlagen hat, daß sie Zeit ihres Lebens, auch wenn sie heiratet, ihren Mann innerlich nie finden kann, weil sich sein Bild mit dem unbewußten und ewig wirksamen infantilen Vaterideal nicht zur Deckung bringen läßt. Nicht nur für Töchter gilt das Gesagte, sondern auch für das Schicksal der Söhne. Ein schönes Beispiel einer derartigen Vaterkonstellation findet sich in der kürzlich erschienenen Arbeit von Dr. Brill: Psychological factors in dementia praecox. An analysis. Journal of Abnormal Psychology. Vol. III. p. 219. 1908.

Nach meiner Erfahrung ist meist der Vater das für die kindliche Phantasie maßgebende und gefährliche Objekt, und wenn es die Mutter einmal ist, so konnte ich hinter ihr einen Großvater entdecken, dem sie innerlich angehört.

Diese Frage muß ich offen lassen: meine Erfahrung reicht nicht

zur Entscheidung. Die Erfahrung der kommenden Jahre wird hoffentlich auf diesem jetzt noch dunkeln Gebiete, das ich nur flüchtig beleuchten konnte, tiefere Schächte graben und ein Mehreres aufdecken von der geheimen Werkstatt des schicksalleitenden Dämons, von dem Horaz sagt:

> Scit Genius natale comes qui temperat astrum,
> Naturae deus humanae, mortalis in unum —
> Quodque caput, vultu mutabilis, albus et ater.

Aus der psychiatrischen Klinik in Jena
(Geh. Rat Prof. Dr. O. Binswanger).

Versuch einer Hysterieanalyse.

Von Dr. med. **Ludwig Binswanger**
(gew. Assistenzarzt der Klinik).

Die Kranke, um die es sich hier handelt, wurde mir am 29. Mai 1907 von meinem Onkel, Herrn Geheimrat Binswanger in Jena übergeben, mit dem Rate, bei ihr die psychanalytische Methode Freuds anzuwenden. Ein ziemlich schwerer Fall von Hysterie, der seit Februar 1907 in der Behandlung meines Onkels stand. Die Tatsache, daß die Kranke, die großes Vertrauen zu meinem Onkel gefaßt hatte, ganz spontan, unter starken Aufregungszuständen anfing, über schwere psychische Traumata, die sie erlitten, zu berichten, und ihr unverkennbares Bedürfnis nach solchen Aussprachen überzeugten meinen Onkel, daß der Fall für die psychanalytische Methode geeignet sei.

A. Vorgeschichte.

Die Kranke, ein junges Mädchen von $22^1/_2$ Jahren, das wir Irma nennen wollen, stammt aus einer gutsituierten Familie einer deutschen Kleinstadt. Der Vater starb an den Folgen einer Lungenentzündung als Patientin $3^1/_4$ Jahre alt war. Die kleine Familie, in der sie aufwuchs, bestand aus der energischen, mit gesundem Menschenverstande ausgestatteten Mutter, einem 3 Jahre älteren aufgeweckten Bruder und einer 4 Jahre älteren, angeblich sehr intelligenten Schwester. Das Haupt der Familie aber war der verwitwete Großvater mütterlicherseits, der den Kindern den Vater ersetzte. Er muß ein etwas autokratischer Herr gewesen sein, zu dem die Enkel mit Respekt, aber auch mit Liebe emporblickten. Als Patientin 18 Jahre alt war, soll er nach deren Ausspruch „in die zweite Kindheit" eingetreten sein, was sich durch Vergeßlichkeit und häufige Gereiztheit kundgab. Vor allem duldete er jetzt durchaus keinen Widerspruch mehr, was die „dumpfe Luft" in der Familie, die in Irmas Kindheit durch sein

Temperament hervorgerufen worden sei, noch verstärkte. Als Irma 21 Jahre alt war, soll er einen leichten Schlaganfall erlitten haben, von dem er sich aber gut erholte. Kurz nach Beendigung von Irmas Kur ist er gestorben. Auf ihm soll das Schicksal eines jüngeren Bruders schwer gelastet haben, eines leichtsinnigen Menschen, der sich in Amerika das Leben genommen hat. Dieser Großonkel und der Großvater sind die einzigen Verwandten Irmas, die, was erbliche Belastung anlangt, in Frage kommen. Wir werden sehen, daß der Großonkel durch sein etwas dunkles Schicksal auch unmittelbar auf die Seele des Kindes und jungen Mädchens eingewirkt hat.

Die schädlichsten Einflüsse aber, denen Irma von frühester Kindheit an ausgesetzt war, gingen von einer Freundin der Mutter aus, einer Französin, die wir Fräulein Faure nennen wollen, und die bei der Geburt des Kindes schon im Hause war. Durch ihr Leben und mehr noch durch ihren Tod hat sie tief in die Entwicklung und Krankheit Irmas eingegriffen, wie aus der Analyse hervorgehen wird. Sie starb, als Patientin 12 Jahre alt war.

Über die Vorgeschichte der Kranken selbst besitze ich einen ausführlichen schriftlichen Bericht von deren Mutter, der mir leider erst gegen das Ende der Kur hin zuging. Er wird uns einen Einblick in den Charakter Irmas, ihre Schicksale und eine Anzahl ihrer Krankheitssymptome gestatten. Es ist aber lehrreich zu sehen, wie selbst der ausführlichste Bericht der Angehörigen uns über das Innenleben solcher Kranken kaum die dürftigsten Enthüllungen macht. Hier muß erst die Psychanalyse einsetzen.

Die Mutter schreibt[1]):

„Irma wurde am 19. Dezember 1884 geboren. Sie kam als ein kräftig entwickeltes Kind zur Welt und gedieh aufs beste. Schon frühzeitig machte sich bei ihr ein sehr starker Eigenwille bemerkbar, und sie versuchte mit allen Mitteln ihren Willen durchzusetzen. Durch nichts war sie zu bewegen, mit Personen, auch kleinen Kindern, die ihr unsympathisch waren, zu verkehren. Mit 5 Jahren kam sie zu einer alten Dame, die eine große Kinderfreundin war, in die Strickstunde. Sie traf hier mit vielen gleichaltrigen Kindern zusammen und lernte dadurch auch kennen, daß ihr Wille nicht immer durch-

[1]) Ich habe an dem folgenden Berichte, für dessen Abfassung ich der Mutter vorher einige Richtlinien gegeben, fast nichts geändert, abgesehen davon, daß ich die Orts- und Personennamen unkenntlich gemacht und besonders wichtige Stellen im Drucke hervorgehoben habe.

zusetzen war. Sie hat besonders im Anfange manche schlimme Szene gemacht und ich war als Mutter oft ganz beschämt darüber. Als ich der Dame eines Tages mein Bedauern aussprach, daß sie so viel Mühe mit dem Kinde habe, tröstete sie mich damit, Irma sei ein solch eigenartiges Kind, anders als die vielen, die schon bei ihr gewesen seien, und es sei ihr interessant, wie weit sie Einfluß auf sie gewinnen könne. Für Irma war die Zeit, die sie hier verbrachte, von großem Vorteil und sie spricht noch heute gern darüber. Dann kam die Schulzeit. Irma war für alle Fächer gut begabt, und daß sie nicht immer mit den besten Zensuren abschloß, war nur in dem oft mangelnden Fleiß zu suchen. Sie war zu unruhig zum Lernen und hatte zu wenig Geduld. In einem ihrer späteren Schuljahre war durch irgend einen Vorfall ihr Ehrgeiz erweckt worden, sie setzte beim Lernen ihre Kräfte ein und schloß dafür am Schulschluß mit lauter 1 ab. Unter ihren Schulgefährtinnen nahm sie immer eine führende Stellung ein, wo sie war, ging's lustig zu und gern ordneten sich ihr die anderen unter. Zu nahe zu treten wagte ihr keine, da sie außergewöhnlich schlagfertig war und in jedem Wortgefechte Siegerin blieb. Im ersten Schuljahre starb eine ihrer Klassengefährtinnen, verschiedene Kinder wurden beauftragt, einen Kranz in das Trauerhaus zu tragen und sahen bei dieser Gelegenheit auch die kleine Tote. Irma selbst hat sie nicht gesehen, aber es wurde von den Kindern noch lange davon gesprochen. Einige Jahre darauf hat sie allerdings bedauerlicherweise einen schrecklichen Anblick erlebt. Seitlich von unserer Wohnung zieht sich eine Reihe von Wiesen bis an das Ufer des Flusses. Hier spielten die Kinder oft im Herbste und hier wurde sie eines Tages Zeuge, wie eine Leiche gelandet wurde. Sie war damals sehr heftig erschrocken und dieses Ereignis scheint gegenwärtig ihren Geist wieder lebhaft zu beschäftigen. Sonst verfloß ihre erste Jugendzeit ganz ruhig, wir haben alljährlich in den Sommerferien eine Reise mit den Kindern gemacht, die ihr immer eine besondere Freude bereitete. Im Jahre 1892 war eine Reise an den Rhein geplant. Durch unsere Hausgenossin Fräulein Faure war ihr eine ziemliche Abneigung gegen jedes größere Wasser anerzogen worden, so daß sie sofort die Bedingung stellte, daß von jeder Dampferfahrt abgesehen werden müsse, sonst würde sie lieber auf die Reise verzichten. All unser Zureden war umsonst, sie blieb lieber zu Hause. Waren es nun die begeisterten Schilderungen der Geschwister, oder hat sie sich allein besonnen, bei einer späteren Reise an den . . . . See im Jahre

1895 machte sie keinerlei Einwendungen gegen die Seefahrt, im Gegenteile sie hatte große Freude daran, und eine große Vorliebe fürs Wasser ist ihr geblieben. Im Jahre 1894 hatte sie in ganz leichter Weise Scharlach, mehrere Jahre vorher die Schafblattern, von sonstigen Kinderkrankheiten blieb sie verschont.

Im Dezember 1896 trat bei meiner ältesten Tochter das Scharlachfieber, verbunden mit Diphtherie, in bösartiger Weise auf, beinahe 3 Wochen schwebte sie zwischen Leben und Tod. Durch die Aufregung und nicht zum wenigsten durch eine geheime Furcht vor Ansteckung wurde auch Fräulein Faure krank. Es trat ein leichter Fall von Diphtherie bei ihr ein und wohl zu gleicher Zeit eine geistige Störung, die wir zwar nicht sofort als solche erkannten. Sie behauptete schwer krank zu sein, trotz der gegenteiligen ärztlichen Aussage, schrie und jammerte um ihr Leben, sie ritzte sich den Hals blutig und gab an, bei ihr sei der Luftröhrenschnitt gemacht worden. Dann wieder flehte sie, man solle sie nicht begraben, ehe sie gestorben sei! Wir hatten sofort Schritte zu ihrer Überführung in das Krankenhaus getan, aber es sind doch 2 Tage vergangen, ehe sie dort Aufnahme finden konnte. Den Kindern war streng verboten, in das Zimmer zu ihr zu gehen, aber es war leider nicht zu vermeiden, daß sie das laute Schreien und Sprechen hören konnten. Auf Irma, die eine große Liebe zu Fräulein Faure gefaßt hatte, hat es jedenfalls einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Es verursachte ihr noch längere Zeit Grauen, die Räume zu betreten, in denen Fräulein Faure sich aufgehalten hatte. Am Tage vor Weihnachten wurde auch mein Sohn noch scharlachkrank und nun war sie ganz auf sich angewiesen, der Umgang mit anderen Kindern war abgeschnitten und so hat sie sich jedenfalls in ihren Gedanken viel mit dem Erlebten beschäftigt. Am zweiten Weihnachtsfeiertag starb dann Fräulein Faure in der Irrenanstalt zu * * *. Sehr betrübt war Irma auch darüber, daß das Weihnachtsfest, für das sie von jeher mit Begeisterung schwärmte, bei uns nicht gefeiert werden konnte. Daß diese traurigen Vorkommnisse einen dauernden Einfluß auf ihr Gemütsleben ausgeübt hätten, war nicht zu bemerken.

Ostern 1899 wurde sie konfirmiert und das Jahr darauf verließ sie die Schule. Im Laufe des Sommers (1900) besuchte sie dann die Tanzstunde und gehörte zu den begehrtesten Tänzerinnen. Die Erfolge, die sie feierte, die Schmeicheleien, die ihr zuteil wurden, erzeugten in ihr ein gewisses Gefühl der Überhebung über andere und erweckten

gleichzeitig in ihr den Glauben, daß ihr nichts fehlschlagen könnte. Schon damals stieg in mir die Befürchtung auf, daß eine etwaige Enttäuschung, die ihr das Leben bringen könnte, schlimme Folgen für sie haben würde. Ziemlich gegen Schluß der Tanzstunde bezeigte ihr einer der Oberprimaner großes Interesse, sie fand gleichfalls Gefallen an ihm und auch nach Schluß der Tanzstunde trafen sie sich öfters zu Partieen oder bei Gängen in die Stadt. Ostern darauf verließ der junge Mann die Schule, um sich der Offizierslaufbahn zu widmen. Sie blieben auch in schriftlichem Verkehr, der sich allerdings nur auf Postkarten beschränkte. Seinen jeweiligen Urlaub brachte er stets in * * * zu. Dann trafen sie sich öfters und bei Bällen bevorzugte er sie in jeder Weise.

Mit seinem Weggange von * * * trat bei Irma eine Änderung ihres Wesens ein (1901). Die ersten 8 Tage war sie überhaupt fassungslos, dann wartete sie ängstlich von einer Nachricht auf die andere. Das blieb nicht ohne Folgen für ihre Gesundheit, sie wurde bleich und mager, und ich nahm an, daß sich vielleicht Blutarmut bemerklich mache. Unser Hausarzt, den ich zu Rate zog, verordnete ihr Eisen. Sie erklärte sofort, daß es ihr nicht einfalle, etwas für ihre Gesundheit zu tun.

Nun muß ich nochmals etwas zurückgreifen. Irma hatte eine außergewöhnlich schöne Stimme, schon in der Schule erregte sie Aufsehen durch ihren Gesang, und wir beschlossen, sie ausbilden zu lassen. Sie selbst hatte große Neigung Opernsängerin zu werden, und ich hatte auch nichts gegen diesen Plan einzuwenden, nur war sie mir noch zu jung und unerfahren, ihre Ansichten vom Leben waren so verschieden von der Wirklichkeit, daß es mir bedenklich schien, sie schon ihren eigenen Weg gehen zu lassen. Um sie einstweilen für ihre künftige Laufbahn vorzubilden, erhielt sie Gesang- und Klavierunterricht. Merkwürdigerweise setzte sie auch hierbei nicht ihre ganze Kraft ein, sondern sie schien sich dem Glauben hinzugeben, auch hier ihr Ziel spielend erreichen zu können. Sobald der junge Offizier von ihrer Absicht hörte, versuchte er sie von ihrem Vorhaben abzubringen und nach einiger Zeit gab sie ihren Plan auf. Vielleicht hätte sie in dieser Laufbahn Befriedigung gefunden.

Inzwischen war der Sommer des Jahres 1902 herangekommen, ihr Befinden ließ noch immer zu wünschen übrig. Eines Tages erhielt sie von einer Freundin eine Einladung, mit noch einigen Bekannten an einer Landpartie teilzunehmen. Hierbei lernte sie einen jungen

Herrn kennen, der ihr reges Interesse bezeigte. Ihr selbst machte die Bekanntschaft mit dem jungen Herrn Freude, da er ein sehr guter Gesellschafter war. Kurze Zeit darauf ließ der Herr anfragen, ob er sich wohl der Hoffnung hingeben dürfe, ihr einst näher treten zu können. Die Frage kam ihr vollständig unerwartet, die Dame, die die Übermittlung übernommen hatte, redete ihr sehr zu, diese vorteilhafte Verbindung doch nicht auszuschlagen und zählte alle möglichen Vorzüge auf. Dadurch war sie in einen solchen Zwiespalt mit sich selbst geraten, daß sie den ganzen Abend heftig weinte und immer wieder den Wunsch aussprach, wenn sie nur einmal den jungen Offizier sehen könnte, dann würde sie wissen, was sie tun müsse. Noch in derselben Nacht sah sie ihn vom Fenster aus, er war auf der Durchreise einige Stunden in * * * und benutzte die Zeit zu diesem Spaziergang. Jetzt war ihr Entschluß sofort gefaßt, sie fühlte, daß sie ihn nicht vergessen würde und deshalb nicht daran denken könne, einem andern anzugehören.

Im August darauf (1902) unternahmen wir eine Reise nach G. Hier erhielt sie eine Postkarte, die ihr die Ernennung ihres jungen Freundes zum Leutnant anzeigte. Das war das letzte Schriftstück, das sie von ihm erhielt, auf eine Karte, die sie schrieb, erhielt sie keine Antwort. Von dieser Zeit an ging eine Veränderung mit ihr vor. Sie behauptete, nichts mehr essen zu können, saß den ganzen Tag beschäftigungslos da und wartete auf den Briefboten. Sie wurde zusehends elender, war aber nicht zu bewegen, ihre Lebensweise zu ändern. So kam Weihnachten heran, er kam auf Urlaub nach Hause und auf dem Kasinoballe trafen sie zusammen. Er tanzte mit ihr, war ihr Tischherr und zeichnete sie aus wie sonst, und beide waren glückselig. Damals tauchte in mir der Gedanke auf, daß seine Angehörigen vielleicht dieses Verhältnis nicht gern sehen würden und er auf ihren Wunsch den Briefwechsel aufgegeben habe, denn er selbst schien sie noch eben so gern zu haben wie früher. Während seines Aufenthaltes in * * * war meine Tochter wunschlos glücklich, nach seinem Weggange kamen die alten Zweifel und Sorgen, und so ging es weiter in stetem Wechsel. Ihre Gesundheit litt darunter, manche anzügliche Rede, die sie von Bekannten hören mußte, wurde die Ursache, daß sie sich mehr und mehr von allem abschloß.

Im Februar 1903 quälte sie mich unausgesetzt, ich möchte sie auf ein paar Wochen von zu Hause weglassen. Da ich keine Verwandte oder auswärtige Bekannte besitze, so blieb mir nur die Möglichkeit,

sie in einer Damenpension unterzubringen, und da mir eine solche in M. empfohlen war, ließ ich sie auf 3 Wochen dahin reisen. Ich gab mich selbst der Hoffnung hin, daß eine Veränderung vielleicht gut für sie sei, es war jedoch nicht so. Sie hatte heftige Sehnsucht nach Hause und kam noch bleicher und angegriffener zurück. Ende Mai schickte ich sie dann nach Stahlbad * * * zur Kur. Ein nennenswerter Erfolg wurde auch hier nicht erzielt, da sie nur die allergeringste Nahrung zu sich nahm. Im Monat Juli desselben Jahres war sie dann noch 4 Wochen in B. mit ihrem Großvater. Inzwischen war sie körperlich noch mehr zurückgegangen, sodaß ihr Gewicht nur noch 75 Pfund betrug, das einst so blühende, schöne Mädchen war kaum mehr zu erkennen. Der Magen versagte vollständig, oft blieb tagelang nichts bei ihr und es trat ein förmlicher Kräfteverfall ein. Jetzt endlich mochte sie einsehen, daß es so nicht weiter gehen könne. Sie nahm auf ärztlichen Wunsch mehrmals des Tages Sanatogen und versuchte auch zu essen; der Erfolg blieb nicht aus, ihr Körpergewicht hob sich wieder. Zu einer regelmäßigen, ordentlichen Lebensführung war sie aber nicht zu bewegen.

Im Frühjahre 1904 war sie dann nochmals in Stahlbad * * *, sie hatte eine Anschwellung unter dem rechten Schulterblatte bekommen (es ist nicht klar, worum es sich damals handelte) und wurde abwechselnd mit Jod und Moorbädern behandelt, außerdem trank sie Stahlbrunnen. Die Anschwellung verging durch diese Behandlung, aber es traten Rückenschmerzen ein, von denen nicht zu ergründen war, wo sie herrührten. Die Nahrungsaufnahme war wieder sehr mangelhaft, sie nahm nur mittags ein kleines Stück Fleisch zu sich ohne Zukost. Herr Professor N. schrieb mir, ich möchte alles aufbieten, um sie zu einer vernünftigen Lebensweise zu veranlassen, da ihr Körper sonst nicht dem geringsten Ansturme standhalten könne. Es war alles umsonst, weder durch Bitten noch durch Drohen war etwas zu erreichen. Herr Professor N. hatte sich ihrer sehr liebenswürdig angenommen, sie war öfters bei seiner Tochter zum Kaffee eingeladen gewesen und hat bei einem solchen Besuch auch einmal flüchtig Frau Professor N. gesehen, die menschenscheu war und nur mit wenigen ihr sympathischen Personen verkehrte. Eine Bekannte von mir verkehrte viel in der Familie, hat aber nie davon gesprochen, daß der Anblick von Frau Professor N. erschreckend sei. Im August dieses Jahres reisten wir mit der ganzen Familie an den * * *-See. Irma hatte von der Reise wenig Genuß, da sie ständig von Rückenschmerzen geplagt war und

öfters liegen mußte. Ich machte mir ernstliche Sorgen, da ich fürchtete, die Schmerzen gingen vom Rückenmarke aus. Nach unserer Heimkehr ließ ich sie von unserem Hausarzte nochmals untersuchen, er konnte aber auch nicht feststellen, woher die Schmerzen rührten. An Nerven dachte niemand. Gegen Ende des Jahres (1904) stellte sich ziemliche Schlaflosigkeit bei ihr ein, auch eine gewisse Unruhe kam über sie, zum Arbeiten war sie nicht zu bewegen, zum Teil auch zu schwach dazu, und ihre einzige Beschäftigung war Lesen. Die Klavier- und Gesangstunden hatte sie längst aufgeben müssen, da ihre Kraft nicht mehr dazu reichte, auch ihre schöne Stimme hatte merklich gelitten. Eines Tages machte sie mir die Mitteilung, sie habe sich entschlossen, Schauspielerin zu werden, und verlangte, ich sollte sofort die nötigen Schritte tun, um ihr den Eintritt in eine Theaterschule zu ermöglichen. Ich schlug ihr diese Bitte nicht direkt ab, sondern erklärte ihr nur, ich wäre gern bereit, ihr diesen Wunsch zu erfüllen, so bald ihre Gesundheit das erlaube; sie selbst möge dazu beitragen, daß dies bald geschehe. Sie tat nicht das Geringste, und so blieb alles beim Alten. Von ihren Bekannten hatte sie sich ganz zurückgezogen, sie weigerte sich in ihren Kranz zu gehen und ging kaum mehr aus. Zu jener Zeit merkte ich öfters, daß ihre Aussagen nicht immer wahrheitsgetreu waren (1904). Weihnachten kam der junge Offizier auf Urlaub, sie hatte ihn seit langer Zeit nicht mehr gesprochen. Durch eine Bekannte wurde ihr die Mitteilung gemacht, daß er eine junge Dame verehre. Hierüber geriet sie in solche Aufregung, daß sie alles versuchte, sich Gewißheit zu verschaffen. Sie bat einen befreundeten jungen Herrn darum, ihr mitzuteilen, ob das Gehörte auf Wahrheit beruhe. Durch ihn erfuhr sie, daß alles unwahr sei. Darauf war sie ganz glücklich und vergnügt. Leider dauerte dieser Zustand nur wenige Wochen, dann saß sie oft stundenlang und starrte auf einen Fleck, dann wieder hatte sie die unsinnigsten Wünsche, und wurden sie ihr nicht erfüllt, geriet sie in die größte Wut, warf mit Messern und Scheren um sich, oder sie fing herzbrechend an zu weinen und jammerte um ihre verlorene Jugend. Sie tat alles, um ihre Gesundheit zu untergraben, weil sie hoffte, auf diese Weise ihrem Leben ein Ende machen zu können. Ich war ratlos, um so mehr, da sie mir alles mögliche androhte, falls ich unseren Arzt zu Rate ziehen würde.

Anfangs März 1905 wollte sie wieder fort, ich ging darauf ein unter der Bedingung, daß ich sie in ein Sanatorium bringen dürfe. Sie erklärte sich hierzu bereit und ich brachte sie nach A. Herr Dr. C. ver-

langte, daß ich eine Reihe von Tagen mit in der Anstalt bleiben solle, da der Ausdruck ihrer Augen darauf schließen lasse, daß entweder eine schwere Krankheit im Anzuge sei oder sie mit Selbstmordgedanken umgehe. Sie war mit dem Wechsel ihres Aufenthaltes ganz einverstanden, saß teilnahmslos da oder weinte, dann wollte sie wieder nach Hause. In dieser Zeit fing sie an, sich in Gedanken mit Fräulein Faure zu beschäftigen und beschuldigte sich, den Tod derselben herbeigeführt zu haben. Auf mein fortgesetztes Drängen, mir die Einzelheiten zu erzählen, gab sie an, Fräulein Faure habe von ihr ein Taschentuch verlangt, sie habe ihr eines gegeben, darauf habe dieselbe einen entsetzlichen Schrei ausgestoßen und habe gerufen, sie sei vergiftet. Ich bewies ihr, daß ein solcher Fall ganz unmöglich gewesen sei, und daß die Ärzte ja sofort bemerkt hätten, wenn eine Vergiftung vorgelegen hätte. Manchmal beruhigte sie sich dabei, dann wieder war sie durch nichts von ihrem Glauben abzubringen.

Nach und nach faßte sie Zutrauen zu Herrn Dr. C. und ich konnte wagen abzureisen. Nach wenig Tagen wurde ich schon wieder gerufen und ich hatte Mühe sie zum Bleiben zu bewegen. Ostern war sie nicht mehr zu halten, ich mußte sie abholen. Die ersten Tage war sie wieder mit dem Wechsel zufrieden, dann erschien ihr alles unerträglich und sie wollte nach A. zurück. Ich brachte sie zum zweiten Male dahin. Einmal kam sie unvermutet und unangemeldet allein nach Hause. Nach und nach trat doch ein kleiner Wechsel ein, Fräulein C., eine andere junge Dame und ein junger Leutnant versuchten sich ihr zu nähern, und nach einiger Zeit gelang es auch, sie zusammen zu bringen. Nun wurde es etwas besser, sie ging mehr auf den Verkehr ein und war auch gegen die übrigen Patienten nicht mehr so abweisend. So wurde es nach und nach immer besser, nur eins wollte sich nicht verändern, sie behauptete, in Gegenwart anderer nicht essen zu können, und auch ich mußte während sie ihre Mahlzeit einnahm, das Zimmer verlassen. Herr Dr. C., dem ich mein Bedenken darüber aussprach, meinte, das würde sich später von selbst geben, es war aber nicht so.

Zu Anfang des Jahres 1902 hatte sich ihr Unwohlsein verloren, es war noch einmal während des Aufenthaltes an der See eingetreten, dann nicht mehr. Ich sorgte mich darum um so mehr, da sie sich körperlich in A. vollständig erholt hatte, von dieser Seite also kein Grund vorlag. Ich ging deshalb mit der Absicht um, sie längere Zeit an die See zu schicken, da ich hoffte, die Seeluft würde es herbeiführen. Herr Dr. C. war mit meinem Vorschlag einverstanden. Am 20. Juli 1905

verließ sie A., um nach dem Seebad Z. überzusiedeln; ihr Bruder begleitete sie dahin. Die erste Bedingung, die sie hier stellte, war wieder: „Alleinessen." Sie hielt sich von allem Verkehr mit den übrigen Pensionsgästen fern, pochte bei jeder Gelegenheit auf Erfüllung ihrer Wünsche und machte ihrem Bruder das Leben ziemlich schwer. Sie verlangte aufs Meer gerudert zu werden, ohne Rücksicht darauf, ob Gefahr drohe oder nicht. Wir hielten dies weniger für krankhaft, als für ungezogen, da sie selbst angab, sie habe keine Lust mehr, sich einem fremden Willen unterzuordnen. Eines Tages schrieb sie mir, sie habe sich jetzt bestimmt entschlossen, Schauspielerin zu werden, und ich möchte die nötigen Schritte dazu tun, andernfalls werde sie sich allein helfen. Herr Dr. C. habe ihr auch entschieden dazu geraten, einen Beruf zu ergreifen, da dies die sicherste Gewähr für ihre Gesundheit sei. Ich schrieb, sie möchte wenigstens noch einige Zeit warten und ihre Gesundheit erst noch befestigen, aber sie wollte nichts davon wissen und mein Sohn riet mir, ihre Bitte zu erfüllen. Ich leitete also alles Nötige ein und zum 1. Oktober sollte ihr Unterricht beginnen. Sie selbst blieb im Seebad Z., ihr Bruder war noch einige Zeit mit ihr zusammen und reiste dann zurück. Nunmehr trat sie in Verkehr zu den übrigen Pensionsgästen, sie war verschiedene Male von den übrigen Damen aufgefordert worden, sich anzuschließen und fand schließlich Gefallen an den gemeinsamen Partien. Bei dieser Gelegenheit lernte sie auch ihren nunmehrigen Bräutigam Dr. Ernst P. kennen, mit dem sie dann während ihres dortigen Aufenthaltes viel verkehrte[1]).

Am 30. September reiste sie ab, um mit mir in Berlin zusammenzutreffen. Am ersten Tage ihres dortigen Aufenthaltes trat die Regel bei ihr ein, ich bat sie, sich möglichst zu schonen, aber sie befolgte keinen meiner Ratschläge. Während ihres Berliner Aufenthaltes stellte sich dieselbe nicht wieder ein. Während der Weihnachtsferien, die sie zu Hause verbrachte, trat die Regel vollständig normal ein, ebenso dann nach ihrer Rückkehr zu uns Ende Februar 1906. Im Sommer darauf blieb sie wieder weg, Ende des Jahres trat sie dann öfters zur rechten Zeit und in den richtigen Zwischenräumen ein. Schon vor Eintritt und auch während der Dauer machte sich bei ihr eine große Aufregung bemerklich, die auch zur bestimmten Zeit eintrat, wenn die Regel ausblieb. Sie besuchte in Berlin keine Theaterschule, sondern sollte durch einen als Lehrer sehr empfohlenen Künstler privatim ausgebildet

[1]) Von dem in diesem Bad erlittenen schweren psychischen Trauma (siehe später Begegnung mit Dr. Wu.) weiß die Mutter nichts.

werden. In ihren Briefen schrieb sie mit Begeisterung von ihrem erwählten Berufe und versicherte immer wieder, volle Befriedigung gefunden zu haben. Das wäre ja erfreulich gewesen, mir machten ihre Briefe jedoch öfters den Eindruck des Erkünstelten. Ende November kam dann Herr Dr. P. auf kurze Zeit nach Berlin und sie kamen während dieser Zeit öfters zusammen. Sie war damals noch nicht mit ihm verlobt, schrieb mir aber, es sei sein heißester Wunsch, ihr näher treten zu dürfen, er habe sie bereits im Seebad Z. darum gebeten, sie könne sich jedoch nicht entschließen, da das Bild des andern noch nicht in ihr verblaßt sei. Ich möge ihr keinen Rat in der Sache geben, sie müsse das ganz allein ausmachen. Weihnachten kam sie nach Hause und gestand mir, daß sie bereits seit Wochen keine Stunden habe nehmen können, sie sei zu aufgeregt und wäre außerstande zu lernen. Ich wollte sie durchaus zu Hause behalten, aber sie war nicht zu halten und reiste anfangs Januar 1906 nach Berlin zurück. Sie schrieb, daß sie ihre Studien wieder aufgenommen habe und fleißig lerne. Dann machte sie einen großen Ball im Offizierkasino mit, zu dem sie von dem jungen Leutnant eingeladen war, den sie in dem Sanatorium A. kennen gelernt hatte. Sie schrieb ganz begeistert davon und machte ganz den Eindruck eines vergnügten jungen Mädchens. Gegen Ende des Monates schrieb sie, daß sie in Kürze mit verschiedenen Anfängern vor geladenem Publikum auftreten werde, und daß sie zu diesem Zwecke verschiedene Kleidungsstücke brauche. Ich war ganz glücklich darüber, daß scheinbar alles so gut ging. Mitte Februar bekam ich einen Brief von einer mir sehr befreundeten Dame, die sich in Berlin aufhielt und bei der meine Tochter öfters verkehrte. Sie schrieb mir, ich möchte sofort kommen, Irmas Befinden verursache ihr die größten Bedenken. Ich reiste am nächsten Morgen ab, und es war die höchste Zeit. Sie war in großer Erregung, seit Wochen hatte sie keine Stunden mehr und ihr Lehrer hatte ihr selbst geraten, ihre Studien aufzugeben, da sie den Anstrengungen des Berufes nicht gewachsen sei, trotzdem hatte sie das Geld für die Stunden von mir weiter bezogen und mich in dem Wahne gelassen, es sei alles in bester Ordnung. Alle Fragen nach dem Gelde waren vergeblich, sie behauptete von nichts zu wissen. Da fand ich unter ihren Sachen ein Beutelchen mit Goldstücken, auf meine Frage, ob es das für die Stunden bestimmte Geld sei, wurde sie furchtbar heftig und sagte, es sei eigen verdientes Geld, sie habe verschiedene schriftstellerische Arbeiten an Herrn * *, den Verleger der * * *-Zeitung abgeliefert und er habe ihr diesen Betrag dafür eingeschickt. Ihr Versprechen, mir die

Sachen zum Lesen zu übergeben, hat sie nie gehalten. Mir war sofort klar, daß es nicht wahr sei[1]); um ihre Erregung nicht zu steigern, gab ich scheinbar nach und sagte, ich würde das Geld auf eine Sparkasse für sie einzahlen. Ich habe das auch getan, und sie behauptete auch in späteren ruhigeren Zeiten, daß sie es verdient habe. Sie war in Pension bei einer fein gebildeten Dame, die in jeder Weise auf ihr Wohl bedacht war, über die Verschlechterung im Zustande meiner Tochter wagte sie mir nichts zu schreiben, da diese es aufs heftigste verboten hatte. Auch während meiner Anwesenheit in Berlin verhinderte sie jegliche Aussprache und erklärte offen, sie würde uns nicht von der Seite gehen, da sie nicht ertragen könne, wenn sich andere um ihre Angelegenheiten bekümmerten. Sie kehrte also mit nach Hause zurück.

Anfangs März 1906 trat ich mit ihr eine Reise nach dem Süden an, wir blieben erst acht Tage in L. und gingen dann nach F. Schon in den ersten Tagen verlangte sie, ich möchte ihr erlauben, ein paar Tage fasten zu dürfen, da sie sich dann wohler fühle, sie würde später ganz pünktlich essen. Dazu kam es während der ganzen Reise nicht. Sie aß oft gar nichts, dann wieder Obst in Mengen, sie stellte mehrfach das Ansinnen an mich, ihr Essen wegzuschließen, da ihr Wille nicht stark genug sei, es zu verschmähen. Wir gingen viel spazieren und trotz der geringen Nahrungsaufnahme war sie körperlich ganz frisch, nur klagte sie über beständiges Brennen und Sausen im Kopf. In Gegenwart anderer war sie vollständig normal, und niemand merkte ihr etwas Krankhaftes an. Sie war ganz gesellig und verkehrte mit verschiedenen anderen Hotelgästen. Kurz nach unserer Ankunft in F. trafen auch ein * * Offizier und seine Frau ein, die wir mehrere Jahre früher in * * * kennen gelernt hatten. Wenige Tage später erlitt der Mann einen Blutsturz und zugleich trat eine geistige Störung ein. Er nahm rührenden Abschied von seiner Frau und erklärte, sich nun das Leben nehmen zu wollen. Während ich mittags im Speisesaale war, trat ein neuer Blutsturz bei ihm ein und er versuchte sich vom Balkone zu stürzen. Meine Tochter war durch das Geschrei ans Fenster gelockt worden und hatte nun den entsetzlichen Anblick, wie er blutüberströmt mit dem Arzte rang. Sie stürzte in den Korridor und schickte Leute zu Hilfe. Der Vorfall hat sie furchtbar erregt. Der

[1]) Lange nach der Entlassung aus der Behandlung hat die Kranke mir gestanden, daß sie in der Tat damals eine „Skizze" an einen Verleger eingeschickt hatte, die wider ihr Erwarten angenommen und honoriert worden war. Sie sei sehr stolz darauf gewesen.

Herr wurde nach H. in eine Anstalt gebracht, von wo er nach mehreren Monaten geheilt entlassen wurde. Ich habe die Nachricht von seinen Angehörigen erhalten und meiner Tochter auch mitgeteilt. Nach mehrwöchigem Aufenthalte traten wir die Heimreise an. Meine Tochter wäre gern noch länger geblieben und versuchte auf jede Weise, das zu erreichen. Mit einem Male hustete sie, spuckte Blut und schien sich gar nicht wohl zu fühlen, sprach oft über Lungenkrankheiten. Ich war zuerst heftig erschrocken, da bei ihrer Lebensweise nicht ausgeschlossen gewesen wäre, daß sie sich ein derartiges Leiden hätte zuziehen können, merkte jedoch nach kurzer Zeit, daß es kein Blut aus der Lunge sein konnte, ich nahm also gar keine Notiz mehr von ihrem Leiden, und nach kurzer Zeit war Husten und Blutspucken vorbei.

Irma hatte versprochen, sofort nach unserer Rückkehr nach A. ins Sanatorium zu gehen. Sie schob jedoch die Zeit immer mehr hinaus und erklärte schließlich, überhaupt nicht hinzuwollen. Zu dieser Zeit lebte sie in der merkwürdigsten Weise: sie aß tagelang nicht, dann wieder war nichts sicher vor ihr, sie aß von früh bis abends ununterbrochen, kochte sich noch Kakao und Schokolade dazwischen und wurde nach und nach entsetzlich dick. Das war nicht nach ihrem Sinne, sie verlangte also, wir sollten sie am Essen verhindern, dabei hatte sie aber solchen Hunger, daß sie es doch nicht lassen konnte.

Eines Tages erklärte sie, das sei ein tierischer Zug bei ihr, der unterdrückt werden müsse, und nun fing sie wieder zu fasten an. Aß sie doch, gab's Szenen, dazwischen war sie sehr vernünftig, beschäftigte sich im Haushalte und war oft recht vergnügt. Da sie zu Hause nicht zu bewegen war auszugehen, um keinen Bekannten zu begegnen, brachte ich sie nach Bad W. Hier fühlte sie sich ganz wohl. Nach einigen Wochen kam sie eines Tages unerwartet bei uns an. Sie bat mich, ihr doch eine Zusammenkunft mit dem Leutnant, (den sie in der Tanzstunde kennen gelernt) zu ermöglichen, da sie der Überzeugung sei, daß sie dann Ruhe finden würde. Ich schrieb also an den Herrn und fragte, ob er geneigt sei, ihre Bitte zu erfüllen. Er erklärte sich sofort bereit und versprach, sie Pfingsten aufzusuchen. Die genaue Zeit war nicht vereinbart. Kurz vor Pfingsten kam sie von Bad N.; je näher die Zeit ihres Zusammentreffens heranrückte, um so erregter wurde sie. Am zweiten Pfingstfeiertag 1906 hatte die Erregung ihren Höhepunkt erreicht, sie fiel plötzlich bewußtlos um. Nach einiger Zeit fing sie an, irr zu reden, verlangte ungestüm nach der versprochenen Unterredung und war durch nichts davon abzubringen. Wir waren in ernstlicher Sorge um sie und

entschlossen uns, den Herrn zu uns zu bitten. Er kam sofort, setzte sich zu ihr und gleich wurde sie ruhiger, ohne die Augen jedoch zu öffnen; sie sprach von allem möglichen, ohne zum Bewußtsein zu kommen. Nachdem er wohl eine Stunde bei ihr gesessen hatte, bat ich ihn zu gehen, doch am nächsten Tag noch einmal bei uns vorzusprechen. Nach und nach wurde sie ruhiger und schlief ein. Am nächsten Morgen war sie ganz klar, konnte sich aber auf nichts besinnen, was vorgegangen war. Mittags fand die Zusammenkunft statt, sie dauerte zu meiner Überraschung nur wenige Minuten. Was die beiden zusammen gesprochen haben, habe ich nie erfahren. Meine Tochter sagte mir nur, sie habe gefühlt, daß ihre Kräfte nicht standhalten würden und habe deshalb nur Abschied von ihm genommen und ihm alles Glück für sein ferneres Leben gewünscht. Als sie zu uns ins Zimmer kam, war sie vollständig starr, kein Wort kam über ihre Lippen und sie nahm weder diesen noch die folgenden Tage irgend welche Nahrung zu sich. In meiner Verzweiflung schrieb ich an Herrn Dr. C. Er antwortete, ich solle sie nach Jena bringen, wenn nötig mit Gewalt. Da mit einem Male trat eine Veränderung ein, es war als ob ein Druck von ihr genommen wäre. Sie wurde ganz vernünftig, sprach von der Zukunft und daß sie daran dächte, einen Beruf zu ergreifen, um einen Lebenszweck zu haben. Ich redete ihr zu, vorerst wieder nach Bad W. zu gehen und ihrer Gesundheit zu leben, im Herbste wollten wir dann etwas Passendes aussuchen. Sie sprach inzwischen schon davon, jedenfalls Kindergärtnerin werden zu wollen, da sie die Kinder sehr lieb habe. Sie reiste also wieder ab, kam aber öfters auf einen oder mehrere Tage zu uns. Ihr Befinden besserte sich langsam, das war nicht zu verkennen. Am Abend des 9. September 1906 erhielt ich eine Depesche, die mir ihre Ankunft anzeigte. Glückstrahlend kam sie mir aus dem Zuge entgegen und teilte mir mit, daß sie sich mit Dr. P. verlobt habe. Ich war heftig erschrocken, da eine Verlobung unter den bestehenden Verhältnissen bedenklich erschien. Auf meine sofortige Frage, ob sie ihrem Verlobten erzählt habe, daß sie nicht gesund sei, erwiderte sie, daß er das bereits im Seebad Z. erfahren habe. Leider war dies der Wahrheit nicht entsprechend, sondern er hat erst Pfingsten 1907, bei unserem Zusammensein in * *, durch mich erfahren, daß meine Tochter leidend ist. (Ich habe inzwischen aus verschiedenen Briefen ersehen, daß meine Tochter wiederholt Mitteilungen über ihre Krankheit gemacht hat, und daß sie auch nicht verschwiegen hat, daß sie die Künstlerlaufbahn deshalb aufgeben mußte.) Sie blieb nun bei uns und es ging ihr ver-

hältnismäßig gut. Sie beschäftigte sich im Haushalte, machte Handarbeiten, ging in Theater und Konzerte und war ganz vergnügt, ihr körperliches Befinden war gut, nur im Kopfe wollte das Brennen und Sausen nicht vergehen. Ich redete ihr zu, nochmals in das Sanatorium zu gehen, da ich hoffte, sie würde in kurzer Zeit vollständig hergestellt sein. Sie ging bereitwillig auf meinen Vorschlag ein, da es ihr eigener Wunsch war, bald gesund zu werden. Lustig und vergnügt reiste sie ab, und ihre Briefe ließen darauf schließen, daß es ihr gut ging. Nach 14 Tagen traf sie abends unangemeldet bei uns ein mit ganz verstörtem Gesichtsausdrucke. Ich bat Herrn Dr. C. mir doch mitzuteilen, was er von dem Zustande meiner Tochter halte. Er schrieb mir, sie würde von Halluzinationen geplagt, ich solle versuchen zu erfahren, welcher Art sie seien. Ich merkte gleich, die alte Geschichte mit Fräulein Faure ging ihr wieder im Kopfe herum, auch machte sie sich Gedanken, daß ihr dereinst der Aufenthalt im Irrenhause beschieden sei. Sie blieb nun bei uns und es ging ihr nicht besonders gut, sie aß nichts oder einen Teller Hafersuppe. Sie vertröstete mich immer auf Weihnachten, da wolle ihr Bräutigam kommen und dann sollte ich keine Klage mehr über sie haben. Sie hat sich auch während seines Besuches Mühe gegeben und war ganz glücklich. Bald nach seiner Abreise sprach sie selbst den Wunsch aus, sich in ärztliche Behandlung begeben zu wollen, sie fühle, daß es sich rasch mit ihr verschlechtere, und so brachte ich sie mit ihrem Einverständnis nach Jena.

Eine Eigentümlichkeit hat sich noch in den letzten 2 Jahren bei ihr geltend gemacht. Anfang 1905 fing sie an, einzelne Tage auf dem Kalender mit Strichen zu bezeichnen; auf meine Frage, was das bedeute, schwieg sie. Nach und nach wurden mehr Tage bezeichnet und auch mit Zahlen versehen. Sie legte sich kleine Taschenkalender zu, die auch gezeichnet wurden, und ihre ständige Bitte war, ihr einen solchen zu kaufen. Mir war das Ganze lange Zeit rätselhaft, bis ich merkte, daß sie mit den Strichen ihre Fasttage bezeichnete, und zwar auf Wochen voraus. Hatte ich sie durch irgend eine Ursache veranlaßt, an einem solchen Tag zu essen, gab's danach eine heftige Szene. Am Tage vor ihrem Eintritte in die Anstalt sagte sie plötzlich, sie wolle mir noch mitteilen, weshalb sie oft trotz größten Hungers nicht gegessen habe, es sei eine selbstauferlegte Buße für die vielen Lügen, die sie im Leben gesagt habe. Ich solle das auch Herrn Geheimrat Binswanger erzählen. Verderblich für sie war auch die von ihr gewählte Lektüre. Sie hat sehr viel gelesen, unter anderen

Tolstoi, Feuchtersleben, Nietzsche, d'Annunzio, Ibsen usw. In Berlin hat sie unzählige Werke moderner Schriftsteller gelesen. Sie war für all das zu unreif und hatte sich Anschauungen angeeignet, die uns erschreckten." Soweit der Bericht der Mutter.

Im Februar 1907 begann die Behandlung durch meinen Onkel. Über diese Zeit (Februar bis Ende Mai 1907) stehen mir folgende Nachrichten zu Gebote:

Die Untersuchung durch meinen Onkel ergibt eine linksseitige Hemihypästhesie; sonst keine Störungen von seiten des Nervensystems. Die inneren Organe sind gesund. Am 18. Februar war sie nach Jena gekommen, am 22. Februar hatte sie abends einen „Anfall": Sie liegt steif auf dem Sofa, alle Glieder in tonischer Spannung, die Augen weit aufgerissen, gibt Antwort auf Fragen, aber ganz langsam, traumhaft. „Es kommen schwarze Gedanken." Am 25. Februar bei der Visite ein ähnlicher Zustand. Sie liegt in Rückenlage regungslos da, die Augen ins Leere gerichtet, die Pupillen sind weit, Lidschlag enorm selten. Puls 64. Behält einen Bissen, den man ihr reicht, unbeweglich in der Hand auf dem Wege zum Munde. Erkennt den Arzt. Frägt: „Hören Sie nicht das Brausen?" Bis zum 1. März scheint sie in „einem hysterisch-kataleptiformen Zustand" gewesen zu sein, für den sie jetzt amnestisch ist. Weiß nicht, daß der Arzt bei ihr war und was er mit ihr gesprochen hat. Sie zeigt jetzt eine ausgesprochene linksseitige Hemiparese, mit Hemihypästhesie, Hemianalgesie und Hemithermanästhesie. Sie erklärte in der somnambulen Phase, sie habe Angst vor Mondscheinnächten. Es kämen ihr immer so schreckliche Bilder vor, über die sie nicht sprechen könne. Jetzt äußert sie, daß sie in der Anfallzeit häufig die Vision von Fräulein Faure gehabt, deren Tod sie verschuldet habe, indem sie ihr ein Taschentuch reichte, von dem die Geisteskranke sagte, es sei vergiftet. Nun erscheine ihr immer diese Dame, die ihr zurufe: „Mörderin, du hast mich vergiftet." Am 2. März wird sie von meinem Onkel hypnotisiert, was sehr leicht gelingt. Sie gibt dieselbe Auskunft über ihre Vision wie im Wachen. Fühlt sich danach sehr wohl und ißt. 3. März. Parese durch Hypnose wenig beeinflußt. 8. März. Die somnambulen Phasen häufen sich. Patientin rennt oft aus dem Zimmer, schreit. Angst wegen einer Erinnerung, die sie nicht sagen könne. Will nicht wieder hypnotisiert werden aus Angst, „man könnte ihr das Geheimnis entreißen". Am 9. März will sie nicht essen, erklärt, es käme jetzt eine Periode, wo sie nicht essen dürfe. 23. März.

Bald klar, bald verworren. Sieht oft Gestalten, läuft (mit ihrer Parese!) triebartig mit weit geöffneten Augen und starrem Blicke im Garten umher. (Dreimal wurde sie im Garten aufgehalten, als sie auf den benachbarten Friedhof zueilte.) 5. April. Parese hält an; meist traumhaft müde. 15. April. Der gehemmte, fast stuporöse Zustand hat einer leichten Erregung Platz gemacht. Patientin spricht und lacht viel, geht gern spazieren. Schläft wenig und hat nachts viel Angst. Parese des linken Armes behoben. 1. Mai. Synkopaler Anfall; danach lethargischer Zustand. Gibt wenig Antwort, klagt über Kopfschmerz. 4. Mai. Erzählt als „Letztes" von ihrer Krankheit: Sie sei im Hause eines Arztes gewesen (Professor N.), dessen geisteskranke Frau die Freßsucht gehabt habe. Diese habe einmal erklärt, wenn man sie am Essen hindern wolle, ginge sie auf den Kirchhof, um Leichen auszugraben. Seitdem habe Pat. Ekel vor dem Essen. Zeitweilige Halluzinationen mit Identifikation ihrer selbst mit dieser Dame. Am 15. Mai wird sie für einige Tage beurlaubt, um auf Rat meines Onkels ihrem Bräutigam sein Versprechen zurückzugeben, da sie zu krank zum Heiraten sei. Der Bräutigam erklärt jedoch, an ihr festhalten zu wollen. Sie kommt in schlechtem Zustande von diesem Urlaube zurück. In der letzten Zeit des Monates Mai erzählt sie meinem Onkel, noch von dem jungen Leutnant, in den sie so lange verliebt war, sodann von dem Erlebnisse in dem südlichen Kurorte F. Sie berichtet, der fremde Offizier habe sich in einem Tobsuchtsanfalle zum Fenster hinausgestürzt unter starkem Schreien und sie sähe ihn noch in seinem Blute auf der Erde liegen. Dieser Anblick quäle sie oft noch sehr[1]).

Der Kranken wurden in den letzten Wochen etwa dreimal wöchentlich in der Hypnose Schlafsuggestionen gegeben, die sehr gut wirkten. Außerdem wurden prolongierte Bäder angewandt. Eine Einzelpflegerin war erst zu allerletzt eingeführt worden. Bisher hatte sie meist allein geschlafen und auf ihren ausdrücklichen Wunsch allein gegessen. Sie hatte sich immer sehr gegen eine Pflegerin gesträubt, bis sie einer Dame gewahr wurde, die sie sich sofort als Pflegerin ausbat, da jene etwas „Beruhigendes" an sich hatte.

Halten wir aus dem Bisherigen namentlich folgendes fest: Es handelt sich um ein intelligentes Mädchen von großer Schlagfertigkeit, aber unwillig zum Lernen und von dem Glauben beherrscht: alles spielend zu erreichen, ein Mädchen von großer

[1]) Ende Mai läuft sie wieder einmal auf den Friedhof, ritzt sich die Vorderarme mit einem Draht.

Selbstüberhebung, Herrschsucht und einem enormen Eigenwillen. — Beginn der Erkrankung 1901 (sie dauert also seit 6 Jahren an). Patientin wird bleich und mager und will nichts für ihre Gesundheit tun. Der äußere Anlaß ist der Weggang eines jungen Mannes, in den sie verliebt ist. Wenn sie wieder mit ihm (oder ihrem künftigen Bräutigam) zusammenkommt, kann sie „wunschlos glücklich sein", sobald die geliebte Person fort ist, ist sie auch wieder krank.

1902, als sie nichts mehr von ihrem Geliebten hört, tritt „Kräfteverfall' und Erbrechen ein. Will nichts essen.

1903 geht sie körperlich noch mehr zurück.

1904 tritt Schlaflosigkeit und Unruhe bei ihr ein und die Kranke zieht sich immer mehr von anderen Menschen zurück. Ihre Aussagen sind auf einmal nicht mehr wahrheitsgetreu. Sie gerät oft in unsinnige Wut und wird dabei tätlich. Kann stundenlang auf einen Fleck starren, will ihrem Leben ein Ende machen. In dieses Jahr fällt die Begegnung mit Frau Professor N.

1905 fängt sie an regelrecht zu fasten und ihre Fasttage auf dem Kalender anzustreichen. Will jetzt auch nicht mehr in Gegenwart anderer essen. Im Herbste dieses Jahres erleidet sie ihr schwerstes psychisches Trauma (siehe später Dr. Wu).

Oktober 1905 bis Februar 1906: Aufenthalt in Berlin. „Besorgniserregender Zustand".

1906. Im Frühjahre vorübergehendes Blutspucken im Anschlusse an den Tobsuchtsanfall und Blutsturz des fremden Offiziers. Nahrungsverweigerung wechselt ab mit Heißhunger. Läßt das Essen oft wegschließen, da sie nicht stark genug sei, zu widerstehen.

Am zweiten Pfingsttag erster hysterischer Anfall, im Anschlusse an die letzte Begegnung mit ihrem Jugendfreunde.

Im September Verlobung mit Dr. P., der sich seit 1905 um sie beworben hat. Bald darauf Auftreten von Halluzinationen (Reminiszenzen an Fräulein Faure).

1907 Februar: Tritt in die Behandlung von Herrn Geheimrat Binswanger ein. Hat kataleptiforme, synkopale, konvulsivische Anfälle und somnambule Zustände, zeigt eine linksseitige Hemiparese mit Hemihypästhesie usw. Wird von schreckhaften Visionen geplagt (Fräulein Faure, Frau Professor N., der fremde Offizier), hat Angst vor Mondscheinnächten und einen triebartigen Hang, auf den Friedhof zu laufen, um Leichen auszugraben. Ekelt sich vor

dem Essen und ißt nur allein. Schiebt Fasttage ein. Der ganze Zustand ist äußerst wechselnd, Stimmung bald sehr deprimiert, bald heiter. Das „Abreagieren" einzelner Erlebnisse hat begonnen.

Noch einige Bemerkungen seien gestattet, bevor ich die Analyse beginne. Auf ein wichtiges Hilfsmittel mußte ich bei der Kur von Anfang an verzichten, nämlich auf die Träume; denn Irma erklärte, niemals zu träumen oder wenigstens sich nicht ihrer Träume zu erinnern. Ich war somit hauptsächlich auf die „Einfälle" der Kranken angewiesen, um in ihr unbewußtes Seelenleben einzudringen. Ich forderte Irma von Anfang an auf, nach dem Vorgang Freuds, nicht nur zu sagen, was gerade zu dem Thema gehöre, über das wir jeweilig sprächen, sondern auch alles mitzuerzählen, was ihr nebenbei noch durch den Kopf gehe, und wenn es scheinbar auch nicht den geringsten Zusammenhang mit unserem Thema haben sollte. Habe ich diese Forderung nicht eindringlich genug wiederholt oder war Irma überhaupt nicht imstande, mehrere nebeneinander einhergehende Gedankenreihen oder plötzliche Einfälle zu apperzipieren — kurz auch diese Quelle versagte fast ganz. Später habe ich dann systematisch da, wo die direkte Ausforschung nichts mehr zutage förderte, frei assoziieren lassen. Als drittes Hilfsmittel wäre mir noch das Assoziationsexperiment, wie ich es in der Züricher Klinik auszuführen gelernt habe, zu Gebote gestanden. Von einem kleinen Versuche am Anfange, einem größeren am Schlusse der Kur wird berichtet werden. Wenn ich auch hierauf verzichtete, geschah es deshalb, weil das Material, das Irma in der ersten Zeit ganz von selbst lieferte, ein außerordentlich großes war. Wie wir sehen werden, hat sich durch das direkte Ausfragen und Erzählenlassen das anfangs noch sehr enge Bewußtseinsfeld Irmas nach und nach stetig erweitert, indem ohne weitere Hilfsmittel ein Gedanke, ein Erlebnis immer wieder neue hervorrief, für die sie bis dahin amnestisch war. Auf diese Art war der Zweck der Kur, die „Amnesien aufzuheben" oder „das Unbewußte dem Bewußtsein zugänglich zu machen" (Freud) in der ersten Hälfte der Kur erreicht.

Die Kur zerfällt in mehrere Abschnitte, bedingt durch zwei große Dämmerzustände Mitte Juni und Anfang Juli, die 9 bis 12 Tage dauerten und die direkte Ausforschung der Kranken unterbrachen. In ihnen finden wir den besten Zugang zu den verborgenen, verdrängten Komplexen (Jung) der Kranken. Das spontan in ihnen pro-

duzierte Material ist ein weiterer Strom, der direkt aus der unbewußten Gedankentätigkeit Irmas entspringt. Entsprechend diesen Abschnitten habe ich auch die Schilderung der Kur eingeteilt, wobei es sich durchaus nicht nur um ein äußerliches Einleitungsprinzip handelt. Ein äußerlicher Abschnitt kam dagegen in der ersten Hälfte des August zustande, als ich einen fünfwöchentlichen Urlaub antrat.

B. Die Kur.

I. Die Zeit bis zum ersten großen Dämmerzustande (29. Mai bis 12. Juni).

Als ich am 29. Mai zu der Kranken geführt wurde, fand ich ein junges, sehr großes, sehr blaß aussehendes Mädchen auf der Chaiselongue liegend und bei unserem Eintritte liebenswürdig und müde lächelnd. Von körperlichen Degenerationszeichen waren die angewachsenen und nach unten ausgezogenen Ohrläppchen und die zusammengewachsenen Augenbrauen leicht zu bemerken. Irma, die wußte, worum es sich handelte, war gleich sehr zugänglich und gesprächig. Ich erkundigte mich nach ihren Familienverhältnissen, über die sie rasch und sicher Auskunft gab. Wenn sie lebhaft wurde, erhob sie den Oberkörper und begleitete ihre Reden mit Handbewegungen, die etwas Geziertes an sich hatten. Wenn sie die außergewöhnlich großen Augen starr auf den Arzt richtete, gewann man den Eindruck, daß sie nicht in der Wirklichkeit lebte, sondern wie aus einer „andren Welt" heraus sprach.

In der zweiten Sitzung (30. Mai) bitte ich sie, mir noch einmal die Erlebnisse zu erzählen, die sie meinem Onkel anvertraut. Ohne Zögern berichtete sie über den jungen Offizier, in den sie sich, 16 Jahre alt, verliebt und von dem sie durch die Mutter getrennt worden sei[1]). Sie sei darauf hin sehr apathisch geworden. Sie spricht darüber wie über längst Überwundenes. Dann kommt sie auf den Tod von Fräulein Faure zu sprechen, den sie auf 1900 verlegt, der aber, wie wir sahen, Weihnachten 1896 erfolgt war[2]). Hören wir sie selbst: Es sei vor Weih-

[1]) Ist nicht richtig. Vgl. die Angaben der Mutter hierüber. Wir gewahren hier einen feindlichen Zug gegenüber der Mutter.

[2]) Diese Erinnerungstäuschung ist um so auffallender, als Irma die meisten zeitlichen Verhältnisse der letzten 10 Jahre ziemlich richtig angibt, nicht anders als ein Gesunder. Sie ist aber nicht schwer zu erklären. Es handelt sich hier um einen Komplex (im Sinne von Jung), der Irma, wie wir bisher sahen, seit 1905

nachten 1900 gewesen, als ihre beiden Geschwister und Fräulein Faure an Diphtherie erkrankten[1]). Eines Tages habe ihr Fräulein Faure durch die Tür zugerufen, sie möchte in die Stadt gehen und Taschentücher für sie kaufen. Sie habe es getan und ihr die Taschentücher, nachdem sie dieselben bei der Rückkehr zuerst noch hatte herumliegen lassen, auf's Zimmer geschickt. „Kurze Zeit darauf", fährt Irma fort, „hat Fräulein Faure geschrieen, ich hätte die Taschentücher vergiftet, ob ich denn nicht warten könne, bis sie tot sei. Das hätte sie nicht um mich verdient"[2]).

„Zuerst hatte ich das Gefühl, nein ich habe sie nicht vergiftet. Ich könnte aber doch unvorsichtig gewesen sein! Wir haben doch Karbol und Spiritus im Hause gehabt und sie hatte einen wunden Hals. (Siehe S. 177.) Ich dachte, es könnte etwas daran gekommen sein und sie sei dadurch vergiftet worden. Wenn dann der Speichel in den Magen gekommen wäre!" Fräulein Faure sei kurz darauf in eine Irrenanstalt gekommen und am Weihnachtstage daselbst gestorben. Jetzt erscheine ihr Fräulein Faure nachts als „entsetzliches Totengerippe". Bei diesen Worten wird Patientin aufgeregt und läuft im Zimmer herum.

Sie kommt in der zweiten Sitzung noch auf die bis jetzt nur angedeutete Begegnung mit Frau Professor N., wird aber sehr erregt und etwas schwindlig. Erklärt, lieber in Gegenwart meines Onkels darüber reden zu wollen.

Beim dritten Besuch (31. Mai) finde ich Irma lang hingestreckt auf dem Boden liegend, Gesichtsfarbe sehr blaß. Beide Hände und Vorderarme in leichten Zuckungen. Muskulatur der Extremitäten leicht

sehr beschäftigt. Und gerade jetzt „lebt und webt" sie derart in der Erinnerung an jene Erlebnisse, daß sich diese ihrem Geiste mit einer Schärfe und Deutlichkeit präsentieren, als wären sie „gestern" gewesen. Es ist daher sehr begreiflich, wenn sie den Zeitabschnitt von damals bis heute verkürzt, das Ereignis in der Zeit weiter nach vorne schiebt. Interessant ist aber, daß sie den Zeitpunkt gerade auf den Beginn ihrer Krankheit (1900) verlegt, wie wenn das Ereignis selbst sie unmittelbar krank gemacht hätte. — Wir werden sehen, daß erst 1904 sich ihre Phantasie mit Fräulein Faure zu beschäftigen anfing, bald nach der Begegnung mit Frau Professor N. Beide Komplexe hängen eng zusammen.

[1]) Nicht alles stammt aus der zweiten Sitzung, sondern es ist aus mehreren Sitzungen dieses ersten Zeitabschnittes zusammengetragen. Was in Anführungszeichen steht, sind wörtliche Äußerungen der Patientin, die meist während der Sitzung nachstenographiert, nur ausnahmsweise kurz darauf nach der Erinnerung fixiert wurden.

[2]) In der Hypnose (am 7. August 1907) erwähnt Irma hiezu noch, Fräulein Faure habe sie „Mörderin" genannt.

gespannt. Puls regelmäßig, klein, etwas verlangsamt. Es handelt sich um einen leichten konvulsivischen Anfall. Mit Hilfe der Pflegerin legte ich Irma auf die Chaiselongue, redete sie ruhig an, wobei sie rasch die Augen aufschlug. Ich tat, wie wenn nichts geschehen und knüpfte an die vorhergehende Sitzung an. Ich bitte sie, das gestern angedeutete Erlebnis mir allein zu erzählen, und nicht erst in Gegenwart meines Onkels[1]).

Unter heftigem Sträuben, Weinen und sich in die Kissen Verbergen, beginnt sie zögernd: „Als ich in* * * war (1903), kam ich öfters zu einem befreundeten älteren Herrn, dessen Frau geisteskrank war (Frau Professor N.). Sie wurde von mir ferngehalten. Sie konnte nie genug Nahrung kriegen. Ich hörte einmal wie sie sagte: Wenn ihr mir nicht genug gebt, gehe ich ..... auf den ..... Friedhof, da sind frische.... Leichen....., die werde ich — — — — — — essen." Nachdem die letzten Worte unter enorm langen Pausen ausgesprochen, sinkt sie zurück, schluchzt laut und vergräbt den Kopf in das Kissen. Von dem enormen Widerstande, der bei dieser Erzählung zu überwinden war, einen Begriff zu geben, ist unmöglich. Nachdem sie sich etwas beruhigt, fügt sie hinzu, sie sei nach jener Begegnung mit Frau Professor N. stundenlang herumgeirrt, so daß man sie kaum gefunden habe[2]). Noch in derselben Sitzung bat ich Irma, mir auch das letzte Erlebnis mitzuteilen, das sie meinem Onkel erzählt habe. Sie sträubt sich anfangs, berichtet dann aber, wie sie im vorigen Jahre (1906) in einem südlichen Kurorte geweilt, wo sich folgendes

[1]) Im Beginne der Kur besaß ja mein Onkel das ganze Vertrauen der Kranken; in der Sprache Freuds: die „Übertragung" (von der wir später ausführlich zu handeln haben werden) auf ihn war schon lange vollzogen. Es galt nun, die Übertragung auf mich selbst überzuleiten. Zu diesem Zwecke mußte ich Irma von Anfang an das Gefühl zu geben versuchen, daß sie sich mir gegenüber ebenso leicht aussprechen könne, wie gegenüber meinem Onkel. Daher mußte ich sie auch mit der nochmaligen Erzählung jener Erlebnisse quälen, ganz abgesehen davon, daß der Arzt, der eine Psychanalyse unternimmt, alles aus dem Munde der Kranken selber vernehmen muß; das Mienenspiel, irgendwelche „zufällige" Bewegungen, der ganz genaue Wortlaut sind dabei unerläßlich.

[2]) An dieser Darstellung hielt Irma noch am Ende der Kur fest. Erst vor kurzem, als ich sie bei Bekannten zu sehen Gelegenheit hatte (Herbst 1908), gab sie an, Frau Professor N. habe nur mit der Hand nach dem Friedhof gezeigt, das übrige habe sie aus den Worten „wenn ihr mir nicht genug gebt, laufe ich dahinüber" erschlossen. Wir sehen, daß Irma ihre eigenen Phantasien damals einer andern lieh. Der objektive Beobachter könnte ja ebenso leicht die Androhung eines Suizids in jenen Worten der Frau Professor N. erblicken.

ereignet habe. Sie habe in jener Zeit schon in Gegenwart anderer nicht mehr essen können und sei allein im Zimmer gewesen, während ihre Mutter bei der Table d'hôte weilte. Da habe sie auf einmal ein furchtbares Schreien gehört, das aus dem Zimmer über ihr kam. Sie sei ans Fenster gerannt und habe gerade noch gesehen wie sich ein Herr von dem Balkon jenes Zimmers auf die Straße stürzte. Er sei gleich tot gewesen. „Das Blut war gräßlich!" Sie selbst sei ganz „starr" gewesen. Vierzehn Tage nachher habe sie die Mutter gebeten, den Kurort mit ihr zu verlassen. Die Erzählung dieses Traumas erfolgte unter viel geringerem Widerstande als die des vorigen.

An dieser Schilderung fällt uns zweierlei auf: 1. daß der Offizier wirklich von dem Balkone herunterstürzte und „gleich tot" war, während er doch noch von seinem Arzte zurückgehalten werden konnte, und 2. die Angabe, Irma habe die Mutter gebeten, den Ort bald zu verlassen, während das Umgekehrte der Fall war. Am Ende der Kur gab Irma denn auch an (16. September 1907), sie erinnere sich an diese Begebenheit nur bis zu dem Augenblicke, wo der betreffende Offizier sich über das Geländer beugte. Sie sei in dem Momente vom Fenster weggelaufen, um Hilfe zu holen. „Auf einmal verstummte das Schreien." Sie hatte also nach Beendigung der Kur ihre Täuschung eingesehen. Schon bei einem gesunden Menschen wäre jene durch den starken Affekt bedingte Täuschung über den Ausgang des Kampfes am Fenster verständlich gewesen, wieviel mehr bei unserer Kranken, bei der anscheinend durch die grenzenlose Angst ein Hypnoidzustand hervorgerufen wurde, in dem sie den gefürchteten und so nahe hervorstehenden Sturz von dem Balkone als bereits erfolgt vor sich sah. Das Blut, das dem Offizier aus dem Munde quoll, sah sie nun auf der Straße fließen. Den Widerspruch zwischen den Angaben über die Abreise von jenem Kurorte konnte ich nicht auflösen.

Die Erzählung der vorangegangenen 4 Begebenheiten wäre natürlich nicht in 3 Sitzungen zustande gekommen, hätte Irma nicht alles schon einmal ausgesprochen gehabt. Wir sahen aber, daß namentlich bei dem Berichte über die Begegnung mit Frau Professor N. der Widerstand noch ein gewaltiger war. Mit dem einmaligen Aussprechen ist in so komplizierten Fällen das „Abreagieren" nicht vollzogen.

Gehen wir nun zur vierten Sitzung über. (1. Mai.) Irma ist heute sehr heiter und gesprächig und voller Freude, „daß sie jetzt alles erzählt habe". Dieser Ausspruch ist wohl zu beachten! Schon in den Notizen aus der Zeit der Behandlung durch meinen Onkel fanden wir einen ähnlichen Ausspruch. Wenn wir die Fülle von Erinnerungen und schädigenden Einflüssen, die im Laufe der nächsten Sitzungen ans Licht gelangten, übersehen werden, erhalten wir erst einen Einblick, wie eng, um mit Janet zu reden, das Bewußtseinsfeld Irmas im Anfange noch

war. — Nur etwas sei ihr noch eingefallen, nämlich wie sie mit 13 Jahren in der Wut mit einem Messer auf ihren Bruder losgegangen sei, der sie gereizt habe. Die Mutter habe sie zurückgehalten. In der nächsten Sitzung machte sie noch folgende wichtige Angaben darüber: Der Bruder habe sie damit geneckt, daß sie einen Herrn, der ihr einen Kuß geben wollte, in den Finger gebissen hatte. Der betreffende Herr habe ihr Schokolade gebracht und zum Danke dafür hätte sie ihm einen Kuß geben sollen. Sie sei damals etwa drei Jahre alt gewesen. (Es scheint, daß der Bruder wußte, daß die Erinnerung an jene Episode sie reizte!) Sie habe, als der Bruder sie damit neckte, „fortlaufen wollen" wie Fräulein Faure es tat" (wenn sie aufgeregt war), aber der Bruder habe sich ihr in den Weg gestellt, worauf sie voller Wut zu einem Messer gegriffen habe.

Daß die Erzählung von dem Bisse in den Finger nicht ganz aus der Luft gegriffen ist, geht daraus hervor, daß Irma auch in der Hypnose genau dieselben Angaben machte, wenn auch noch ausführlicher. Es war am 7. August in der vierten Hypnose:

Ich hatte Irma gefragt, was für Gedanken der Ausspruch Fräulein Faures: „Du Mörderin" in ihr hervorgerufen habe. Sie erwiderte darauf (die Äußerungen in den Hypnosen sind alle wörtlich nachstenographiert): „Ich habe mich auf einmal vor mir selber gefürchtet und war ganz verwirrt." Ist es wirklich so weit gekommen, habe ich mich tatsächlich vergessen und es aus irgendeinem Grunde mit Willen getan? (Nämlich Fräulein Faure vergiftet.) Ich erinnerte mich gleich, daß ich einmal mit dem Messer auf den Bruder losging!

„Warum hat diese Begebenheit mit dem Bruder einen so starken Eindruck hinterlassen?"

„Gerade meinen Bruder habe ich sehr geliebt immer, und ich würde nie mit Bewußtsein ihm etwas zuleide getan haben. Ich habe daher nicht begriffen, wie ich es überhaupt fertig gebracht habe! Seitdem fürchte ich mich, ich könnte mich eines Tages auf irgendeine Weise vergessen und die Herrschaft über mich verlieren, dann würde ich zu allem fähig sein!"

„Zu allem fähig sein?" wiederhole ich fragend.

„Ich habe gedacht, wenn Mama nicht dazu gekommen wäre, hätte ich dem Bruder wehgetan und später habe ich gedacht, es hätte nicht bei dem Wehtun bleiben können, sondern ihm schaden können, ihn vielleicht um das Leben bringen können."

„Warum sind Sie auf den Bruder mit dem Messer losgegangen?"

„Ich glaube, er hat mich geneckt, weil ich einen Herrn in den Finger gebissen habe. Ich glaube, ich war 3 Jahre alt."

„Warum in den Finger gebissen?" (Krampft die Hände zusammen, was im Wachen und in der Hypnose bei ihr ein Zeichen ist, daß man auf lebhaften Widerstand gestoßen ist!) Es erfolgt auch keine Antwort. Ich frage weiter: „Was für ein Herr war es?"

„Ich weiß nicht, ob es einer der Herren war, die zum Großpapa kamen oder..... Ich kann mich nur so undeutlich besinnen auf einen Herrn, der von auswärts gekommen war und uns immer sehr beschenkte. Ob er es war?"

„Warum haben sie ihn in den Finger gebissen?"

„Ich wollte mich von ihm losmachen. Ich mochte keine Liebkosungen."

„Wie hat er Sie liebkost?" (Schweigt.)

„Hatten Sie nicht eine besondere Empfindung ihm gegenüber?"

„Ja doch, er wird mir wohl im ganzen unsympathisch gewesen sein!"

„Warum so geärgert über Bruder?"

„Ich war immer gleich sehr wütend, wenn mich jemand auf derartige Weise neckte. Wenn man mich mit Sachen neckte, die mir peinlich waren. Hauptsächlich war mir peinlich der Gedanke an die Liebkosungen selbst. Er drückte meinen Kopf an seine Brust."

„Waren Sie damals allein mit dem Herrn?"

„In dem Augenblicke, wie ich ihn in den Finger gebissen, war ich allein, aber vorher nicht. Kaum wie es geschehen war, kam Mama wieder. Ich war in derartiger Aufregung, daß ich nichts mehr..... Ich fürchtete mich davor, daß er sich über mich beugen und mich küssen würde. Da habe ich ihn gebissen[1]).

---

[1]) Wie weit die Schilderung dieser drei Erlebnisse (Vorwurf von Fräulein Faure, Attentat auf den Bruder und die Szene mit dem Herrn, der sie küssen wollte) der Wahrheit entspricht, weiß ich nicht. Vom zweiten und dritten Erlebnis wissen Mutter und Bruder nichts, das erste ist überhaupt nicht zu kontrollieren, da keine dritte Person dabei war. Immerhin können wir genug aus diesen Angaben lernen.

Aus der letzten Begebenheit, sei sie Phantasie, sei sie Wirklichkeit, oder, was das Wahrscheinlichste, ein Gemisch von beiden, erkennen wir Irmas Abneigung gegen Liebkosungen, speziell gegen das Geküßtwerden und weiter die Neigung, zu beißen. Das Attentat auf den Bruder halte ich für möglich, trotzdem der letztere sich nicht daran erinnert. Wir wissen ja, daß Irma schon als Kind sehr jähzornig sein konnte. Daß ihr die Erwähnung der Kußszene peinlich ist,

Kehren wir zurück zur vierten Sitzung. Ich mache Irma darauf aufmerksam, daß sie ein wichtiges Ereignis mir noch nicht mitgeteilt habe, worauf sie rasch einfällt: „Ja, daß ich Braut bin." Das Verschweigen dieser Tatsache ließ unschwer erkennen, daß hier ein Komplex vorlag, der ungern von Irma berührt wurde. Ich war dadurch schon vorbereitet, auf diesen Komplex mein besonderes Augenmerk zu richten. Das absichtliche Verschweigen einer Tatsache ist für den Arzt fast ebenso wichtig, als die wirkliche Amnesie, um Anhaltspunkte für den weiteren Weg der Forschung zu gewinnen. Irma erklärt auch unumwunden, sie habe die Verlobung nicht erwähnt, weil sie nicht gern daran dächte! Sie wolle sich von ihrem Verlobten lossagen. Sie habe solche Angst, er könne vor ihr abgeschreckt werden, da sie zugleich lebendig und tot sei! Sie wolle nicht, daß man sie berühre, denn dann könne man auf einmal merken, daß sie tot sei und zurückweichen."[1])

Wir haben hier das Thema, daß sich durch die ganze Analyse in vielen Variationen und Modifikationen hindurch verfolgen läßt. Ich will keine „Deutung" vornehmen, um diejenigen nicht abzuschrecken, die vor solchen „willkürlichen Konstruktionen" einen Horror zeigen. Vielmehr ist mein Bestreben, den Sinn dieser Symbolik im Laufe der Darstellung sich von selbst ergeben zu lassen, so wie er aus dem Munde der Kranken in immer unverhüllterer Form zu vernehmen war. Es sei bemerkt, daß ich in der ersten Zeit Irma von meinen Vermutungen kein Wort verriet, indem sich ja die ganze Tätigkeit im Beginne der Kur auf das Ausfragen und Sammeln von Material beschränkte. Wo ich mit Aufklärungen eingriff, ist es jeweils vermerkt.

---

muß festgehalten werden. Daß sich hinter dem Attentate sexuelle aggressive Motive verbergen könnten, sei nur angedeutet. Sehr wichtig ist die Angabe, daß sie sich so vergessen könne, daß sie zu allem fähig sei. Das wird nach und nach einen immer präziseren Sinn erhalten.

Die Szene mit Fräulein Faure kann jedenfalls sehr leicht sich so abgespielt haben wie Irma es angibt. Sie ist auch von dieser Darstellung niemals abgewichen, auch nach der Genesung nicht. Tatsache ist auf alle Fälle, daß Irma zeitweise glaubt, Fräulein Faure getötet zu haben, daß sie sich Vorwürfe darüber macht und die Möglichkeit der Tat damit begründet, daß sie ja beinahe den Bruder hätte ermorden können, warum also nicht auch Fräulein Faure? — Zum Attentat auf den Bruder sei noch bemerkt, daß Irma sich viel mehr als Junge benahm (kaum mit Puppen gespielt!), der Bruder aber mehr ein mädchenhaftes Auftreten gehabt haben soll.

[1]) Sollte in der Hemiparese und Hemihypästhesie die Konversion dieses Zwiespaltes zum Ausdrucke kommen? Ich habe diese Frage nicht weiter verfolgt.

Ich frage Irma weiter, woraus sie schlösse, daß sie tot sei. Sie erwidert, einmal daraus, daß sie von Toten besucht würde (die nächtlichen Visionen von Fräulein Faure und Frau Professor N.), zweitens weil ihre Seele oft davonflöge. Die vergangene Nacht sei ihre Seele in Schweden und Norwegen gewesen, ihr Körper aber hier. Früher da habe sie sich vorstellen können, daß sie in fremden Ländern sei, sie habe dann solchen Vorstellungen ein Ende machen können, wenn sie gewollt habe. Jetzt sei aber alles wirklich und sei von selbst da. Sie habe oft das Gefühl, sie könne fliegen, aber dann hielte man sie ja fest. Das wolle sie sich aber nicht nehmen lassen. Ich solle sie von den „Geistern" befreien, aber das Fliegen dürfe ich ihr nicht nehmen, das sei so schön.

Schon in der vorigen Sitzung hatte Irma erklärt, seit der Begegnung mit Frau Professor N. habe sie Angst vor Friedhöfen. Sie fürchtet, Frau Professor N. dort zu sehen, fühlt sich aber andrerseits auch zu Friedhöfen hingezogen. Sie hat Angst, Frau Professor N. könnte die Leiche von Fräulein Faure verzehren. Bei Mondschein habe sie Ruhe vor Frau Professor N., wenn es dunkel sei, erschiene sie aber und winke ihr, mit auf den Friedhof zu kommen, um ihr das Grab von Fräulein Faure zu zeigen. Ob ich mit ihr dorthin gehen wolle? Auf meine Frage, Fräulein Faure sei doch nicht hier, sondern in * * * (Heimat Irmas) begraben, entgegnete sie, ja das sei richtig, aber wenn ihr Geist hierherkäme, suchte er sich ein bestimmtes Grab aus auf dem Friedhofe. Nach der Begegnung mit Frau Professor N. habe sie sich gesagt: „Wenn es Menschen gibt, die Tote verzehren, muß ich nachsehen, ob niemand Fräulein Faure verzehrt hat." Sie macht sich Vorwürfe, daß sie nicht auf das Grab von Fräulein Faure aufgepaßt habe.

In der fünften Sitzung (3. Juni) fährt sie fort, sie habe nach dem Tode von Fräulein Faure viel Angst gehabt. „Niemand wußte, wie die ganze Sache war, niemand wußte, was ich durchgemacht hatte und ich konnte nicht darüber sprechen, niemals, weil mir das viel schrecklicher war, als wenn ich mich allein fürchtete. Man merkte es, daß ich mich fürchtete und sagte, so ein großes Mädchen dürfe das nicht. Da nahm ich mich zusammen und sagte es nicht mehr. Die Furcht war zuerst unbestimmt, später kam ein Geräusch dazu. Dann kam es auch vor, daß ich etwas sah und wenn ich dann hinguckte. entdeckte ich, daß es Fräulein Faure war. Und ich habe sie noch lange gehört, noch 2 Jahre, jetzt noch manchmal, immer um den runden

Tisch gehen, immer zu, immer zu. „Da, wo ich nicht bin, da ist das Glück“[1]), jetzt weiß ich, was es heißen soll. Das denken wir ja alle: Sie hat damit gemeint, daß das Glück kein Zustand ist, sondern nur als solches empfunden wird, so lange es ein Ziel ist. Ich habe ein Ziel und soll und soll nicht dazu kommen. Ich möchte von hier weg können und möchte, daß die Menschen[2]) sich nicht vor mir entsetzten. Und dann würden wir heiraten; mein Bräutigam weiß nicht, wer ich bin, und doch fürchte ich mich, es ihm zu sagen, und das ist feige.“

In derselben Sitzung bat ich Irma, mir die näheren Umstände der Begegnung mit Frau Professor N. zu schildern. Ein deutlicher Fortschritt ist jetzt zu erkennen, indem sie geläufig und ohne merklichen Widerstand, wenn auch noch unter leichten Zeichen des Grausens davon berichtet: „Ich war im Wartezimmer (des Professors N.), da kam sie herein. Sie fixierte mich wie ein Raubtier.“ Dann habe sie die Worte ausgestoßen, Irma solle ihr etwas zu essen geben, sonst ginge sie auf den Friedhof. „Ich sagte, ich hätte nichts,“ fährt Irma fort: „Da lachte sie ganz, ganz schrecklich, es war mehr ein Schreien. Dann lief ich lange, lange herum, ehe ich nach Hause ging. Ich dachte erst in den nächsten Tagen an Fräulein Faure.“ Sie habe sich dann überlegt, ob es noch mehr solche Menschen gäbe. „Die geringste Liebe, die ich Fräulein Faure antun kann, ist, wenn ich auf ihr Grab achtgebe.“ — Nach dem Ausspruche von Frau Professor N. habe sie sofort an den Friedhof in ihrer Heimat gedacht und wie sie eines Abends daran vorbeigegangen sei und ein halbaufgewühltes Grab gesehen habe. „Damals fiel es mir nicht auf. Erst als ich sah, daß es solche Menschen gibt, dachte ich, deswegen war auch das Grab in * * * aufgewühlt. Vor dem Grabe war eine Mauer. Ich graute mich damals schon vor dem Friedhofe, ich mußte aber doch hinsehen, weil ich Sehnsucht hatte, das Grab von Fräulein Faure zu sehen. Da ich nicht wagte, hineinzugehen, ging ich herum und spähte. Jeden Tag, wenn ich in die Molkerei ging, um Milch zu trinken, ging ich daran vorbei. Ich fing auf einmal an zu merken, daß sich etwas daran bewegte. Dann mochte

[1]) sagte Fräulein Faure.

[2]) Nach den Erfahrungen beim Assoziationsexperimente ist „Menschen“ in der Regel ein „Komplexvertreter“ (Jung) und wäre hier für Bräutigam eingesetzt. Gestützt wird diese Annahme durch den Ausspruch in der vorigen Sitzung, sie habe Angst: er könne von ihr abgeschreckt werden.

ich nicht mehr hingucken und mußte doch hingucken und sah immer die Gestalt; immer die Gestalt. Und einmal habe ich sie bei Tag gesehen, bei hellem Tage, und wissen Sie, was man mir sagte, daß es war? Jemand lachte darüber und sagte, es wäre ein aufgehängter Regenmantel!"

Die Zeit der Entstehung der Sehnsucht nach dem Grabe von Fräulein Faure ist etwa nicht nach dem Tode derselben, als Irma 12 Jahre alt war, auch nicht gleich nach jener Zeit, in die Irma den Tod von Fräulein Faure verlegt (1900), sondern noch später im Jahre 1904 zu suchen. (Im Frühjahre 1904 hatte die Begegnung mit Frau Professor N. stattgefunden!) Die genaue Zeitangabe ist dadurch ermöglicht, daß Irma angibt, sie sei täglich an dem Friedhofe vorüber, als sie in die Molkerei ging. Von ihrer Mutter erfuhr ich aber, daß das im Jahre 1904 war. Anfangs sei Irma wirklich hingegangen, schließlich habe die Mutter aber vernommen, daß sie seit Wochen nicht mehr dort und trotzdem immer ausgegangen war. Befragt, ob sie in der Molkerei gewesen sei, versicherte sie es bestimmt. Das sei das erstemal gewesen, daß sie bei einer Lüge ertappt wurde. Die Mutter hatte natürlich keine Ahnung und weiß auch heute noch nicht, was in der Zeit in dem Mädchen vorging. Wir bekommen jetzt einen Einblick, wie nach und nach, ganz langsam und stetig, die Krankheit zunahm. Halten wir fest, daß 1904 schon das Grauen vor dem Friedhofe und die Beschäftigung mit Fräulein Faure vorhanden war.

Die Begegnung mit Frau Professor N. hat aber noch weitere Folgen. Irma hat seitdem das „Gefühl", sie müsse selber Leichen essen. Ob das so etwas Furchtbares sei? Wir äßen ja auch Tierleichen! „Wir sind selber Raubtiere." (Erinnern wir uns, daß Frau Professor N. sie wie ein „Raubtier' angestarrt hat !) Sie fürchtet, Frau Professor N. könne sie zwingen, Totenfleisch zu essen.

Am Schlusse der Sitzung gibt Irma noch an, sie habe heute Morgen gedacht, sie sei jetzt „um soviel Jahre jünger", daher wisse sie jetzt „alles". Eine Äußerung, die uns zeigt, daß Irma selbst die Erweiterung ihres Bewußtseins wahrnimmt. Ihr Ich-Komplex wird allmählich reicher an Assoziationen auf Kosten der verdrängten Komplexe, die immer mehr ins Bewußtsein treten. Die „régression de la personnalité", wie Sollier diesen Vorgang treffend ausdrückt, hat schon begonnen. Es handelt sich aber erst um einen kleinen Schritt auf einer langen Bahn.

In der ersten Hälfte der Nacht auf heute hat Irma ohne Schlafsuggestion geschlafen, wobei es ihr „so wohl war wie noch nie." Sie habe das Gefühl gehabt, sie sei wirklich krank gewesen. Da sei auf einmal der Geist von Fräulein Faure in der Ecke erschienen,

worauf sie wieder Angst bekommen habe. Sie habe diesmal aber kein Totengerippe gesehen, sondern nur „Umrisse". — Abends 6 Uhr tritt ein von mir nicht beobachteter, anscheinend synkopaler[1]) Anfall ein, der eine Viertelstunde dauert.

In der folgenden sechsten Sitzung (9. Juni) erzählt sie, sie habe zuerst wieder gut geschlafen, dann sei sie plötzlich aufgewacht und habe Frau Professor N. gesehen. Diese habe ihr gewinkt, worauf sie mit dem Lichte zu ihr wollte. Die Pflegerin habe sie jedoch zurückgehalten. Sie habe sich „sehr entsetzt" und gedacht: „Oh Gott! jetzt muß ich wieder da hinüber gehen." Wenn sie gegangen wäre, hätte sie „alles gesehen"!

Nachdem mir aus den bisherigen Schilderungen klar geworden, daß bei Irma ein exzessiv entwickeltes „Ekelgefühl" vorliegt, bat ich sie, mir Auskunft zu geben, ob sie sich leicht ekle. Die Ausführungen Freuds über die Rolle des Ekelgefühles in der Entwicklung der Sexualität und der Neurosen überhaupt, veranlaßten mich, auf dieses Gefühl ein ganz besonderes Augenmerk zu richten. Irma gab denn auch an, sie habe schon als Kind starken Ekel empfunden. Dabei fällt ihr eine Episode ein, angeblich aus dem achten Lebensjahre. Sie sei auf einem Spaziergange mit ihrer Mutter und einer Bekannten vor jenen einhergegangen, wobei sie nach ihrer Gewohnheit neugierig auf das Gespräch der Erwachsenen hörte. Sie gibt im voraus an, was sie jetzt erzählen wolle, habe sie zuerst auf die Friedhöfe hingewiesen. Damals habe sie sich zum ersten Male „geschüttelt" (vor Ekel). Die Dame habe erzählt von einem Pensionär, der bei ihr gestorben sei und auf dem Friedhofe in * * * beerdigt werden sollte.

„Da muß — ich habe es nicht genau verstanden," fährt Irma fort; „ich weiß nur, es ist mit der Leiche irgend etwas beim Transport passiert — der Sarg, der schon vorher geschlossen wurde, weil die Leiche sich nicht mehr halten konnte, hat sich geöffnet. — Sie war schon in Verwesung übergegangen." Die Dame habe sich selbst vor dem Geruch entsetzt. „Damals dachte ich immer, ich möchte aufschreiben, daß man mich verbrennt, wenn ich sterbe. Ich habe dann auch aufgeschrieben, daß ich nicht beerdigt werden möchte, damit niemand über mein Grab geht!"

Aus dieser Angabe scheint hervorzugehen, daß Irma schon als Kind und schon vor dem Tode von Fräulein Faure ein besonderes

[1]) Vgl. O. Binswanger, Die Hysterie, S. 679.

Interesse für Friedhöfe gehabt hat und zugleich vernehmen wir einen weiteren Gedanken, der mit dem ganzen Komplex Faure-Frau Professor N. eng verknüpft ist, zum ersten Male: Die Sorge um den Körper nach dem Tode. — Das Erlebnis selbst, in dem wir ein psychisches Trauma aus der Kindheit erblicken müssen, ist von der Mutter bestätigt worden. — Zu dem Ekelgefühl bemerkt Patientin noch, sie habe sich von jeher vor allem Unschönen und Unästhetischen geekelt. Man habe ihr dann oft gesagt: „Das ist Natur." In der zwölften Sitzung gab sie ferner an, sie habe sich geekelt, wenn sie die Periode gehabt habe. Sie ekle sich oft vor ihrem ganzen Körper. Die jetzige Quelle ihres Ekels sei einmal die, daß sie sehen müsse, wie jemand Leichen esse (Frau Professor N.) und zweitens daß sie selber Leichen essen müsse. Noch später erzählte sie einmal, sie habe sich schon früh auf ihren Reisen bei der Table d'hôte furchtbar geekelt, wenn sie jemanden unschön essen sah!

Nachdem ich durch die Erinnerung an jenes Gespräch auf dem Spaziergang erfahren hatte, daß der Ekel vor den Toten sich nicht nur an deren Anblick knüpft, sondern auch an den Verwesungsgeruch, suchte ich mir Klarheit zu verschaffen, ob diesem so ausgesprochenen Ekel ein bestimmtes Erlebnis zugrunde liege und ich frug Irma, ob sie schon selbst Tote gesehen habe.

„Ja, in M. auf einer Reise mit der Mutter" fiel ihr hierauf ein. Sie sei noch ein Kind gewesen, aber älter als 8 Jahre. Sie habe die Toten in dem Totenhause des Friedhofes jener Stadt gesehen: ein Kind, eine hübsche junge Frau und einen jungen Mann, der „elend" aussah. Dazwischen hätten Blumen gelegen. Die Toten seien „so schön, daß man Lust bekommt, sie zu streicheln, und wenn man darüber fährt, so schüttelt man sich vor Entsetzen. Es ist so etwas Geheimnisvolles um die toten Menschen. Für mich war dieses Geheimnis ziemlich gruselig." Befragt, ob sie es gern gehabt hätte, wenn man sie selbst streichelte, erwidert sie: „Ich weiß, daß ich gern hatte, wenn ich dalag und ein Mensch lieb zu mir war. Auf diese Weise hat aber kein Mensch existiert. Fräulein Faure war mitunter sehr, sehr stürmisch, aber nicht so, wie ich es mir dachte. Ich mochte eigentlich Zärtlichkeiten gar nicht, aber eben solche versteckte Zärtlichkeiten, weil mir nur das schön vorkam."

In Wirklichkeit hat Irma die Toten, von denen sie eben erzählte, nicht gesehen, vielmehr hat die Mutter oder sonst jemand davon erzählt,

jedenfalls gibt die Mutter an, sie habe die Kinder nicht in das Leichenhaus hineinschauen lassen. Es liegt also eine Erinnerungstäuschung vor, in der der damals sicher sehr lebhafte Wunsch, die Toten zu sehen, verwirklicht ist. Was sie über die Berührung der Toten sagt, erinnert uns an die Angst vor der Berührung durch den Bräutigam, der dabei auch „zurückweichen" würde, wenn er merkte, daß sie lebendig und tot sei.

Im Gegensatze zur vierten Sitzung (4 Tage vor der heutigen) erklärt heute Irma, „wenn die Geister vertrieben seien," müsse ich machen, daß sie ein Mensch werde wie früher, nicht ein Mittelding. Vorgestern hätten sie die Menschen auf der Straße „so angeguckt", da wäre es ihnen sicher zum Bewußtsein gekommen, daß sie kein richtiger Mensch sei. Sie habe gleich darauf die Pflegerin gebeten, sie anzusehen, ob sie auch wirklich ein Mensch sei."

Der heutige Tag verläuft ohne Störungen, ebenso die nächste Nacht, in der sie nach entsprechender Schlafsuggestion in Hypnose (durch meinen Onkel) von abends 9 Uhr bis morgens 7 Uhr ununterbrochen schlief.

Rückblick.

In der Vorgeschichte war neben den Anfällen die interessanteste und wichtigste Symptomengruppe Irmas Verhalten gegenüber der Nahrungsaufnahme, dem Essen. Wir hörten von vollständiger Nahrungsverweigerung (Fasttage!) infolge Ekels vor dem Essen, und dem Gegensatz, enormem Heißhunger, ferner von einer starken Gêne, mit anderen Menschen zu essen; sie nimmt ihre Mahlzeiten allein ein. — Über die Anfälle melden uns auch die ersten 6 Sitzungen anscheinend nichts, wohl aber weiteres über das Thema des Essens und des Ekels davor. Der Ekel vor dem Essen geht so weit, daß Irma sich schon als Kind ekelte, wenn sie „unschön essen" sah. Daneben ekelt sie sich aber auch vor ihrem ganzen Körper und einer andern körperlichen Funktion, der Periode. Kein schärferer Gegensatz könnte daneben bestehen als die Vision und Obsession des Leichenessens. Sie sieht Frau Professor N. die Leiche von Fräulein Faure verzehren und hat ferner die Obsession, selber zum Leichenessen gezwungen zu werden. Furchtbare Angst und Entsetzen sind damit verbunden.

In dem Symptome des Leichenessens vereinigen sich zwei große Themata, das der Ernährung und das vom Tode. Auch das letztere spielt schon von Kindheit an eine Rolle. So hörte Irma frühe von dem

Tode der Klassengefährtin, erschrak heftig über den Anblick einer aus dem Wasser gezogenen Leiche, vernahm mit Begierde die Schilderung der Toten auf dem Friedhof in M., hörte mit etwa 8 Jahren zu ihrem Entsetzen das Gespräch über den offenen Sarg des „Pensionärs", dessen Leiche schon in Verwesung übergegangen war. Sie gibt an, dieses letzte Erlebnis habe sie zuerst auf die Friedhöfe hingewiesen. Sie wollte seitdem verbrannt werden, statt begraben. Dazu kommt, vielleicht als wichtigstes Moment, das Beispiel von Fräulein Faure, deren Angst, lebendig begraben zu werden. Eine weitere Ausgestaltung erhält das Thema dann durch die Begegnung mit Frau Professor N., die sich wie ein „Raubtier" gebärdete und den Eindruck machte, als wolle sie auf den Friedhof, um dort Leichen zu verzehren. Der Heißhunger der Frau Professor N. wurde ebenfalls wie wir sahen von Irma in ihre Krankheit mit aufgenommen. Die Szene mit Frau Professor N. scheint als letztes die Erinnerung an den Tod von Fräulein Faure lebendig gemacht zu haben und aus der Verquickung beider Erlebnisse entsprangen dann die jetzigen Symptome, daß Irma auf das Grab von Fräulein Faure aufpassen, Leichen essen muß usw. Ein wichtiger Baustein zu den Friedhofsphantasien wird uns erst am Schlusse bekannt.

Die jahrelange intensive Beschäftigung mit dem Thema von Tod und Grab und die starken hierher gehörenden Eindrücke haben aber noch zu weiteren Folgen geführt: Irma weiß auf einmal selbst nicht mehr, ob sie lebendig oder tot ist. Sie wird ja von Toten besucht (den nächtlichen Visionen), also „muß sie doch auch tot sein". Und ferner fliegt ihre Seele oft fort in fremde Länder und der Körper bleibt leblos zurück.

Zu all dem kommt noch eine Schwierigkeit: Irma ist Braut. Lange verschweigt sie diese Tatsache, da sie nicht gerne daran denkt. Der Konflikt liegt offen da: bald möchte sie die Verlobung auflösen, bald jammert sie, daß sie das Ziel, die Heirat, nicht erreicht. Jedoch der erstere Zug überwiegt: Sie will nicht, daß der Bräutigam sie berührt, denn dann könne er merken, daß sie tot sei und zurückweichen. Er wisse auch gar nicht, wer sie sei, sie habe aber Angst, es ihm zu sagen. Erst am Schlusse spricht sie deutlich den Wunsch aus, sie möchte wieder ein Mensch werden, damit die Menschen (d. h. der Bräutigam) nicht vor ihr zurückweichen!

Über die Vorstellungen, die sie mit dem Totsein selbst verbindet, gibt uns die (der Phantasie entsprungene) Schilderung der Toten auf

dem Münchner Friedhofe: Sie sind „so schön, daß man Lust bekommt, sie zu streicheln und wenn man darüber fährt, schüttelt man sich vor Entsetzen". Eine solche Tote ist sie selbst. Auch sie will schön sein und gestreichelt werden, auch sie hat Angst, daß man sich vor ihr entsetzt. Sie hat gern, wenn sie daliegt und ein Mensch zärtlich zu ihr ist," aber nicht stürmisch wie Fräulein Faure. Nur versteckte Zärtlichkeiten kommen ihr schön vor. Eine Abwehr gegen offenkundige Liebkosung ist auch in der Schilderung des Herrn gegeben, der sich über sie beugt, um sie zu küssen.

Eine scheinbar isolierte Stellung nimmt das Erlebnis in dem südlichen Kurort mit dem fremden Offizier ein, das auch bisher nicht stark hervortritt.

Den Zustand, in dem sich Irma jetzt befindet, kann man nicht besser bezeichnen, als mit dem Sollierschen Ausdruck Vigilambulismus, der nichts anderes bedeutet, als einen Dämmerzustand, der den Anschein des Wachens macht[1]). Dafür spricht die vollständige Schlaflosigkeit Irmas, die sehr gut mit der Sollierschen Behauptung übereinstimmt, daß da, wo bei Hysterischen Mangel an natürlichem Schlafe vorhanden ist, sicherlich ein pathologischer Schlafzustand vorherrscht (den er eben Vigilambulismus nennt), und umgekehrt. (Auch hierin ist unser Fall ein Beleg für die Beobachtung Solliers, daß die Zunahme des natürlichen Schlafes das erste und sicherste Zeichen der Genesung ist (siehe später)[2]). — Daß wir es durchaus mit einem pathologischen Bewußtseinszustand zu tun haben, zeigen ferner die auffallenden Erinnerungstäuschungen und Phantasiebildungen. Wir werden auf diese ein ganz besonderes Augenmerk richten, führen sie uns doch auf die so überaus wichtigen Tag- oder Wachträume der Kranken. Deren Bedeutung für die Entstehung einzelner Symptome haben wir schon kennen gelernt. So hat sie mit dem Gedanken, daß ihre Seele in fremde Länder fliege, lange willkürlich gespielt: anfangs konnte sie noch solchen Träumereien Einhalt gebieten, nach und nach kamen und blieben sie aber von selbst. So entstand allmählich auch das Gefühl, ihre Seele trenne sich von ihrem Körper. Auch daß

---

[1]) Vgl. Sollier, Genèse et Nature de l'Hystérie (Alcan 1897), p. 489: „somnambulisme ou.... vigilambulisme, ce qui est du reste une seule et même chose qui n'offre qu'une différence consistant dans l'occlusion ou l'ouverture des yeux."

[2]) Ich spreche hier nur von den Beobachtungen Solliers, die ganz vortrefflich sind, nicht aber von seiner Theorie der Hysterie, der ich mich keineswegs anschließe.

die Vision von Fräulein Faure aus den Tagträumen entstanden ist, wissen wir: Zuerst lebhafte Sehnsucht nach deren Grab, langes in Erinnerungen versunkenes Verweilen auf dem Friedhofe, dann taucht auf einmal die „Gestalt" auf, ein andermal „bewegt" sich auch etwas, schließlich kommt noch ein „Geräusch" hinzu und die Halluzination ist da.

In der nächsten (siebenten) Sitzung wende ich das Assoziationsexperiment nach dem in der Züricher Klinik angewandten Schema an. Ich habe nicht lange bei der Analyse desselben verweilt, teile es aber dennoch mit, weil es, so kurz und dürftig es auch ist, uns doch weitere Aufschlüsse über das Gefüge der vorliegenden Psychoneurose gibt.

Das wahrscheinliche Mittel der Reaktionszeiten beträgt 24 Fünftelsekunden, das arithmetische 29.3!

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
1	Kopf	Schmerzen	26	+
2	grün	Baum	12	+
3	Wasser	ganze Bilder, Meereswellen, ich habe das Gefühl, wie ich ihnen entgegengehe, dann auch wieder stilles Wasser mit Weiden.	—	+

Diese Reaktion wird uns verständlich, wenn wir einen Passus vorwegnehmen, den Irma 2 Tage später aussprach. Sie erzählte dort, wie sie früher öfters versucht habe, ans Wasser zu kommen, um sich hinein zu stürzen. Sie habe sich dabei vorgestellt, wie sie im Schilfe läge mit lang aufgelöstem Haare. „Und wenn Wellen waren, dachte ich, da darf man sich nicht hineinstürzen, da muß man langsam hineingehen, mit ausgebreiteten Armen. Dann wäre es schön, wenn die Wellen einen behielten und nicht zurückgäben! Es ist schreck-

lich im Grabe zu liegen, wo so viele sind. Es soll niemand mein Grab kennen!"

Ich erkläre ihr hierauf, daß sie bei diesen Phantasien offenbar Fräulein Faure imitiere. Das macht ihr jedoch keinen Eindruck, vielmehr erwidert sie, sie habe Hamlet so sehr geliebt und beim Lesen desselben sich Bilder entworfen und sich danach gesehnt, so im Wasser zu liegen, wie sie sich vorstellt, daß Ophelia im Wasser gelegen habe. Sie habe Hamlet sehr früh gelesen.

Es ist nicht schwer, in Shakespeares Hamlet die Stelle zu finden, die Irma sowohl hier als im Assoziationsexperimente, wo sie richtiger Weiden statt Schilf sagt, vorschwebt. Am Schlusse des 10. Aktes sagt die Königin:

„Es neigt ein Weidenbaum sich überm Bach
und zeigt im klaren Strom sein graues Laub,
mit welchem sie phantastisch Kränze wand
von Hahnfuß, Nesseln, Maßlieb, Kuckucksblumen.
Dort als sie aufklomm, um ihr Laubgewinde
an den gesenkten Ästen aufzuhängen,
zerbrach ein falscher Zweig und niederfielen
die rankenden Trophäen und sie selbst
ins weinende Gewässer. Ihre Kleider
verbreiteten sich weit und trugen sie
Sirenen gleich ein Weilchen noch empor,
indes sie Stellen alter Weisen sang,
als ob sie nicht die eig'ne Not begriffe,
wie ein Geschöpf geboren und begabt
für dieses Element! Doch lange währt es nicht,
bis ihre Kleider, die sich schwer getrunken,
das arme Kind von ihren Melodieen
hinunterzogen in den schlamm'gen Tod!"

Ich habe diese Stelle ausführlich zitiert, weil die Identifikation mit Ophelia noch weiterhin eine Rolle spielen wird. Wer Hamlet aufmerksam durchliest, kann sich leicht vergegenwärtigen, welchen Einfluß diese Tragödie auf das Mädchen gehabt hat. Man muß sich nur vorstellen, daß Irma es nicht beim Lesen bewenden ließ, sondern das Gelesene im Geiste noch lange überdachte, phantastisch auswob und vor allem sich selbst in die Rollen der einzelnen Personen mit fabelhafter Leichtigkeit hineindachte. Erst lange nach der Genesung gab sie an, daß sie ganze Rollen auswendig gelernt und vor dem Spiegel agiert hat, vor allem die der Ophelia und Desdemona!

Das Reizwort Wasser stieß in Reaktion 3 auf einen großen Komplex, den „Opheliakomplex", dessen Hauptinhalt Selbstmordgedanken ausmachen. Die statt eines einzigen Reaktionswortes aneinandergereihten Bilder sind nicht etwa im Sinne des „Weiterschweifens" der Manischen aufzufassen, auf das Isserlin aufmerksam gemacht hat (Monatsschrift

für Psychiatrie und Neurologie, Band XXII, Heft 6, Seite 525 f.), vielmehr sind sie Bestandteile eines und desselben Komplexes, gehören daher inhaltlich enge zueinander. Der Komplex ist so stark gefühlsbetont, daß Patientin nicht imstande ist, eine einzelne Vorstellung aus ihrem Verbande hervorzuheben und für sich allein auszusprechen. Die Reaktion erinnert mich an ein junges Mädchen, das auf Freundlich: Fülle von Vorstellungen assoziierte, ohne eine einzelne dieser Vorstellungen sprachlich ausdrücken zu können. Ich habe gerade bei hysterisch veranlagten Personen diese Reaktionsweise nicht selten beobachtet.

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
4	stechen	Insekt	17	—

Will das Reizwort zuerst nicht recht verstanden haben. Wahrscheinlich bedingt die Perseveration von 3 das Mißverstehen des Reizwortes und die Reproduktionsstörung.

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
5	Engel	weiß	23	hell, Licht, weiß
6	lang	tot	27	—

Patientin fügt bei der Analyse hinzu: „Ich möchte einmal ganz lang schlafen, daß ich wie tot daliege." Sie erinnert sich dabei an Grillparzers „Sappho". Für die ganze Analyse ist wichtig, daß Patientin hier offen den Wunsch ausspricht, wie tot dazuliegen. Ich bemerke schon hier, daß dieser Ausdruck symbolisch aufzufassen ist (siehe auch Reaktion 23). Reproduktionsstörung und verlängerte (d. h. über dem wahrscheinlichen Zeitenmittel befindliche) Reaktionszeit zeugen von dem Komplex.

Wir haben schon in den 6 ersten Reaktionen 2 Reminiszenzen an Heldinnen berühmter Tragödien, an Ophelia und Sappho. Es ist bemerkenswert, daß beide den Tod im Wasser suchten, und zwar war das Motiv für beide: gekränkte, enttäuschte Liebe. Wie mit Ophelia, so identifiziert sich Irma offenbar auch mit Sappho. Die Gestalten beider mögen an der Ausgestaltung der Selbstmordphantasie beteiligt sein, deren eigentliche Triebfedern wir freilich noch aufsuchen müssen. Aber soweit sind wir noch nicht. Wenn Irma tot daliegen

möchte, und sich dabei an Sappho erinnert, so sei auf den Schluß der Tragödie hingewiesen. Ausführlicher als in der Ophelia-Tragödie ist hier der Ausweg aus des „Ringens blut'ger Qual" in den Tod dargestellt: „Nur hin! Dort an der Liebesgöttin Altar erfülle sich der Liebe dunkles Los." Bemerkenswert sind auch die Worte Rhamnes': „Gönnt ihr das Grab, das sie, verschmähend diese falsche Erde, gewählt sich in des Meeres heil'gen Fluten."

Auch Irma will, daß niemand ihr Grab kennt, will nicht in der Erde liegen, „wo so viele sind".

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
7	Schiff	Meer	23	+
8	Zahlen	Jahr	35	+

Die verlängerte Reaktionszeit deutet auf einen besonderen Gefühlston. Patientin denkt an Jahreszahlen. „Ich dachte, wie lange ich von zu Hause weg bin und mich so umhertreibe."

Nr	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
9	Fenster	Bäume	26	—

„In den Bäumen sehe ich so leicht die Gestalten, den Wind, wenn er die Bäume biegt." Die im Winde sich biegenden Äste täuschen ihr Gestalten vor.

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
10	Freundlich	Frl. L (ihre Pflegerin)	54	+

Die lange Reaktionszeit läßt vermuten, daß sie unter mehreren Personen wählte. (Frühere Bekannte, der Arzt?) „Fräulein L. war so lieb, daß ich nicht wußte, ob sie es ist oder ein Engel. Wenn sie ein Mensch wäre wie andere, würde sie gar nicht so sein können. Sie beschützt mich."

Vielleicht hat schon bei Reaktion 5 die Pflegerin mitgespielt.

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
11	Tisch	rund	12	+

Erklärt hier, „das (sc. das Experiment) gefällt mir nicht!" Die Reaktion erinnert sie an Fräulein Faure, die immer „um den runden Tisch" ging. Sie möchte nicht daran erinnert werden.

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
12	Fragen	nicht	21	+

Macht dabei eine Abwehrbewegung mit der Hand. Der Gedanke ist derselbe wie bei 11.

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
13	Staat	*** (ihr Heimats-staat)	40	+

Wie bei Reaktion 8 denkt sie daran, wie lange sie schon nicht mehr zu Hause war.

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
14	trotzig	Kind	32	+

Erinnert sich hier, daß man in ihrer Kindheit sagte, man könne weit gehen, bis man ein so trotziges Kind wie sie fände.

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
15	Stengel	Blumen, Lilien	12	Lilie

Sie hätte kürzlich gerne Lilien gehabt, um sie „aufs Grab zu tun".

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
16	taugen	3 mal	60	—

Sie habe sich das Tanzen so „wundervoll" vorgestellt, schließlich aber wenig Gefallen daran gefunden. Sie habe nur dreimal getanzt. Jedenfalls spielt hier die Erinnerung an den jungen Leutnant hinein, mit dem sie Tanzstunde hatte.

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
17	See	weit	24	+

„Wenn ich tot bin, kann ich über alle Lande sehen wie über ein weites Meer."

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
18	krank	nicht	24	—

Sie habe sich oft geärgert, wenn die Menschen sagten, sie sei krank.

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
19	Stolz	Ach muß ich auch etwas Häßliches sagen?	125	+

Erzählt zuerst, als Kind sei ihr viel geschmeichelt worden, daher habe sie geglaubt, sie sei mehr „als jeder Mensch". Und noch etwas sei ihr hier eingefallen, nämlich wie sie jemanden aus „Stolz und Eingebildetheit" sehr wehe getan habe. Sie habe bei einer Freundin einen

Herrn kennen gelernt, der sich in sie verliebt habe. (Siehe den Bericht der Mutter, S. 179.) Es habe ihr zuerst Spaß gemacht, das „Feuer zu schüren". Sie habe dann eine Aussprache nicht verhindern können und ihm wehe tun müssen. Das habe man ihr verargt und es habe ihr auch leid getan. Der betreffende Herr sei übrigens reich gewesen und sie habe deshalb beinahe ja gesagt, da sie dann ihre kostspieligen Passionen hätte befriedigen, „sich alles leisten" können.

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
20	kochen	Wasser	14	Feuer?
21	Tinte	schwarz	11	blau
22	bös	Geister	16	Gedanken, Geister
23	Nadel	stechen	50	+

Hier fällt ihr ein, wie sie kurz vor Beginn der Kur (Ende Mai) einmal auf den benachbarten Friedhof lief, dachte, es wäre schön, da zu liegen (siehe Reaktion 6), und sich eine Verletzung mit einer Nadel beibringen wollte. Sie habe aber keine gefunden und sich mit einem Draht die Pulsadern geritzt.

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
24	schwimmen	Wasser	17	+
25	Reise	Schweden	45	Schweden oder Ägypten

Ihre Seele sei nachts oft in fremden Ländern. (Siehe ihre Äußerung, S. 200.)

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
26	blau	Himmel	14	+
27	Brot	essen	27	+

Man habe sie oft gequält, Fleisch zu essen, sie habe aber lieber Brot gegessen!

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
28	Sünde	Ruhe	45	+

Denkt an das Vergehen gegenüber Fräulein Faure (ihren Tod durch die vergifteten Taschentücher); das lasse ihr keine Ruhe.

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
29	Licht	blau	35	—

Denkt an das Licht, mit dem Frau Professor N. ihr erscheint.

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
30	reich	Eigenschaft	45	—
31	Baum	Buch	23	—

Sie weiß über diese Assoziation nichts anzugeben.

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
32	singen	endlos	55	—

Jedenfalls Anklingen des Opheliakomplexes. Erklärt hier beim Reproduktionsversuch: „Ich kann meine Gedanken gar nicht mehr fassen".

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
33	Mitleid	sterben	45	—
34	gelb	Gold	24	—

Wir sehen, daß von Reaktion 29 an die Erinnerung an die Reaktionsworte sie verläßt. In der letzten Reaktion mit gelungener Reproduktion wird der Komplex des Fräulein Faure, in der ersten mit Erinnerungsverlust derjenige der Frau Professor N. angeregt. Möglich, daß von hier aus die Störung ausgeht. Jedenfalls ist diese inselförmige Reproduktionsstörung (29—34) charakteristisch für Hysterie.

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
35	Berg	Gipfel	17	+

„Ich möchte ein Berggipfel sein, zu dem keiner kann, als der Wind." Sie möchte sich offenbar vom Winde biegen lassen wie die Bäume. (Siehe Reaktion 9.)

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
36	spielen	Kind	45	+

Hier sei ihr ihre Kindheit eingefallen, die laut Reaktionszeit sehr gefühlsbetont ist.

Nr.	Reizwort	Reaktionswort	Reaktionszeit	Reproduktion
37	Salz	—	—	—

„Ich weiß nicht, wie ich das ausdrücken soll; Pflanzen, die Mitteldinge sind zwischen Pflanzen und Tier; sie haben ihre Nahrung nicht aus dem Salze der Erde, daher sind sie keine Tiere." Sie meint die Protozoen.

Daß das Experiment ohne weiteres die Diagnose der Hysterie ergibt (siehe vor allem das Verhalten der Reaktionszeiten und der Reproduktionsstörungen; letztere $= 38\%$), braucht nur angedeutet zu

werden. Der Assoziationstypus ist auch leicht als Komplexkonstellationstypus[1]) zu erkennen. Auffallend für eine Gebildete ist der fast gänzliche Mangel an äußeren Assoziationen, sehr bezeichnend das starke Hervortreten der egozentrischen Reaktionen[2]).

In der achten Sitzung (6. Juni) suche ich mir zunächst einigen Aufschluß über die „Anfälle" zu verschaffen und zu erfahren, wann der erste Anfall stattgefunden hat. Schon in der fünften Sitzung hatte Pat. erklärt, sie wisse, daß sie Anfälle habe, sie wisse dann aber nicht, wie die Tage vergangen seien (sie meint hier offenbar die langen somnambulen Phasen), sie denkt, sie sei „so lange tot gewesen, daß Geist und Körper so lange geschlafen haben". Heute fügt sie hinzu, vor den Anfällen hätte sie das Gefühl, wie wenn sie „kalt und kälter" würde, und wenn das Gefühl dann an den Hals käme, sei der Anfall da. Sie könne dann noch hören, aber nicht sehen, müsse ganz still liegen, möchte schreien und könne nicht und möchte bitten, man solle sie nicht so ins Grab legen". (Von Fräulein Faure kannte sie schon die Furcht vor dem Lebendigbegrabensein!) Ohne Pause fährt sie hier fort: „Ach, das war voriges Jahr am zweiten Pfingstfeiertag. Da soll ich mehrere Stunden starr und bewußtlos gelegen haben. Da habe ich mich sehr aufgeregt. Ich hatte wieder das Bedürfnis, ich möchte wieder hinaus und Mensch sein wie andere; ich hatte einen Heißhunger, mich auszutoben, zu leben und dann kam der Anfall! Ich weiß nur, daß ich schon sehr aufgeregt war und laut gesprochen und gerufen habe." (Vgl. die Schilderung dieses ersten großen Anfalles durch die Mutter, S. 186 f., wo wir erfahren haben, daß die Erwartung des Wiedersehens mit dem jungen Leutnant den ganzen Zustand hervorgerufen hat!) Da über die Anfälle heute nichts Weiteres zu erfahren war, versuche ich, mir durch die Kranke einen Überblick über ihre

[1]) S. Jung, Diagnostische Assoziationsstudien, Leipzig 1906. I. Bd., S. 111.

[2]) S. Jung, l. c., S. 258: Psychoanalyse und Assoziationsexperiment, und S. 192: Über das Verhalten der Reaktionszeit beim Assoziationsexperiment.

Jung, Assoziation, Traum und hysterisches Symptom. Journal für Psychologie und Neurologie. Bd. VIII, S. 25.

Riklin, Kasuistische Beiträge zur Kenntnis hysterischer Assoziationsphänomene. Journal für Psychologie und Neurologie. Bd. VII., p. 223.

Riklin, Analytische Untersuchungen der Symptome und Assoziationen eines Falles von Hysterie (Lina H.). Psychiatrisch-neurologische Wochenschrift, VI. Jahrgang, p. 305.

Krankheit seit dem Jahre 1900 geben zu lassen, tappte ich doch damals, was die äußere Entwicklung der Krankheit anging, noch ganz im Dunkeln.

Über die Jahre 1901—1902 erfahren wir nichts, was nicht schon mitgeteilt wäre. Als sie erwähnt, wie sie im Sommer 1902 oft stundenlang im Walde umhergeirrt sei und sich dabei vor sich selbst gefürchtet habe, kommt sie auf ein Bild zu sprechen, das sie als etwa 12jähriges Kind auf einer Reise in M. in einem Schaufenster gesehen habe. Vorher drückt sie wiederum ihr Erstaunen aus, daß sie jetzt so vieles sagen könne, woran sie sich nie erinnert habe. Es handelt sich um ein Porträt, ein Frauenbildnis. Wenn sie sich „so wild fühle", trete ihr das Bild lebhaft vor Augen. „Alle Formen des Gesichtes sind schön, auch der Mund an sich, nur ein Zug lag in dem Mädchen, vor dem man sich ekeln, entsetzen muß! Es kam mir so unrein vor." Ich frage darauf, ob sie unter unrein etwa sinnlich, lüstern verstehe. Darauf Irma: „Lüstern, das mag wohl sein! Zuerst wußte ich nicht, was es eigentlich ist. Lange verfolgte es mich unaufhörlich und erst später kam ich dahinter, was den Ekel hervorgerufen hat. Eben Unreinheit! Ich würde es jetzt noch ganz genau hinmalen können." Sie fürchte sich, wenn sie sich so wild fühle, vor sich selbst, weil man ja nicht wissen könne, was man täte, „wenn einen ein Gefühl (das der „Wildheit") so übermannen kann". Dann würde man ja ein Raubtier! Als die Begegnung mit Frau Professor N. sie so ängstigte, da sei auch jenes Bild nebenhergegangen, „vielleicht verbunden mit der unbändigen Angst, was kann aus einem Menschen werden, wenn er sich einer Sache derartig hingeben muß!" Der Titel des Bildes war „Bacchantin"!

Wir sehen, wie das Thema, das uns zuletzt beschäftigt hatte, nämlich von dem Heißhunger sich auszutoben, wieder durchbricht! Trotzdem ich Irmas Aufmerksamkeit davon abgelenkt hatte, indem ich sie bat, von der Entwicklung ihrer Krankheit zu berichten, lassen sich die Gedanken, die zuletzt wachgerufen, nicht zurückhalten. Die Analyse geht ganz von selbst ihren bestimmten sicheren Gang, auch wenn man, wie ich hier, einen Fehler begangen hat, indem man selber der Kranken die Richtung vorschreibt. Nicht lange bleibt sie bei der ihr aufgenötigten chronologischen Erzählung, sondern fährt da fort, wo sie vordem stehen geblieben. Das sinnliche Moment, das für den Kenner schon lange hindurchschimmerte und in dem Heißhunger, sich auszutoben, erst recht offenkundig wurde, erfährt

jetzt einen prägnanten Ausdruck in der Erinnerung an das Bild von der Bacchantin[1]).

An die Erinnerung an jenes Bild reiht sich eine andere, die uns wieder ein Stück Weges weiter führt. „Vor solcher Lüsternheit", fährt Irma fort, „habe ich mich von Anfang an entsetzt. Wie ich sie zum ersten Male kennen gelernt habe, ist mir unvergeßlich. Von einem Lehrer wurde uns in der Schule von Nero erzählt. Er brachte uns ein Buch mit, darin war ein Bild von Nero. Das hatte schon jenen Zug! Ich konnte daher Quo vadis nicht lesen. Ich verstand nur die Sache der Gastmähler, wo man ja war um zu essen, wie ein Tier, das sich voll frißt. Und wie die Szenen nach den Gastmählern beschrieben wurden, das war, was mich entsetzt hat".

„Wie kann das nur so deutlich kommen, ich hatte es doch vergessen! Nein, warum soll ich so häßliche, unästhetische Sachen aussprechen? Es gibt Dinge, über die ich nicht sprechen kann, sowie ich niemanden um mich leiden kann, wenn ich auf häßliche Art krank bin. Ich habe dann Ekel vor mir selbst"[2]). Sie fügt hinzu, daß sie kürzlich die Pflegerin aus dem Zimmer geschickt habe als sie Blut brechen (?) mußte. Und noch erwähnt sie, sie liebe auch Rubens nicht.

Als ich Irma heute verlasse, erzählt sie noch, es sei ihr gestern abend auf einmal so leicht gewesen, daß sie ihren Körper gar nicht gefühlt habe. Ich finde ferner die Notiz: Wenn mein Onkel und ich Geister bannen könnten, wären wir auch selber Geister.

7. Juni. Neunte Sitzung.

In der Nacht auf heute will sie bis $^1/_2 2$ Uhr geschlafen haben, dann wieder auf dem Friedhofe gewesen sein. Sie habe am Grabe gestanden und aufgepaßt, ob nichts passiere. Frau Pro-

[1]) Wenn die Aufeinanderfolge der Einfälle in der Analyse anfangs regellos und zufällig erscheint, so erkennt man doch bald das gemeinsame Thema, das den einen an den andern knüpft und nach und nach eine immer eindeutigere Sprache redet, immer unverhüllter zu Tage tritt. Aus den Einfällen der Kranken diese Themata, dieses Walten der unbewußten Gedankentätigkeit rechtzeitig zu erkennen und dann zu verfolgen, gehört zu den befriedigendsten und schönsten Aufgaben des Psychiaters und entschädigt vollauf für Zeit und Mühe, die uns solche Analysen kosten.

[2]) Kurz vor Beendigung der Kur gab sie an, sie habe einmal einen Darmkatarrh gehabt. Der Gedanke, „auf diese Art" krank zu sein, sei ihr furchtbar gewesen. — Fragen nach besonderen Gewohnheiten bei der Stuhlentleerung ergaben damals nichts Abnormes.

fessor N. sei da gewesen und habe sie angeschaut wie in jenem Augenblicke.

Ich bitte Irma, mir von 1903 ab den weiteren Verlauf der Krankheit zu schildern. Sie weicht bald ab und kommt auf ihren Widerwillen gegen ärztliche Behandlung zu sprechen. „Ich mag mich nicht behandeln lassen! Es ist so häßlich! Schon als Kind bin ich immer ausgerissen vor dem Arzte!" Sie erinnert sich einer Szene als Kind, wo sie einen bösen Ausschlag[1]) gehabt und ihr alter Hausarzt sie habe untersuchen wollen. Sie habe um alles in der Welt sich nicht ausziehen lassen, sei fortgelaufen und habe sich eingeschlossen. Dieser Beweis übertriebener kindlicher Schamhaftigkeit ist wichtig.

Ich führe Irma hierauf wieder auf unser Thema zurück. Beim Jahre 1904 angelangt, berichtet sie, daß man sie zu einer Mastkur habe zwingen wollen, was sie erst recht krank „im Geiste" und verwirrt gemacht habe. Die Dinge seien ihr bald erschienen, wie wenn ein Schleier darüber läge. Sie sei dann aber körperlich besser geworden und habe eines Tages das Gefühl gehabt, wie wenn sie aus einer schweren Krankheit erwacht wäre. Da sei ihr das Gefühl, kein Mensch mehr zu sein, zum ersten Male gekommen. Sie habe dann gedacht, wenn sie doch kein Mensch mehr sei, könne sie nur völlige Ruhe finden, wenn sie „ganz zu den Toten" ginge. Sie habe danach versucht, allein ans Wasser zu kommen. — Hieran reihte sich dann die oben (Assoziationsexperiment Reaktion 3) zitierte Opheliaphantasie.

Irma gelangt heute bis zu ihrem Aufenthalte in Berlin. Ich übergehe das Dazwischenliegende. Ich sehe, wie Gesicht und Hände zucken, als sie auf diesen Aufenthalt zu sprechen kommt. Daran erkenne ich ihren großen Widerstand gegen die Aufgabe, von jener Zeit zu reden. Von der Mutter wissen wir, daß ihre Erregung damals den Höhepunkt erreicht hatte. Irma erwähnt nur noch, wie sie dort sehr viel herumgelaufen sei und einen furchtbaren Konflikt gekämpft habe. (Siehe später.)

Abends wird sie von meinem Onkel hypnotisiert und schläft darauf die ganze Nacht.

Am nächsten Tage (8. Juni, zehnte Sitzung) erzählt sie, sie hätte gestern am liebsten mit den Zähnen geknirscht, als sie von Berlin sprach. Auch heute zeigt sie großen Widerstand, als ich sie bitte weiterzufahren, wo wir gestern stehen geblieben. — Ihr Verlobter

[1]) Wohl die Schafblattern. Die Szene ist von der Mutter bestätigt.

habe sie dort im Herbste besucht[1]). Sie habe in jener Zeit die Beobachtung gemacht, daß sie niemanden mehr lieb haben könne. „Wenn jemand lieb zu mir war, hatte ich ein Schuldgefühl. Ich konnte jemanden nur aus Schuldgefühl lieb haben. Schon vorher konnte ich keine Sehnsucht mehr haben! Das ist wie ein langsames Absterben, davor graut mir. Wie wenn man ein Feuer langsam ausgehen läßt!“[2])

In Berlin habe sie zum ersten Male ihr Gedächtnis in Stich gelassen, sie habe sich sehr elend gefühlt und habe an Gedankenschwäche gelitten. — Wir werden später noch mehr über diesen Aufenthalt in Berlin erfahren. Heute gibt sie noch Auskunft über die Zeit bis zum Eintritt in die Behandlung meines Onkels. Es tritt dabei nichts Neues zutage.

Die Nacht vom 8. zum 9. verläuft außer zwei Stunden Erregung gut, sie geht am 9. zwei Stunden spazieren, wird gegen Abend aufgeregt, schläft in der Nacht auf den 10. nur bis 12 Uhr, bekommt dann Angst und bleibt wach.

Die nächste Sitzung ist am 10. Sie erzählt, daß sie sehr frühreif in ihrer Lektüre gewesen sei. Durch eine Freundin, die Tochter eines Buchhändlers, habe sie alles erhalten: Schopenhauer, Ibsen. Die Frau vom Meere liebt sie bezeichnenderweise sehr! Bei diesem Anlasse lenke ich unser Gespräch zum ersten Male auf die sexuelle Sphäre. Wer bisher gefolgt ist, wird kaum einwenden, daß dadurch willkürlich die Aufmerksamkeit der Kranken auf dieses Gebiet gelenkt worden sei. Verraten doch ihre Phantasien schon längst eine sehr starke sexuelle Komponente. Ich frage sie, ob sie auch auf sexuellem Gebiete „frühreif“ gewesen sei. Antwort: „Nein, im Gegenteil.“ Darauf ich: „Haben Sie einmal eine brüske Erfahrung auf diesem Gebiete machen müssen?“ Auf diese Frage wird Irma sehr erregt, wendet sich ab, atmet rasch und krampft die Finger zusammen.

Es war im Seebad Z. (1905) gewesen. Sie war dort in einer Pension und sollte auf Bitten der Hausdame mit einer Französin ausgehen, da jene „so allein“ sei. Unterwegs trafen sie einen Herrn (Dr. Wu.), der früher mit ihnen zusammen in der Pension gewohnt, vor kurzem aber ausgezogen

---

[1]) In späterer Zeit erklärte sie einmal, sie habe bei jenem Besuche einen furchtbaren Konflikt zu kämpfen gehabt, da ihr der Bräutigam so schwach und haltlos vorgekommen sei, was ihr an einem Mann entsetzlich wäre.

[2]) Janets „sentiment d'incomplétude dans les émotions“, in diesem Falle „sentiment d'indifférence (siehe Janet, Obsessions et Psychasthénie, S. 298 ff.); „Emotioneller Torpor“ der Deutschen (siehe O. Binswanger, Die Hysterie, S. 106).

war. Die Französin ließ sich mit dem Herrn in ein Gespräch ein, an dessen Inhalt sich Irma nur vage erinnert. Sie hätten davon gesprochen, in einem Seebad ein Etablissement zu gründen, womit sie rasch Geld verdienen könnten. Die Französin sei lächelnd darauf eingegangen und der Herr habe ihr für ihre Mitwirkung („denn man brauchte auch Damen dazu") einen bestimmten Preis genannt, der Irma sehr hoch vorkam. Nun beginnt von neuem ein großer Widerstand. Allmählich fährt sie fort und berichtet, wie sie in ausgelassener Laune und da sie immer viel Geld brauchte, in die Worte ausgebrochen sei, aber ohne sich im Geringsten etwas Schlimmes dabei zu denken: „Oh, um den Preis würde ich mich auch hingeben!" Befragt, was jener Herr darauf geantwortet, gerät sie in die größte Aufregung, beginnt zu schluchzen und im Zimmer herumzulaufen und erklärt, das könne sie nie und nimmer sagen. Ich suche sie zu beschwichtigen, sage ihr, daß durch das Aussprechen die Erinnerung an jenes Erlebnis weniger affekterfüllt würde, wie sie es ja selbst schon mit der Erinnerung an Frau Professor N. erfahren habe; und indem ich ihr jedes Wort gleichsam abringe, erklärt sie weiter: „Er sagte etwas Gemeines — das mich sofort belehrte — so ungefähr, das könnte ja gleich geschehen." Nach abermaliger langer Pause: „Ich sollte in seine Wohnung kommen." Da ich merke, daß das noch nicht alles war, aber sehe, daß nichts Weiteres mehr zu erfahren, frage ich nur noch, ob er davon gesprochen, sie in sein Bett zu nehmen. Darauf sie: „Ja, etwas Ähnliches." Den präzisen Ausdruck, der ja für die Analyse so wichtig gewesen wäre, habe ich nicht erfahren; ich bin auch nicht mehr in die Patientin mit weiteren Fragen danach gedrungen, da ich es therapeutisch nicht für absolut nötig hielt, und das Feingefühl der Patientin aus rein wissenschaftlichen Gründen nicht allzusehr brüskieren wollte[1]).

[1]) Kurz vor Beendigung dieser Arbeit habe ich einsehen gelernt, was für einen großen Fehler ich mit dieser Schonung des Feingefühles begangen habe. Im Laufe des Sommers 1908 hat Irma einen kurzen Rückfall bekommen, der in erster Linie diesem Fehler zu verdanken war. Durch häufigen Verkehr mit einem Herrn ihrer Umgebung war die Episode in Bad Z. in Irma wieder lebendig geworden. Sie kam in immer größere Aufregung und hatte einen furchtbaren Drang, den „Rest, der noch in ihr zurückgeblieben", los zu werden und sich auszusprechen. Anderseits sträubte sie sich noch immer, die Worte, die Dr. Wu. ausgesprochen, auf die Lippen zu nehmen. Darüber kam es zu einem kurzen Dämmerzustand, nach dessen Ablauf sie dem behandelnden Arzte jene Worte aufschrieb, aber wiederum erst auf energisches Verlangen des Arztes. In kurzem war damit der Rückfall vorbei und Irma fühlte sich wohler denn vorher. Zum

Den Sinn des Gespräches zwischen der Französin und dem Herrn (Dr. Wu.) will Patientin erst nachträglich erfaßt haben, was ich ihr gern glaube. Äußerst bezeichnend ist aber der Ausdruck: Um diesen Preis würde ich mich auch hingeben! Geht sie doch damit unbewußt auf den Sinn des vorangegangenen Gespräches ein, so daß man wiederum nicht erstaunt ist, wenn jener offenbar rohe Mensch sie beim Wort nimmt und den Sinn erfaßt, wie er dem Zusammenhang entspricht. Irma selbst wollte mit dem Ausdrucke sagen, daß sie gern um den Preis in das Etablissement, das sie für etwas durchaus Reelles hielt, eintreten, ihre Freiheit aufgeben wolle. Die Zweideutigkeit des Ausdruckes läßt uns aber ahnen, daß das Unbewußte an seiner Fassung mit beteiligt ist. Das Wort „sich hingeben" ist uns in der Analyse schon einmal begegnet. Die Stelle ist bezeichnend: „Als die Sache mit Frau Professor N. kam, ging das Bild (der Bacchantin!) nebenher, vielleicht verbunden mit der unbändigen Angst: Was kann aus einem Menschen werden, wenn er sich einer Sache derartig hingeben muß?" Ob die Verquickung der beiden Komplexe, Frau Professor N. und Bacchantin (Bulimie und Sexualität) schon gleich nach der Bekanntschaft mit der ersteren entstand oder erst nachträglich sich bildete, ist nicht zu bestimmen, da ja die Patientin sich öfters in solchen Dingen täuscht. Es genügt aber, daß sie in ihrem jetzigen Zustande beides vereinigt. Den Ausdruck „sich hingeben" wandte sie also indirekt auf die Freßgier der Frau Professor N. und auf die Lüsternheit der Bacchantin an und jetzt zum dritten in zweideutiger Weise auf sich selbst! Soviel sei erinnert.

Nach der heutigen Sitzung ist Patientin noch etwas aufgeregt, geht mittags mit der Pflegerin spazieren, kommt aber bald „ins Rennen". Als ich sie abends noch einmal besuche, läuft sie unruhig umher und bittet mich: „Machen Sie mich doch nicht wieder zum Menschen." Im Zusammenhange mit dem Gespräche von heute Morgen über die Beleidigung des Dr. Wu. gewinnt dieser Ausdruck, der uns so oft begegnet, einen präziseren Sinn[1]).

Verständnisse der Analyse sei mitgeteilt, daß die Worte „Mirakel der Ehe" und „Beischlaf" vorkamen und das Ganze eine grenzenlose Beleidigung für das „stolze Kind" (wie Dr. Wu sagte) war. Auch ein gesundes Mädchen wäre Zeit ihres Lebens nicht darüber hinweg gekommen. — An der Schilderung dieses Traumas zu zweifeln, liegt kein Grund vor, da Irma heute noch daran festhält, wie am ersten Tag.

[1]) Sie will kein Mensch sein, weil unter Menschen so häßliche Dinge vorkommen, wie diejenigen, über die sie Dr. Wu. aufklärte!

Ich frage Irma heute Abend, ob ich sie hypnotisieren solle, worin sie rasch einwilligt. Bisher hatte mein Onkel noch die Hypnosen geleitet. Nach seinem Vorgehen fixierte ich Patientin etwa $^1/_2$ Minute, gab ihr die gewöhnlichen Suggestionen, die Lider würden ihr schwer, sie würde schon ruhig und müde, worauf rasch eine leichte Hypnose erfolgte. In derselben suggeriere ich ihr, wie mein Onkel es getan, sie solle zunächst 20 Minuten, dann von 9 Uhr abends bis 8 Uhr früh schlafen. Die Nacht verlief demgemäß mit Schlaf von 9 bis $^3/_4$8 Uhr.

Am nächsten Morgen (zwölfte Sitzung) ist sie zugänglich, läuft aber unruhig im Zimmer herum. Ich frage sie, was nach jenem Gespräche im Bad Z. geschehen sei? — Sie habe die beiden anderen stehen lassen und sei weggegangen. Die Französin sei bald „weggeschickt" worden und auch sie habe das Bad bald verlassen. An die ganze Episode habe sie sich erst seit einigen Tagen wieder erinnert!

Nachdem ich zur Genüge das übertrieben entwickelte Ekelgefühl bei Irma konstatiert hatte (z. B. auch Ekel vor dem eigenen Körper), lag der Verdacht nahe, daß autoerotische Vorgänge bei dessen Entwicklung mitgespielt hatten, was Patientin aber verneinte. Auffällig war dabei, wie ruhig sie auf dieses Thema reagierte, so als berührte es ihre Person nicht im mindesten, wie wenn sie wirklich „kein Mensch" wäre. — Die auffallende Naivität, die Irma bei der Episode in Bad Z. an den Tag gelegt, und der enorme Widerstand, der sich bei der Reproduktion derselben eingestellt hatte, veranlaßten mich, jetzt näher auf die psychosexuelle Konstitution Irmas einzugehen, in der wir als abnorme Züge schon lange übertrieben entwickeltes Ekel- und Schamgefühl gefunden haben. Um die pathogene Wirksamkeit jener Episode würdigen zu können, mußte ich zunächst suchen, wie der Boden beschaffen war, auf den der unverhüllt sexuelle Vorschlag des Dr. Wu. gefallen war. Hatte ich doch den Eindruck gewonnen, als hätte Irma durch jene Worte eine brüske sexuelle Aufklärung erfahren. Ich bitte sie daher, mir die Entwicklung ihrer Ansichten über dieses Thema zu schildern.

Sie berichtet, zuerst habe sie an den Storch geglaubt wie andere Kinder. Dann fällt ihr sogleich eine Episode angeblich aus ihrem 18. Jahre ein, wo ein Herr an der Echtheit ihrer fünf jungen Hunde gezweifelt und sie entrüstet entgegnet habe: Die Hündin sei ja eine ganz echte Rasse. Erst nach dieser Episode habe ihre Mutter ihr mitgeteilt, daß, um Junge zu bekommen, ein männliches und ein weibliches Tier nötig seien. Mehr habe die Mutter jedoch nicht gesagt. Auf den Menschen übertragen, habe sie sich dann vorgestellt, die

Kinder entstünden durch das Küssen. Sie kommt dabei auf einen bisher nicht erwähnten Jugendfreund namens Max, den sie oft harmlos geküßt habe. Er sei 5 Jahre älter als sie gewesen. Sie erinnere sich, wie er bei seiner Heimkehr in die Ferien jeweils auf sie zugekommen sei und sie geküßt habe. Nachdem sie aber jene Vorstellung vom Küssen bekommen habe, hätte sie damit aufgehört und sei ihm „ernst und gesetzt" entgegengekommen[1]).

In der nächsten (dreizehnten) Sitzung empfängt sie mich mit den Worten: „Es ist mir, wie wenn Sie meinen Geist auf eine andere Bahn gelenkt hätten." Sie habe die ganze letzte Nacht wach gelegen (die Hypnose wurde nur dreimal wöchentlich angewandt!) und habe über ihre Zukunft nachgegrübelt (d. h. über ihre Verheiratung!). Die Geister seien aber nicht gekommen! (Das war die erste Nacht ohne Hypnose in der sie nicht von Visionen geplagt wurde!) Sie wisse gar nicht, was sie tun solle. „Ich komme mir vor, wie ein welkes Blatt, das am Boden liegt und auf den Wind harrt, der es hoch heben soll. Der Wind muß schon stark sein, sonst fällt es immer wieder zu Boden." Ferner: „Das ganze letzte Jahr habe ich alles, alles vergessen gehabt und jetzt fällt mir alles wieder ein. Als ob Sie mir die Erinnerung zurückgegeben hätten und noch mehr zurückgeben würden! Ich begreife nicht, daß ich die Existenz einer Person vollständig vergessen konnte, einen Menschen, mit dem ich viele Jahre zusammen war, nicht nur die Person, das ganze Dasein, das ist so komisch. Von selbst wäre ich nicht darauf gekommen. So kann ich stundenlang meine eigenen Angehörigen vergessen!"

War nun die Erweiterung ihres Bewußtseinsfeldes, die sie selber so frappierte, ein erfreulicher Erfolg, so zeigte sich doch sehr rasch, wie schwere Hindernisse für den weiteren Fortgang der Kur sich noch entgegentürmten.

Ich führe Patientin nochmals auf ihre Kindheitsansichten über die Entstehung der Kinder zurück, die sie das letztemal so fragmentarisch

[1]) Am Schlusse der Kur, als ich mit der wieder völlig klaren Patientin die einzelnen Erlebnisse noch einmal durchging, um sie auf ihre Wirklichkeit zu prüfen, erklärte Irma, sie habe wohl einen Jugendfreund mit Namen Max gehabt, mit dem sie sehr gern gespielt habe, aber geküßt hätte sie ihn nie. Hingegen hätte eine Gespielin von ihr einen Freund gehabt, der auch Max hieß und den jene öfters geküßt habe. Zu jener Freundin habe sie dann gesagt, sie dürfe ihren Freund nicht mehr küssen, weil daraus Kinder entstünden. — Wir erkennen hier wieder den Vorgang der hysterischen Identifikation.

behandelt hatte. Sie weiß nicht, wann sie nicht mehr an den Storch geglaubt habe, sie habe nur bald gefunden, er könne ja gar keine Kinder tragen. Was sie dann zunächst geglaubt habe, „das sage sie nicht, das sei so furchtbar lächerlich." Als ich sie dennoch bitte, bricht auf einmal der ganze Widerstand los, ein Zeichen, daß wir an ein Thema gestoßen, das ihr noch unerträglich, auf dem noch die ganze Macht der Verdrängung lastet. Sie erklärt: „Ich möchte an gar nichts denken, ich will allein sein, keinen Menschen um mich haben und nicht gequält werden. Ich kann nicht mehr und will Ruhe. Ich tauge nicht fürs Leben, ich werde nie taugen fürs Leben. Bitte lassen Sie mich allein! Ich will ja nicht das werden, was die Menschen gesund nennen! Ich will ganz allein sein und nur tun und sehen, was schön ist! Das kann man nicht als Kind und nicht, wenn man nicht allein ist!"

Hier haben wir deutlich das Widerstreben gegen ihre Genesung, die Zähigkeit, mit der sie an der Krankheit festhält. Wir ahnen aber auch schon den Grund ihrer „Flucht in die Krankheit."

Die Redeweise der Kranken ist „menschlicher", „natürlicher" geworden. Während sie anfangs sagte, wenn ihr Bräutigam sie berühre, könne er nicht wissen, ob sie lebendig oder tot, ein Mensch oder ein Geist sei, so hat sich ihre Redeweise allmählich des symbolischen Charakters begeben. Zunächst hieß es noch: Sie sollen mich wieder zum Menschen machen; oder meistens: ich will nicht, daß sie mich zum Menschen machen. Jetzt: Ich will nicht das werden, was die Menschen gesund nennen!

Ich frage nun, was die letzte Äußerung: „nur tun und sehen, was schön ist" und „das kann man nicht als Kind usw." bedeute. Darauf Patientin: „daß man alles Natürliche schön tut. Die meisten Menschen haben für ihre Person, für ihre Gestalt zwei Kleider, ein Sonntagskleid und ein Hauskleid. Warum ist das Hauskleid so viel weniger schön als das Sonntagskleid? Wenn ich etwas schön tue, tue ich's doch für mich und nicht, um anderen Menschen zu gefallen. Wie viele nehmen sich zusammen, wenn andere Menschen dabei sind und sonst lassen sie sich gehen. Das muß man von allen Menschen, die einem fern und nahe stehen, in Kauf nehmen. Was will man als Kind tun? Sagen und ändern kann man nichts, und ändern wird man nie etwas können, solange man mit anderen Menschen zusammen ist. Hie und da gibt es einen Menschen, der das, was natürlich ist, schön und anmutig tut. Und es gibt so viele Kleinigkeiten. Ich begreife nicht,

warum die Menschen keinen Sinn dafür haben. Die können so abstoßen, so abschrecken. Ich weiß, ich bin gräßlich in der Beziehung. Selbst wenn ein Mensch einen durchaus vornehmen, schönen Charakter hat und ich lerne ihn näher kennen und sehe, daß er häßliche Unarten hat . . . . . ich kann mich so schwer darüber hinwegsetzen." — Sie habe sich furchtbar gegen eine Pflegerin gesträubt, fährt Irma fort. „Mit den meisten Menschen kann ich nicht den ganzen Tag zusammen sein und mit keinem kann ich das Zimmer teilen für die Nacht. Fräulein L. macht eine Ausnahme" (die Pflegerin). Hier folgt dann auch der Ausspruch, sie habe sich schon als Kind vor jemanden entsetzen können, der unschön gegessen habe!

Diese Ausführungen werden erst recht verständlich, wenn wir in Betracht ziehen, daß die Gedanken an ihre Heirat, an die Hochzeitsnacht insbesondere schon lange ihren Geist beschäftigen. Mit diesem Hintergrunde wird uns vieles klar. (Die Furcht vor dem Sichgehenlassen anderer, nämlich des künftigen Mannes; vor seinem „Hauskleid"; vor seinen Unarten, wenn man ihn näher kennen lernt; die Angst, mit einem Menschen den ganzen Tag zusammen zu sein, die Unmöglichkeit, mit ihm das Zimmer zu teilen für die Nacht usw.[1])

Rückblick.

Zu den beiden großen Themen der Ernährung und des Todes ist nun als drittes das der Sexualität getreten. Alle drei hängen aufs innigste miteinander zusammen[2]), gegenüber allen dreien zeigt Irma

[1]) Ich frage Irma noch, ob sie denn auch an mir bei näherer Bekanntschaft etwas Abstoßendes, sie Verletzendes bemerkt habe. Darauf sie: „Im Gegenteil! Ich habe gesehen, daß Sie von sehr häßlichen Dingen natürlich und doch zart sprechen können!" Unter den „sehr häßlichen Dingen" mag sie die Periode, autoerotische Sexualbetätigung, alles ihr Ekel Erregende, das Verzehren von Leichen u. a. verstehen. Es soll mit dieser Bemerkung der Patientin gezeigt werden, daß der Arzt sogar mit Kranken von so exzessivem Scham- und Ekelgefühl über derlei Dinge, auch sexueller Art, sprechen kann, ohne diese Gefühle zu verletzen, ja im Gegenteil, der Arzt wird durch die rein „natürliche", d. h. biologische Auffassung dieser Dinge die Kranken beruhigen und, was mehr ist, sie allmählich zu einer ähnlichen Auffassung erziehen.

[2]) Hier mag daran erinnert werden, daß auch in manchen Mythologien Tod und Sexualität enge miteinander verknüpft sind, so bei den Indern, wo der Gott des Todes neben den Totenköpfen zugleich ein Penissymbol als Attribut hat. Ganz allgemein spricht sich Schopenhauer über den Zusammenhang aller drei Themen aus, indem er sagt: „Der Ernährungsprozeß ist ein stetes Zeugen, der

durchaus dasselbe Verhalten. Am deutlichsten tritt bis jetzt die Abwehr, die Verneinung aller drei zutage, und zwar in der Form des Ekels, der eine Beimischung von Entsetzen, Angst und Grauen enthält. Sie ekelt sich vor dem Essen (ein neuer Beitrag hiefür ist Nero), vor den Leichen (beides vereinigt zum Leichenessen) und ekelt sich vor der Sinnlichkeit. (Personifiziert ist die letztere in dem Bilde der Bacchantin.) Mit denselben Worten, denselben Gebärden des Abscheus gibt sie ihrem Gefühle jeweils Ausdruck. Neben dem Ekel finden wir ein mehr oder weniger deutlich ausgeprägtes Schamgefühl. Stark übertrieben ist es auf dem Gebiete der Sexualität. Schon als Kind geniert sie sich, sich vor dem Arzte zu entkleiden. Über sexuelle Dinge zu reden, bringt sie anfangs in die größte Aufregung. Gegenüber den Toten zeigt sie eine schamhafte Scheu und das Essen besorgt sie am liebsten allein und in solcher Heimlichkeit, wie es bei Gesunden nur bei gewissen anderen körperlichen Funktionen der Fall ist[1]). Neben dem Ekel tritt nun ferner ganz unverhohlen ein ausgeprägter aktiver Drang auf allen drei Gebieten auf, eine Sucht nach dem, was eben noch verabscheuungswürdig und ekelhaft erschien. Auf dem Gebiete des Sexuellen nennen wir diesen aktiven Drang, diesen „Hunger" Libido (Freud). (Mitten zwischen Abwehr (Ekel) und Libido steht das Schamgefühl, in dem sich, wie Havelock Ellis sehr fein darlegt[2]), Abwehr und Libido zugleich vereinigen.)

Zeugungsprozeß ein höher potenziertes Ernähren; die Wollust bei der Zeugung die höher potenzierte Behaglichkeit des Lebensgefühles. Anderseits ist die Exkretion, das stete Aushauchen und Abwerfen von Materie dasselbe, was in erhöhter Potenz der Tod, der Gegensatz der Zeugung, ist." Welt als Wille und Vorstellung. IV. Buch, S. 326. (Brockhaus 1891.)

[1]) Vgl. hiezu den Fall von Raymond et Janet (Les Obsessions et la Psychasthénie II, p. 386 f.), den die Autoren als „Obsession de la honte de l'alimentation" auffassen. Das jetzt 24jährige Mädchen hat schon seit dem 12. Jahre das Gefühl „que c'est laid, vilain de manger, qu'on devrait se cacher pour le faire comme pour uriner." Es hat auch Angst, beim Essen zu erröten. Es kommt zu wochenlanger Nahrungsverweigerung. — Die Autoren weisen mit Recht darauf hin, daß solche Fälle nicht unter den Begriff der gewöhnlichen hysterischen Anorexie fallen, da, wie auch bei Irma, das Hungergefühl erhalten bleibt. Während bei uns ein so ausgeprägtes Schamgefühl beim Essen pathologisch ist, liegt dieser Zug der menschlichen Natur doch nicht so ferne. Interessante Angaben darüber macht Havelock Ellis (Geschlechtstrieb und Schamgefühl, deutsch von Kötscher, 3. Auflage, S. 71). Bei gewissen wilden Völkern fällt nur das Essen und Trinken unter den Begriff des Schamhaften, die Nacktheit dagegen nicht.

[2]) l. c. p. 4 ff. Die Entwicklung des Schamgefühles.

Irma selbst bezeichnet diesen aktiven Trieb als Heißhunger, ein Wesen, das sich ihm hingibt als Raubtier und den Zustand, in den wir dabei versetzt werden, als ein Gefühl der Wildheit, des Sichaustobens, des Sichhingebens und des Übermanntwerdens, ein Gefühl, bei dem man nicht weiß, was man tut und was aus einem wird. Ein Teil dieser Ausdrücke stammt aus dem Gebiete des Essens, ein Teil aus dem der Sexualität; das Gefühl selbst ist ganz dasselbe gegenüber Frau Professor N., dem Symbol der Bulimie, wie gegenüber der Bacchantin, dem Symbol der Sinnlichkeit oder Lüsternheit. Und als drittes finden wir auch neben der Angst den Drang, die Toten aufzusuchen, auf den Friedhof zu laufen, auf die Gräber aufzupassen.

Fragen wir uns nun, um einen Schritt weiter zu kommen, welches der drei Themen die stärkste Triebkraft für die Entstehung und Unterhaltung der krankhaften Symptome Irmas abgibt, so werden wir jetzt schon erkannt haben, daß es das zuletzt aufgetretene ist, auf dem die Macht der Verdrängung am stärksten lastete, die Sexualität. Haben wir doch schon gesehen, wie die Sexualität in die beiden anderen Gebiete hineingreift, wie Irmas Mund überquillt von Ausdrücken aus der sexuellen Sphäre auch da, wo äußerlich nichts von Sexualität zu verspüren ist. Beweisend wird erst der weitere Verlauf der Analyse sein, wo die sexuelle Sphäre immer stärker hervortritt, um schließlich ganz allein zu herrschen. Wir werden für unseren Fall die Ansicht Freuds als richtig erkennen, daß die Psychoneurosen „auf sexuellen Triebkräften beruhen," daß „der Beitrag der Energie des Sexualtriebes der einzig konstante Anteil und die wichtigste Energiequelle der Neurose ist, sodaß das Sexualleben der betreffenden Personen sich entweder ausschließlich oder vorwiegend oder nur teilweise in diesen Symptomen äußert[1])."

Wie die sexuelle Sphäre in die Todesgedanken hineinspielt, sei hier nur kurz erwähnt. Der Umweg, auf dem es geschieht, ist der Schlaf. Sie möchte ganz lange schlafen, daß sie wie tot daliegt. Später im Dämmerzustand sagt sie einmal: „Der Tod ist ein schöner Mann,

---

[1]) Freud, Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (Deuticke 1905), II p. 22. Die Kenntnis dieser drei Abhandlungen, vor allem des Abschnittes „der Sexualtrieb bei den Neurotikern" muß vorausgesetzt werden. Soviel darin auch noch im Fluß befindlich und unvollendet ist, so bildet diese Arbeit doch die Grundlage für jede weitere Arbeit auf diesem Gebiete und zusammen mit der Traumdeutung das unentbehrlichste Rüstzeug für jeden, der Psychanalyse treibt.

der die Arme um einen schließt." Tod und Schlaf seien Brüder usw. Die Verquickung von Tod und Sexualität zieht sich durch die ganze Analyse und wirkt tief in die Genese der Anfälle hinein. All das wird uns später beschäftigen. Zu einem gewissen Abschluß können wir aber jetzt schon das Thema von Ernährung und Sexualität bringen und tiefer in die Symptome der Nahrungsverweigerung und des Heißhungers eindringen. Dann haben wir nachher freie Hand für das Übrige.

Vorerst müssen wir uns die sexuelle Konstitution Irmas vergegenwärtigen. Ist diese doch die Grundlage, auf der und aus der heraus sich die krankhaften Symptome entwickeln[1]). Sofort erkennen wir da ein „Stück Sexualverdrängung, welches über das normale Maß hinausgeht, eine Steigerung der Widerstände gegen den Sexualtrieb, die uns als Scham und Ekel bekannt geworden sind, eine wie instinktive Flucht vor der intellektuellen Beschäftigung mit dem Sexualprobleme," welche „die volle sexuelle Unwissenheit noch bis in die Jahre der erlangten Geschlechtsreife bewahrt hat[2])." Ich erinnere hier daran, daß Irma noch mit 18 Jahren nicht wußte, daß ein männliches und ein weibliches Tier an der Erzeugung junger Hunde beteiligt sein müssen, daß sie dann später glaubte, die Kinder entstünden durchs Küssen. Weitere sehr instruktive Ansichten werden wir später hören. Über Scham und Ekel ist genug gesagt, auch diese „Widerstände" werden wir nach und nach erst vollständig würdigen können.

Wenn Freud weiter sagt, daß diese Widerstände oft verdeckt werden durch die „übermächtige Ausbildung des Sexualtriebes", so ist bei Irma bis jetzt das Umgekehrte der Fall. Nur einmal haben wir einen offenen Ausbruch der Libido wahrgenommen: „Ich möchte wieder hinaus und Mensch sein wie andere; ich hatte einen Heißhunger, mich auszutoben, zu leben!"[3]) Es genügt vorderhand,

[1]) Es sei hier darauf hingewiesen, daß Freud seit einer Reihe von Jahren nicht mehr in den „akzidentellen Erlebnissen", vor allem in den sexuellen Traumen der Kindheit das wichtigste Moment für die Entstehung und Entwicklung der Psychoneurosen erblickt, sondern in der Disposition, aber nicht in der allgemeinen neuropathischen Disposition, sondern in der sexuellen Konstitution. An Stelle des „infantilen Sexualtraumas" ist der „Infantilismus der Sexualität" getreten. Vgl. Freud, Meine Ansichten über die Rolle der Sexualität in der Ätiologie der Neurosen. Nr. XIV der Sammlung kleiner Schriften (Deuticke 1906).

[2]) Freud, Drei Abhandlungen usw., p. 23.

[3]) Und dann kam der Anfall, fügte sie damals hinzu!

auf das „Gegensatzpaar zwischen zu weit getriebener Sexualablehnung[1]) und übergroßem sexuellen Bedürfnis" hingewiesen zu haben.

„Der Anlaß zur Erkrankung ergibt sich für die hysterisch disponierte Person, wenn infoge der fortschreitenden eigenen Reifung oder äußerer Lebensverhältnisse die reale Sexualforderung ernsthaft an sie herantritt. Zwischen dem Drängen des Triebes und dem Widerstreben der Sexualablehnung stellt sich dann der Ausweg der Krankheit her, der den Konflikt nicht löst, sondern ihm durch Verwandlung der libidinösen Strebungen in Symptome zu entgehen sucht[2])." Auch hiefür ist Irma ein Paradigma, wie man überhaupt nur geduldig forschen muß, um die Anschauungen Freuds bestätigt zu finden. Wir sahen, daß die Krankheit begann, als der Jugendfreund ihre Vaterstadt verließ. Über die damaligen Symptome sind wir aber zu ungenau unterrichtet. Mit aller Evidenz trifft dann aber beim Ausbruche des ersten Anfalles obiger Satz zu. Das „Drängen des Triebes" war äußerst stark (vgl. die Anstrengungen, die sie machte, den Geliebten zu sehen), das Resultat der Zusammenkunft war aber negativ. Schon bevor der Geliebte kam, nur schon infolge des Zwiespaltes zwischen dem Drange, „sich auszutoben, zu leben" und dem Gefühle, „daß ihre Kräfte nicht standhalten würden," entstand der erste Anfall. Was in diesem Anfalle selbst vorging, wissen wir nicht.

Da wir jenes „Gegensatzpaar" einmal kennen gelernt haben, sei gleich auf eine besondere Rätselhaftigkeit aufmerksam gemacht, die daraus resultiert, ich meine den Umstand, daß Pat. das eine Mal gesund werden will, das andere Mal fleht, man möge sie doch nicht gesund machen, daß sie einmal ein Mensch werden will wie andere, ein andermal bittet: „Machen Sie mich doch nicht zum Menschen, ich tauge nicht fürs Leben," ferner daß sie einmal wünscht, man solle nicht vor ihr zurückschrecken, solle sie streicheln, ein andermal bittet, man möge sie nicht berühren, weil man dann zurückschrecke, da sie lebendig und tot sei. Je nachdem bei Irma die Libido oder die Sexualablehnung überwiegt, fällt der Ausspruch positiv oder negativ aus. Seien wir uns übrigens klar, daß auch der Gegensatz zwischen lebendig und tot aus demselben Konflikte entspringt!

Nun können wir zu einem weiteren Kriterium des Sexual-

[1]) Hiezu gehören vor allem auch die Aussprüche in der letzten (dreizehnten) Sitzung, S. 226 f.

[2]) Freud, Drei Abhandlungen, S. 24.

triebes der Neurotiker vordringen, das uns endlich Licht bringen wird in den Zusammenhang zwischen Sexualität und den krankhaften Symptomen auf dem Gebiete der Ernährung. Wie Freud gezeigt hat, „sind bei den Psychoneurotikern Überschreitungen im Unbewußten und als Symptombildner nachweisbar, unter ihnen mit besonderer Häufigkeit und Intensität diejenigen, welche für Mund- und Afterschleimhaut die Rolle von Genitalien in Anspruch nehmen[1])." Dafür, daß die Afterschleimhaut in unserem Falle in Betracht kommt, habe ich wenigstens keine Anzeichen in der Analyse gefunden (oder sollte die Angst und die Abscheu vor Darmerkrankungen hieher gehören?). Irma zeigt auch nicht den „analen" Charakter (Geiz, Ordnungsliebe usw.). Wohl aber scheint die Mundzone bei Irma durchaus die Rolle einer erogenen Zone[2]) übernommen zu haben. Schon beim Gesunden ist das ja mehr oder weniger der Fall (Küssen). Freud glaubt nun, daß alle Patienten, bei denen „die erogene Bedeutung der Lippenzone konstitutionell verstärkt ist", in der Kindheit lebhafte Lutscher waren. Das trifft bei Irma nicht zu; weder sie selbst noch ihre Mutter wissen etwas davon, daß sie als Kind gelutscht habe. Es scheint hier weniger eine konstitutionelle Verstärkung vorgelegen zu haben, vielmehr spielt ein akzidentelles Moment hier die Hauptrolle, das ist der Umgang mit Fräulein Faure. Durch ihr „stürmisches Küssen" hat sie künstlich die erogene Bedeutung der Lippenzone des Kindes großgezogen. Wir sehen aber, daß von früh an die Verdrängung auf dem Akt des Küssens lag. Wohl aus einer instinktiven Furcht vor der Leidenschaft der Französin waren ihr deren Küsse unangenehm. Sie mochte ja solche stürmische Zärtlichkeit gar nicht. Wir sahen ferner ihren Abscheu und ihre Angst, daß jener Herr, der ihr Schokolade geschenkt hatte, sich über sie beugen und sie küssen könnte (es ist hier ganz irrelevant, ob wir es mit einem Erlebnisse oder einer Phantasie zu tun haben), und erinnern uns an die Szene wo sie ein kleines Mädchen küssen sollte und es um alles in der Welt nicht tat. Ihr Glaube, daß Kinder durch das Küssen entstünden, zeigt weiterhin die erogene Bedeutung, die sie der Lippenzone beimaß. Instruktiv ist ferner, daß die einzige Angabe, daß sie gern und oft geküßt habe (nämlich ihren Jugendgespielen Max) auf einer Erinnerungstäuschung beruht, die auf dem Wege der Iden-

[1]) Drei Abhandlungen S. 25.

[2]) Vgl. Drei Abhandlungen, S. 26: Partialtriebe und erogene Zonen.

tifikation mit ihrer Freundin entstanden ist, und als Motiv einen Wunsch erkennen läßt, der in der Wirklichkeit wegen der darauf lastenden Verdrängung sich nicht durchsetzen konnte und daher in den „Wahn" floh.

Halten wir also fest, daß die Mundzone bei Irma die Bedeutung einer erogenen Zone hat und daß darauf die Verdrängung lastet, so daß die Betätigung dieser Zone nicht Lust, sondern Unlust hervorruft (Affektverkehrung, Freud). Auf welche Weise die Verdrängung zustande kam, dieser interessanteste und im Mittelpunkte der Freudschen Lehre stehende Vorgang, können wir uns nur aus der Sexualkonstitution Irmas erklären, in der wir Scham, Ekel und ästhetisches Feingefühl als sehr früh und sehr stark aufgetretene „seelische Mächte" erkennen, die bei ihr jegliche Äußerung des Sexualtriebes zu unterdrücken bestrebt sind und so die Affektverkehrung herbeiführen. Vergessen wir aber nicht, daß eine solche Unterdrückung niemals vollständig gelingen kann. Immer kommt es zu einem „Kompromiß" zwischen beiden Strebungen, der sich in der „Verwandlung der libidinösen Strebungen in Symptome" äußert.

Nun hat uns Freud gelehrt, daß da, wo die erogene Bedeutung der Lippenzone erhöht ist, die „Verdrängung kraft der Gemeinsamkeit der Lippenzone auf den Nahrungstrieb übergreifen" kann, so daß solche Kranke Ekel vor dem Essen und hysterisches Erbrechen produzieren. Das ist der Fall bei unserer Kranken. Wir erkennen jetzt schon, daß hier der Zusammenhang zwischen Sexualität und Ernährung kein Neben- oder Nacheinander ist, sondern daß das eine für das andere eintritt. In den krankhaften Symptomen auf dem Gebiete der Ernährung haben wir eine Äußerung des Sexualtriebes selbst und der gegen ihn gerichteten Mächte (Ekel, Scham) zu erblicken. Die Probe auf das Exempel ist das durchaus analoge Verhalten Irmas gegenüber dem Essen wie gegenüber dem Sexualtriebe, für das sie sich oft ein und desselben Ausdruckes bedient und das in der Assoziation: Frau Professor N. — Bacchantin gipfelt. Wir sehen jetzt hinter dem Heißhunger den Hunger nach Liebe[1]) (wie Irma später selber

[1]) Wir nehmen an, daß bei dem Eintreten des Nahrungstriebes für den Sexualtrieb der gemeinsame sprachliche Ausdruck ebenfalls mitwirkt, jedoch erst sekundär. Anders ist es bei sehr starkem „abaissement du niveau mental", wie im Traum (Freud), bei der Dementia praecox (Jung) und natürlich auch bei der Hysterie selbst. Da kann dann eine sprachliche Zweideutigkeit primär die Vertretung eines Themas durch ein inhaltlich gar nicht verwandtes bewirken.

einmal sagte: ich hatte solchen Hunger, es möchte mich jemand lieb haben), also eine Äußerung der Libido (vgl. vor allem die Angabe der Mutter, sie habe das Essen oft wegschließen lassen, da sie nicht Kraft genug fühlte, zu widerstehen [Symbolhandlung]), hinter dem Ekel vor dem Essen, der bis zum Fasten führt, die Sexualablehnung.

Wir sind jetzt schon dem Verständnisse einer der neun Thesen Freuds über das Wesen des hysterischen Symptoms[1]) nahegerückt (siebente These): Das hysterische Symptom entsteht als Kompromiß aus zwei gegensätzlichen Affekt- oder Triebregungen, von denen die eine einen Partialtrieb oder eine Komponente der Sexualkonstitution zum Ausdrucke zu bringen, die andere dieselbe zu unterdrücken bemüht ist.

Leider ist aber noch etwas von den krankhaften Symptomen auf dem Gebiete des Nahrungstriebes unerklärt geblieben, nämlich das Leichenessen. Warum muß die Kranke von diesem scheußlichen Symptom geplagt werden? Wie wir sahen, ist der Träger dieses Symptoms Frau Professor N., hinter der sich aber niemand anderes verbirgt, als die Kranke selbst, wie auch die Bacchantin nur eine symbolische Figur für Irma selbst ist. Wir wissen ja, daß Frau Professor N. gar nichts vom Leichenessen gesagt hat; Irma hat ihr ihre eigenen Phantasien geliehen, hat sich selbst mit Frau Professor N. identifiziert. Die Begegnung mit jener Dame hat aus der Phantasie ein Symptom gemacht, hat die Phantasie nach außen projiziert. Dazu gab das Gebaren der Frau Professor N. den äußeren Anlaß. Sie gebärdete sich wie ein Raubtier. Wenn Irma nun angibt, Frau Professor N. zwinge sie, Leichen zu essen, so müssen wir das Verhältnis gerade umkehren. Sie selbst hat ja Frau Professor N. zu einer Leichenesserin gemacht. So ist es auch leicht verständlich, wenn Irma erklärt, „wir sind selber Raubtiere". Der Gedanke, daß wir „Tierleichen essen", mag mitbestimmend auf diesen Gedanken eingewirkt haben. Aber das Gefühl, selber ein Raubtier zu sein, ist das Primäre, ist der Ausgangspunkt der ganzen Phantasie.

Sie entspringt wiederum der sexuellen Sphäre. Denn oft fühlt Pat. sich „so wild", daß sie nicht weiß, was sie tun könnte. Sie fürchtet sich, von diesem Gefühl der Wildheit übermannt zu werden. „Dann würde man ja ein Raubtier!" Ein solches Raubtier ist auch die Bacchantin,

[1]) Freud, Hysterische Phantasien und ihre Beziehung zur Bisexualität. Zeitschrift für Sexualwissenschaft, März 1908.

das Symbol der Sinnlichkeit, ist Irma selbst. Da nun die Mundzone alle Energie des Sexualtriebes an sich gerissen hat, da wir in dem Vorgange des Essens bei Irma eine Äußerung des Sexualtriebes erblicken müssen, so erkennen wir nun in dem Symptom des Leichenessens das Wirken der Sexualablehnung, des Ekels; wir erkennen das Hindernis, den Damm, den die Sexualablehnung aufgestellt hat, der aber durch den Sexualtrieb eingerissen ist. Wir denken dabei an den Satz Freuds: Die Stärke des Sexualtriebes liebt es, sich in der Überwindung dieses Ekels zu betätigen. Um es ganz deutlich zu machen: Der Konflikt zwischen Sexualtrieb und Sexualablehnung ist scheinbar gelöst. Die Krankheit hat einen Ausweg gefunden, indem sie die libidinösen Strebungen auf ein anderes Gebiet verlegt, wo sie sich nun aber als krankhafte Symptome äußern. Aufgabe der Kur ist es, den Sinn und die Genese dieser Symptome zu erraten, den Kranken bewußt zu machen. Im unseren speziellen Falle hat die Analyse ganz von selbst den Übergang in die Sexualität vollzogen, ohne daß der Arzt die Kranke irgendwie aufklären mußte.

Zu der Raubtierphantasie kommt noch eine weitere Komponente, der Trieb zur Grausamkeit, der sich vor allem gerne der Mundzone bedient (Beißen!), der uns aber erst beschäftigen wird, wenn wir mehr Material gesammelt haben werden.

Nachdem wir die Sexualkonstitution Irmas einigermaßen kennen gelernt haben, können wir an die Würdigung zweier weiterer Tatsachen herangehen, nämlich des Traumas in Bad Z. (Beleidigung und sexuelle Aufklärung durch Dr. Wu.) und des Brautstandes, dieses permanenten und für die Kur am allerschwersten zu überwindenden Traumas. Beide Traumen müssen ja den Konflikt zwischen Sexualtrieb und Sexualablehnung aufs höchste steigern und haben ihn auch gesteigert, so daß der schwere Zustand Irmas uns sehr verständlich wird. „Ihre größten Leistungen", sagt Freud, „wird die Neurose jedesmal zustande bringen, wenn Konstitution und Erleben in demselben Sinne zusammen wirken."

Schließlich sei auf die häufigen Aussprüche aufmerksam gemacht, wo sie der Freude und dem Erstaunen Ausdruck gibt, sich wieder an so vieles zu erinnern, das sie vergessen[1]) (war doch sogar die Dr. Wu.-Szene verdrängt gewesen!). Sie ist auf dem besten Wege, „zu erwachen, ihre Persönlichkeit wiederzufinden" (Sollier), ihre Komplexe wieder

[1]) Massenhafte Beispiele dieser Art finden sich bei Sollier (l. c.), wenn er seinen Kranken die Sensibilität wieder zurückgegeben hat.

unter die Herrschaft des Ichkomplexes zu bringen (Jung), ihre „tension psychologique" zu erhöhen (Janet); da tritt plötzlich ein „abaissement du niveau mental" ein, ein ausgesprochener Dämmerzustand. Man gewinnt den Eindruck, als sei die Psyche Irmas für all die neuen Erkenntnisse noch nicht widerstandsfähig genug, noch nicht stark genug all die neuen Synthesen herzustellen, oder in der Sprache Freuds, als sei der Konflikt zwischen Libido und Sexualablehnung noch zu groß, um im Wachen schon gelöst werden zu können.

II. Die Zeit des ersten großen Dämmerzustandes (12. bis 21. Juni.)

Es sei gestattet, die Zeit vom 12. Juni abends bis 21. morgens unter dieser Überschrift zusammenzufassen. In Wahrheit handelt es sich nicht um einen ununterbrochenen somnambulen Zustand, vielmehr traten gegen Ende dieser Zeit, wie so häufig bei hysterischen Dämmerzuständen, einige luzide Intervalle ein. Jedoch erinnerte sich Patientin derselben nachher nicht mehr, zeigte vielmehr für die ganze Zeit eine vollständige Amnesie, so daß sie am 22. Juni behauptete, die letzte Sitzung (die am 12. stattgefunden) sei gestern gewesen.

Wir schreiben noch den 12. Juni. Morgens hatte Irma noch ihr Erstaunen ausgedrückt, daß ihr jetzt alles wieder einfalle, wie wenn ich ihr die Erinnerung zurückgegeben hätte. Sie hatte aber schon die Nacht vorher „gegrübelt und gegrübelt" und keinen Schlaf gefunden (ohne daß die Geister erschienen wären!) und kam sich vor wie ein welkes Blatt. Sie hatte angefangen, über die Entwicklung ihrer Anschauungen von der Entstehung der Kinder zu berichten, dann aber großen Widerstand gezeigt und sich gegen den Arzt aufgelehnt. Sie hat erklärt, sie wolle nicht das werden, was die Menschen gesund nennen, sie wolle gern allein bleiben. Dann erfolgte auch die lange Auslassung, warum sie sich gegen das Zusammensein mit anderen sträube. — Nach dieser Unterredung sprach sie zwei Stunden kein Wort, ging mittags mit der Pflegerin spazieren, starrte aber auch hiebei viel vor sich hin. Abends um 6 Uhr trat ein Gewitter ein, bei dem sich Patientin sehr ängstigte und worauf sie in den Dämmerzustand verfiel.

Ich komme abends um 8 Uhr zu ihr und finde sie leise singend im Bett. (Siehe Reaktion 3 und 32 im Assoziationsexperiment!) Sie erkennt mich nicht, sieht bei meinem Eintritt auf die Uhr, frägt: „Wie spät? Ich muß fort. Wir waren in der Kirche (zur Trauung!)

heut morgen. Ich muß fort, meine Koffer packen (will aus dem Bett). Laßt mich zu ihm!"

Ich frage sie: „Wer bin ich?" und als sie mich nun erstaunt ansieht, suche ich ihr zu helfen und beginne: „Der Doktor?" Darauf sie: „Dr. Ernst" (Vorname ihres Bräutigams).

Aus dem leisen Singen der Patientin läßt sich das Schubertsche Lied „Der Tod und das Mädchen" erkennen. Ich vernehme noch die Worte aus dem Liede: „Vorüber, ach vorüber geh wilder Knochenmann. Ach, es ist nicht wild" fügt sie hinzu. Dazu erfolgt der Ausspruch: „Meine Madonna, löse deine Zöpfe" (bezieht sich auf die Pflegerin).

Ich bat nun die Pflegerin, eine gebildete, sehr intelligente Dame, möglichst alles aufzuschreiben, was die Patientin äußern würde.

An der Spitze der Aufzeichnungen der Pflegerin finden sich die uns vorderhand rätselhaften Worte:

„König Laurins Rosengarten."

Ein anscheinend gänzlich neues Leitmotiv, das kaum erklungen, auch wieder von der Kranken verlassen wird, um bald darauf wieder anzuklingen und schließlich die Führung zu übernehmen und alles andere zu übertönen. Es ist das Thema der Übertragung auf den Arzt! „Morgen ist meine Hochzeit." — „Ich finde das Lied[1]) nicht so traurig." — „Da, wo ich nicht bin, da ist das Glück."[2]) „Laßt mich, laßt mich, an mir ist kein Glück, bloß Unglück[3]). Niemand zur Freud, jedem zum Leid, haha, so ist's." — „Da, wo ich nicht bin, da, wo ich nicht bin....."

„Gott, da hab' ich noch Zeit."

„Ach, ja, das war ja das verschleierte Bild zu Sais! Die Wahrheit, die ist gräßlich. Und wenn man Gräßliches in der Kindheit erfährt, da gewöhnt man sich daran, es wächst mit einem auf. Nur so mit einem Male ist gräßlich. Die Wahrheit ist nicht schön, man soll in Wahrheit groß werden." — (Singt.)

Bezieht sich auf die Worte des Dr. Wu. in Bad Z., durch die sie so plötzlich sexuell aufgeklärt wurde!

„Schlafen? Nur nicht im Grabe! Im Grabe, da ist es entsetzlich. Man soll die Menschen verbrennen, nicht be-

[1]) Der Tod und das Mädchen.

[2]) Ausspruch von Fräulein Faure.

[3]) Mit anderen Worten: Ich bin zum Heiraten nicht geschaffen!

graben. Solang ich leb', wird auf die Gräber aufgepaßt, ich passe auf."

„Ihr müßt alles, alles, auch die kleinste Kleinigkeit lieber offen und deutlich erklären. Wenn's auch häßlich ist. Nicht zuviel auf einmal darf man da erfahren. Das ist zuviel." (Wiederum Anspielung auf die Szene mit Dr. Wu.)

„Herr Dr. B. ist ja gut und er quält mich nicht. Er darf auch zu mir kommen, er und der Geheimrat; sonst niemand, keine Ärzte, alle nicht, bloß die beiden."

„Meine Seele? Die kann doch also weg und ohne die ist der Körper machtlos, tot."

„Herr Dr. B. soll mal kommen, er kann sehr lieb sein, denn er kann häßliche Dinge, o so häßliche Dinge doch fein sagen. So ist es." (Übertragung auf den Arzt.)

„Was aber ein Kind unter Kleinigkeiten leiden kann, das ahnt niemand; dann heißt es launisch, trotzig, ja so scheint's vielleicht."

„Gott, die Kleider, die wir nicht mitnehmen, können wir verschenken. Ich hab ja alles und wenn man heiratet, bekommt man alles neu — 's wird ein bißchen knapp mit der Zeit. Da fährt er ab, da! (Hört einen Zug). Es kann doch keine Hochzeit ohne Braut sein; ich muß doch da sein!" — Singt.

„Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen." — „Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer." — „Ich will die Natur ja nicht korrigieren, ich wundere mich nur, daß bei den Menschen nicht alles schön ist. Er (vermutlich der Bräutigam) steht so hoch über den Tieren, warum muß er manches mit den Tieren gemeinsam haben? Das begreif ich nicht!"

Man vergegenwärtige sich die lange Rede, vor Beginn des Dämmerzustandes, über das Unschöne an den Menschen, wenn man sie näher kennen lernt (S. 226 f.).

„O pfui, wie entsetzlich ist das Bild von der Bacchantin und dem Nero. So sieht der Mensch aus, wenn das Tier die Herrschaft über ihn gewinnt. So sieht der Dr. Wu. aus. O pfui, der Mensch."

„Nein, er (sc. der Arzt) will mich nicht quälen, er sagt alles gut. Nein, er hat mich nicht gequält. Aber wie kann er mir denn helfen? Er kann mich heben und auf einen andern Platz stellen, aber er kann mich doch nicht weiterführen. Das kann er, daß er vieles ändert, das weiß ich, bloß wie ich allein dann fertig werde?"

Meine Madonna! (zur Pflegerin.)

„Das Feuer, das war wild und schön (das sie auf einem Felde beim letzten Spaziergange gesehen), das war die Waberlohe! Wer meines Speeres Spitze fürchtet, durchschreite das Feuer nie! Das ist der Feuerzauber, ach ist der schön!"

Hier klingt zum ersten Male das Walkürenmotiv an, das uns bei der Analyse der Anfälle beschäftigen wird.

„Wenn der Mensch die Augen zu hat, sieht er aus wie tot. Es heißt ja auch, der Tod ist der Bruder des Schlafes, der Tod ist der Bruder des Schlafes (noch mehrmals wiederholt)."

Auf diese von der Patientin so ausdrücklich hervorgehobene Verwandtschaft zwischen Schlaf und Tod ist schon hingewiesen.

„Ach Gott, es ist entsetzlich, entsetzlich .... Ist denn Mondschein? Ich will mal an die Mauer vom Friedhof, an die Mauer, auf die Mauer, über die Mauer. Und dann muß ich ... pfui, pfui" (sc. Leichenessen). (Schüttelt sich, verzieht das Gesicht.) „Ich fürcht' mich."

„Und es nützt nichts, auch wenn ich Dr. B. bitte, er soll mir helfen, soll mich beschützen." — „Werft das Scheusal in die Wolfsschlucht. Wie geht die Melodie? Ich kann doch den Freischütz noch? Den kann ich doch?" „Das jagt so eins ums andere, weiter, weiter — wie in Berlin. So machen's die Gedanken, wie ich es damals gemacht habe, immer weiter —" „Ach ich möchte mal mit Ihnen nach Bozen auf die W. Da steigt man hoch, o so hoch, o dann kann man den Rosengarten des Königs Laurin sehen! Da gehen wir abends hin, da sieht entweder alles golden aus, oder leuchtend rot wie Glas, und dann tief violett, und dann nur noch Schatten, die die ganze Gegend nahrücken, ganz nah, — o das ist schön — Bozen — das ist der schönste Platz auf der ganzen Welt. Wo kann man noch einmal so schön die weichen, stillen verträumten Frühlingsnächte hinbringen als am Waltherplatz? O das ist schön."

„Ach mir ist der Kopf so leicht, als ob's kein Gestern gegeben hätte. Gab es kein Gestern? Oder bin ich erwacht erst? Ich kenne kein Gestern und kein Vorgestern, bloß das Jetzt. Und das Jetzt ist leicht zu tragen, so leicht." — „Warum habt Ihr mir nicht alles beizeiten gesagt? Ihr hättet mir alles sagen sollen, aber schön und schonend. Die Wahrheit ist meist nicht schön, o zu viel erschreckt, zu viel schadet allemal, allemal. (Dr. Wu.!)

Ich kann's nicht ertragen, ich kann's nicht. Versteht Ihr's denn

nicht, wenn ich sage, ich sei krank am Leben? Man kann auch am Leben sterben, so lächerlich das Wortspiel ist.

Alles was Natur ist, soll man mit Ruhe und vornehmer Würde hinnehmen.

„Ach nennt mich übertrieben, übertrieben feinfühlig, ach meinetwegen — — Man soll der Natur nicht aus dem Wege gehen, man soll dem Leben nicht aus dem Wege gehen."

D. h. in diesem Zusammenhange soviel als der sexuellen Betätigung nicht aus dem Wege gehen. Das zeigt uns recht deutlich der folgende Ausspruch:

„Geht doch nach Berlin, nach der Leipziger- und der Friedrichstraße, wo das Leben pulsiert, ich war nur einmal da, ach wie häßlich — — Ich will allein sein, allein; nein, mit Fräulein L. (der Pflegerin) zusammen ist es schöner. Es ist so wunderbar, wie wir uns verstehen! — Ich möchte Blumen haben, Blumen, sind denn hier keine Blumen? — Ich möchte mit Dr. B. sprechen, kommt er nun bald? Wird er auch nicht bös sein, wenn er kommt, o ich weiß nicht mehr, was ich ihm sagen wollte? Ich möchte ja bloß mit ihm reden, damit er mich ruhig macht. Er kann mich ruhig machen. Es kommen immer so viel Gedanken auf einmal, daß ich keine Worte finde. Wie kann denn ein Mensch ein paarerlei auf einmal denken? Ha — nicht wahr, er wird bald kommen, er wird bald kommen."

Ich will nicht, daß Ihr einen häßlichen Anblick habt; man kann ganz langsam sterben, verlöschen, ich weiß. Ich hab doch keine Ruhe mehr, keine Ruhe mehr."

„Ich bin eine Mörderin, Mörderin — o ich war nicht am Grab, mit dem Licht, — — o sehen Sie dort die Ecke, da kann man's sehen, ganz, ganz langsam. — — — Ich kann die Augen nicht sehen, so schrecklich — das sind keine Augen, das sind Löcher, ach — — Ich muß, laßt mich, laßt mich — . . ." (bäumt sich und springt aus dem Bette. Läuft in der größten Erregung gegen Fenster und Türen, rüttelt daran, ruft und schreit. — $^1/_2$12 Uhr abends 0,5 Veronal. Sofort ruhiger, bleibt still liegen, spricht leiser): „Wie sagt Goethe? Aus Knochen, Bändern und Sehnen geflickte Halbnaturen."

„Zur Hochzeit trag ich Lilien. Ich will keine Myrten. Lilien sind die Totenblumen. Am Altar will ich sterben, das ist nicht häßlich, das ist schön — — —." Siehe S. 211 die erwähnten Worte der Sappho: „Dort an der Liebesgöttin Altar erfülle sich der Liebe dunkles Los!" Am Altare sterben heißt soviel als kurz vor der Brautnacht sterben.

„Ach Gott, es gibt solche Konflikte, man verstrickt sich mehr und mehr und immer mehr."

„Was ist nun härter? Nein sagen oder nicht nein sagen können?"

D. h. die Verlobung aufzulösen oder nicht stark genug dazu zu sein.

„Ach, mein Kopf! — Ich kann etwas Entsetzliches sagen, wobei ich mich sehr fürchte, aber ich kann nicht etwas sehr Unschönes sagen. Ich kann es nicht aussprechen und wenn es zehnmal natürlich ist. Meinetwegen bin ich töricht, ein törichtes Kind. Schlafen? Ja ich will jetzt schlafen, immer —."

13. Juni.

„Die Menschen wissen ja nicht, was sie verlangen. Ich soll alles sagen, alles? Kein Mensch braucht alles zu sagen, er darf sich auch im Innern verhüllen, er zieht doch auch Kleider auf den Körper an. Dazu gibt's viel zu viel häßliche Dinge auf der Welt, man kann doch nicht alles aussprechen. Nun kommt bald der Ernst? (Bräutigam.) Nun muß ich aufstehen. Wo ist mein weißes Kleid? Ich muß mich frisieren, so kann ich ihn doch nicht empfangen! Ich seh doch sonderbar aus für 'ne Braut. Wo sind meine Rosen? Bitte gebt mir doch die gelben Rosen und Ginster, alles auf mein Bett, ach der Ginster, ich möchte mich wieder reinlegen. (Singt sehr viel). — Eine Juninacht, die hat keine Dunkelheit — da grüßt der Abend den Morgen — Gebt mir doch Blumen, bin ich nicht mehr Blumen wert? Es ist kalt unter dem Stein, o er drückt auf die Brust, so schwer. Alles was man tut, kann man schön tun. Man kann auch Schönes häßlich tun. Aber wenige können Häßliches schön tun, und schön und vornehm sagen."

„Kein Sterblicher", sprach das Orakel, „rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe." „Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen." Der sagte: „Ich will sie schauen" und hob den Schleier. „Mir aber ist er heruntergerissen worden. Das war gemein, gemein, gemein — —".

„Der hat auch nicht mehr leben können, weil er die Wahrheit gewußt hat!" (Reminiszenzen aus dem verschleierten Bilde von Sais und Anspielung auf Dr. Wu.) „Es ist komisch, so seltsam. Man kann einen Menschen sehr lieb haben und möchte immer bei ihm sein und kann sich doch fürchten vor etwas, das dieser Mensch verlangen kann, verlangen wird,

verlangen muß. — Die Pflicht der Frau, wenn's nur nicht so entsetzlich wäre. Warum kann man sich nicht so lieb haben und beieinander sein? s'ist wunderbar in der Welt. Freundschaft bis ans Lebensende ist doch auch viel wert. Ach, das brennt wie Feuer! Wenn man kein Mensch und kein Geist ist, kann man fliegen. Ich kann fliegen. (Stürzt aufs offene Fenster zu.) Lassen Sie mich doch fliegen."

„Ich hab' in München auf dem Friedhof eine tote junge Frau gesehen. So lag sie da wie ich — und war ganz zugedeckt mit Blumen. Mich deckt niemand mit Blumen zu, ich bin so kalt, so kalt. — Er (der Arzt) wollte wissen, was ich gedacht hab', so mit 16, 17, 18 Jahren. Ach ich hab' alles Menschliche schöner gedacht, viel schöner. s' ist komisch, ich dachte immer, nur die Frauen, die schon Angehörige verloren haben, nur die können wieder Kinder haben. Denn der Geist von den Verstorbenen stirbt nicht mit, sondern kehrt zurück zu denen, die in alter Form ihn früher besessen haben. Das ist gewissermaßen die Enschädigung, so dacht' ich, ach und alles ist anders, alles ist anders und so häßlich. Und dann dacht' ich — haha — dumme, dumme Irma, ich mag's nicht sagen, ach nicht doch, ich will nicht gequält sein! Kein Mensch kann vom andern verlangen, daß er seine geheimen Gedanken sagt und dabei noch solche Sachen."

Bezieht sich auf meine Fragen nach ihren Ansichten über die Entstehung der Kinder, die Irma nur sehr ungern und zögernd bisher beantwortet hatte. Es ist bemerkenswert, wie sich auch im Dämmerzustande der Zwang, alles sagen zu müssen, wirksam zeigt. Sie hatte zuletzt vor zwei Tagen erzählt, daß sie glaubte, die Kinder entständen durch's Küssen. Hier wird eine neue Ansicht hinzugefügt. Und was sie „dann noch denke" werden wir im Wachen nach diesem Dämmerzustande ganz leicht von ihr erfahren. Es bedarf nur immer mehr oder weniger langer Zeit, bis die inneren Widerstände überwunden sind, dann kann das, was jetzt noch von der Patientin so verabscheut oder gefürchtet wird, ohne Zögern und Scheu ausgesprochen werden. Und mit jedem solchen Schritte ist man der Heilung näher gerückt.

„Noch 14 Tage und sie lebt nicht mehr, haben die Ärzte damals gesagt. Seht Ihr wohl, ich habe mein Leben in der Hand, bloß verrat ich nicht wie!"

Am 28. Juni frug ich Irma, was diese Worte bedeuteten. Nach einigem Besinnen fiel ihr ein, daß die Ärzte damals, als sie in den jungen Offizier verliebt war und nichts mehr aß, wobei sie sehr stark abmagerte, geäußert hätten, wenn dieser Zustand noch ein paar Tage andauerte, müsse sie sterben. Sie sei damals froh gewesen, daß sie durch die Nahrungsverweigerung dem habe „nachhelfen" können.

„Laßt Eure Hände von mir; wo ich hinkomme, bringe ich Unglück mit, ich bin ein unsteter häßlicher Charakter. Ihr habt mich alle viel zu lieb und ich möchte doch sagen: Habt mich lieb. — Ich bin nicht geschaffen, andere glücklich zu machen. Woran liegt es? Ich will doch so gern — —. Indien ist meine Wiege und wird nach Millionen von Jahren mein Grab sein. Denn Indien ist die Wiege der Menschheit. Die Seele kann durch viele Millionen Körper hindurch, aber ehe sie verschwindet, sich in Nichts auflöst, wird sie einmal dahin kommen, wo sie zum erstenmal gewesen ist. Ich lüge nicht und hab' nie gelogen, wenn ich sagte, ich war in Indien und wenn ich sagte, ich war in Ägypten . . ., ich sehe die Wüste und die Sandhügel, o alles flimmert rot und die Pyramiden leuchten rot bis in die Spitzen hinein. — O Gott ist das schön! Und in Norwegen, da war ich auch, nicht wie ich jetzt bin, aber wie ich manches Mal gewesen bin. — In Italien ist das Meer so blau. Aber die Wellen sind träge und rollen so schwer — das macht traurig. Aber im Norden da ist es grau und hat weiße Kämme und stürmt so wild. Und die weißen Kämme sehen aus wie wilde Schwäne. — Überall bin ich gewesen, und überall werde ich noch sein. Da wird kein Fleckchen auf der Erde sein, das ich nicht kenne . . . . Der Mohn, der ist schön, so feurig und üppig wie die Südländer. Pfui, die lieb ich nicht. Die haben den Zug, das Etwas, das mich so erschreckt. Das war auf dem Bild (der Bacchantin). Die Bacchantin und der Nero! Und das kommt noch alle Tage vor! Gräßlich, wenn man das sieht, wenn ein Mensch zum Tier wird! (Lächelt:) König Laurins Rosengarten . . . Eine Frau kann rein bleiben und doch die Scheu überwinden. Ob man das lernen kann? — Reminiszenz an eine Aussprache des Arztes.

Ich hab' ja nichts gewußt, ich bin nie mit Gleichaltrigen zusammen gewesen und hab' mir so meine eigenen Gedanken gemacht. Und alles muß man doch nicht sagen! Ich bin solch ein Kind gewesen mit 20 Jahren, bis Z., ach und das war zuviel, das war so roh!"

„Es hieß doch immer die heilige Jungfrau mit dem Jesuskind. Mit ihrem Kind, die Jungfrau und sie war doch heilig. Wie hab' ich mich blamiert in der Gesellschaft mit 18 Jahren (vgl. S. 224). Dann habe ich's gewußt, aber solange hab' ich geglaubt, die Heirat ist nicht nötig. Lacht über mich, lacht über mich. — Warum will er alles wissen? — Aber was ich dann dachte, mit 18 Jahren, das sag' ich nicht, haha, aber schöner war's als die Welt. — —"

„Ja, tobe nur und streck die Fäuste aus! — Ich hab's dann so verabscheut, das Kleid und erst doch so gern gehabt, das leichte goldbraune. Wie kann man das verekelt bekommen. — — —

„Das blutige Taschentuch, das müßt Ihr wegtun. (Betrachtet ihre Hand.) Man sieht's nicht mehr, das Blut, wie ich auf dem Friedhof war und wollt' mir die Pulsader aufschneiden, aber ich hab' kein Messer gehabt und mußte es mit dem rostigen Draht machen, da ging es nicht."

„Wo sind die Schwalben? Alle über's Meer und alle haben sich die Köpfe eingerannt an dem Leuchtturm. Das leuchtet so hell und so weit und sie wissen nicht, was sie tun und daß sie sich die Köpfe einstoßen."

„Köpfe, Köpfe, Köpfe, warum sind drüben in dem gelben Hause die Türen gepolstert? Und warum sind Löcher darin? Ist es, damit sie sich die Köpfe nicht einstoßen, da drüben in dem gelben Hause, wo sie immer schreien." —

Mit dem gelben Hause ist die Irrenanstalt gemeint. Später erzählte Patientin einmal, sie wisse so genau, wie es in der Irrenanstalt aussähe, da mein Onkel sie einmal mit auf die Abteilungen genommen habe. Sie beschrieb genau die gepolsterten Türen und die Gucklöcher in denselben. Nach der Genesung gab sie an, diese ganze Beschreibung habe sie in einem Buche gelesen, in dem eine Irrenanstalt geschildert war. Eines der Beispiele, wo sie Gelesenes selbst erlebt zu haben glaubte.

„An der Westküste von Afrika bin ich gewesen, da war es nicht schön, immer das gleiche, Städte und Berge — aber dann in der Nähe des Kongostromes, da wird es anders romantisch, da, wo die Felsen ins Meer ragen und die Angst einen packt, ob das Schiff richtig fährt und nicht strandet. Und dann fängt es an zu schwanken, wenn man an den Kongostrom kommt — o ich weiß noch.

„Wievielmal meine Seele noch kommen wird? Ich möchte in Bozen sein, wenn meine Seele in einem andern Körper ist."

Später gab sie einmal an, sie hätte gewünscht, ihre Seele führe später einmal in einen männlichen Körper (Bisexuelle Phantasie)!

„Bozen — da gehn wir nach dem Rabenstein und sehen ins Tal nach Meran. (Schildert wieder den Rosengarten und König Laurin.) Der kann so viel, der ist halb Gott, halb Mensch!"

„Im Mühltal, da ist das Wasser so hell und klar, da kann man bis auf den Grund sehen, aber es ist nicht tief. Aber an dem Fluß, da ist es tief und da stehen Birken und Weiden. Da leg' ich mich hin, Seerosen im Haar (Ophelia!). Wasserrosen gibt's

hier nicht, die gibt's nur in den Teichen und die erzählen, daß der Himmel den See gern hat. Da war eine schöne klare Nacht und die Sterne haben heruntergeschaut und waren vorwitzig und haben sich heruntergebogen und sind heruntergefallen. Weg waren sie. Ich habe sie gesehen, wie sie ins Wasser gefallen sind und dann wieder gekommen, als silberne Sterne, als Seerosen. In solchen See muß man gehen, so liegt man dann, so — (Schließt die Augen, streckt die Arme lang aus. Ophelia!) — — Roter Mohn, alles rot, rot, rot, rot, Teufel sind auch rot, aber Teufel sind schöner als die gräßlichen Geister. Ach — immer um den runden Tisch, immer rund um (Fräulein Faure), jetzt bin ich auf der rechten Spur und das mit dem Luftröhrenschnitt ist gar nicht wahr, das hat sie sich selbst gemacht!"

Schon aus dem Berichte der Mutter wissen wir, daß Fräulein Faure in den letzten Tagen vor ihrer Überführung in die Irrenanstalt angegeben hatte, bei ihr sei der Luftröhrenschnitt gemacht worden.

Am 27. und 28. Juni habe ich Irma selbst befragt, was es mit dem Luftröhrenschnitte für eine Bewandtnis habe. Sie erinnerte sich sofort daran, daß Fräulein Faure sich beklagt, man habe ihr den Luftröhrenschnitt gemacht, daß ihr die Krankenschwester aber gesagt habe, sie hätte sich ihn ja selbst beigebracht. (Es handelte sich nur um eine oberflächliche Wunde.)

Nach dieser Angabe wird es wahrscheinlich, daß es sich auch bei Fräulein Faure um eine Hysterie gehandelt hat, worauf ja auch andere Angaben hinweisen. Patientin erinnerte sich ferner (ob es sich um eine Erinnerungsfälschung handelt, weiß ich nicht), sie habe sich in jenen Tagen einmal heimlich zu Fräulein Faure ins Zimmer geschlichen, wobei jene lächelnd auf eine kleine Schere gewiesen habe. Ohne zu wissen warum, habe Irma die Schere zu sich genommen und bis heute behalten.

„Wo ist das Pulver? Ist es schlecht, wenn man stibitzt? (Holt aus einem Schmuckkästchen ein eingewickeltes Pulver. Lächelt:) Ich hab' einmal stibitzt! (Es donnert im selben Augenblicke) Ha, das sind die Geister, die sind böse!" Wirft später das Pulver zum Fenster hinaus mit den Worten: „Dann kann's der Doktor nicht untersuchen." Es handelt sich um ein Veronalpulver, deren sie mehrere bei sich hatte. Ich hatte sie ihr auf ihre dringende Bitte nicht weggenommen, nachdem sie versprochen, keines zu nehmen, ohne zu fragen.

„Ich tauge nicht zum Leben. Wenn ich zum Leben taugen könnte, dann hätte es mich nicht so überwältigt, das Menschliche." Fängt an zu singen, unterbricht sich: — — „Es ist alles leer, leer, leer. Es ist häßlich, durch Gift zu sterben; sieht man dann häßlich aus und erschrecken sich die Menschen?"

Ein weiterer Beitrag zu dem uns schon bekannten Thema: Was wird aus meinem Körper nach dem Tode?

„Es ist alles Feuer, der Teppich brennt, mein Kopf brennt, fort, fort —" Stürzt gegen Fenster und Türen in größter Erregung, schreit: „Laßt mich fort, fort, es ist die Hölle, ich verbrenne. In diesem Momente trete ich ins Zimmer, nehme sie bei der Hand und es gelingt mir, sie langsam zum Bette zurückzuführen. Dabei spricht sie mit verklärt-verschämtem Gesichtsausdrucke die Worte aus: „Ach, so nahe!" Gleich darauf unter heftigem Sträuben: „Feuer, Feuer, alles ist rot." Ich bringe Patientin ins Bett zurück, rede ihr ruhig zu und gebe ihr Schlafsuggestionen wie sonst auch: $^1/_2$ Stunde schlafen, nach dem Erwachen zunächst essen und wieder schlafen von 9 bis 7 Uhr morgens. Nach dem Erwachen am nächsten Morgen solle sie sich erinnern, daß sie in der Klinik sei und ruhig liegen bleiben. Schläft darauf $^1/_2$ Stunde ruhig. Nach dem Erwachen: „Ha kommst du wieder heut?" „Die Rosen sind gewachsen aus dem roten Blute, das da oben vergossen ist in der Schlacht. So geht die Sage (von König Laurins Rosengarten) im Volksmunde, gib mir doch Rosen." Singt.

„Der Tod sieht nicht häßlich aus. Gestorbene Menschen sehen später aus — ääh — der Tod ist kein Gerippe, ist ein schöner Mann, der die Arme um einen schließt."

Deutlicher Hinweis auf die erotische Komponente, die in dem Thema vom Tode enthalten ist.

„Es war ein Tempel wie klarer Kristall, da wohnte eine Seele. Wie alt war ich damals? In 20 langen Jahren hatte ich Zeit genug gehabt, den Tempel einzurichten. Schöne Gestalten gingen aus und ein, und die Seele lächelte ihnen zu und freute sich über sie. Da war die Begeisterung, die hatte in ihrem Zimmer schöne Bilder aufgehängt und daneben wohnte die Freude, und was die Freude hatte, das wollte sie mit der Dankbarkeit teilen. Und wollt Ihr wissen, wie alles anders geworden ist, wie das Haus trüb geworden ist und ich meine Seele nicht mehr finde? Meine arme Seele! Ihr müßt die Wahrheit mit in den Tempel einziehen lassen. So hätt' ichs tun müssen." (Anspielung auf die sexuelle Aufklärung.)

„Meinen Körper, den haß' ich nun und verabscheue ihn! Mich hat kein Engel gebracht, aus Menschen — Menschen — Menschen — ääh —." Singt.

„Die Geister, die vielen, vielen Geister; und die Wolken sind die Hexen, die sie verfolgen, die garstigen schwarzen Hexen! — Wenn sie

mich nicht in den Garten lassen, kann ich nie wieder das Päckchen holen. Das ist weg und das andere ist versteckt. Und sie lassen mich nicht allein. Und ich krieg' ja nie wieder im Leben so was, nie wieder, nie wieder, wie dumm, wie dumm!"

Nach 8 Uhr abends wieder erregt, ich besuche Patientin um $^1/_2$9. Beruhigungsversuche jetzt schwieriger. Nennt den Arzt fortwährend du (identifiziert ihn wieder mit dem Bräutigam). Als sie ins Bett zurück soll: Man kann einen Menschen doch nicht zwingen (bezieht sich auf die „Pflicht der Frau"). Patientin erhält 1,0 Veronal, das sie nur vom Arzte selbst nimmt, und nur indem sie dauernd von ihm fixiert wird. Stößt dabei die Worte aus: „Ihr gebt mir Gift." Erneute Schlafsuggestionen. Darauf Schlaf von 10 Uhr bis 8 Uhr morgens mit kurzer Unterbrechung um $5^1/_2$ Uhr.

14. Juni.

„Wo bin ich denn?" (Erkennt die Pflegerin, jedoch nur kurze Zeit.) „Ich bin ein dummes Mädel, sagt der Doktor. Warum hat man mir's denn nicht gesagt? Erst war's der Storch — ach und dann mußte ich mir andere Sachen ausdenken, erst das und dann das. — Und die wahnsinnige Angst, daß mir damals bei N. was hätte passieren können. Im Augenblicke nicht, ich hatte ja den Hund, aber nachher, Fräulein M. hatte den Greif nicht bei sich. Die widerlichen Gerichtsverhandlungen und mir ist doch nichts passiert, bloß Fräulein M. Ob's derselbe Kerl war, weiß ich nicht, ich sag's nicht, ich will keinen Meineid leisten. — Nein, ich hab' gedacht, die Jungfrau Maria ist rein, rein! — Ach laßt mich mit der widerlichen Gerichtsverhandlung. Ich weiß von nichts, ich schwöre nicht. Die Leute sagen, ich bin krank gewesen, wenn man krank ist, kann man nicht schwören."

Laßt mich doch in B. in Ruh. Wollt Ihr mich denn bis ans End' der Welt quälen? K. bis B. — 1 — 2 — 3 — 4 — 5 — 6 — 7 — 8 Stunden. Er hat mir doch nichts getan, und wenn er mich hinwirft, hätte er mir gerade so gut mein Portemonnaie nehmen können!"

Wir erfahren hier ein neues Trauma.

Am 19. Juni erklärte Patientin, sie habe eigentlich niemanden davon erzählen wollen. — Es sei während ihres zweiten Aufenthaltes im Sanatorium gewesen (1906/1907), als sie bei einem Spaziergange einem Strolche begegnet sei, der ihr längere Zeit nachging. Sie habe einen Hund bei sich gehabt und sich nicht sehr gefürchtet. Tags darauf sei ein Fräulein M. im Walde angefallen und Patientin gefragt worden, ob die Beschreibung, die jene von dem

Manne machte, auf den Strolch, dem sie begegnet sei, paßte. Der Strolch habe übrigens rasch fliehen müssen, ohne der Dame etwas angetan zu haben. Weniger scheint die Episode Irma damals aufgeregt zu haben, als später bei ihrem Aufenthalte in Berlin, wohin sie inzwischen verreist war und gerichtlich über den Fall vernommen wurde. Sie scheint genau ausgefragt worden zu sein und gab an, es sei ihr „entsetzlich" gewesen, einem jungen Manne gegenüber „auf solche Fragen" antworten zu müssen. Außerdem habe sie große Angst gehabt, sie müsse schwören, besonders nachdem sie gehört, es gäbe Mittel, einen dazu zu zwingen. Sie habe jedoch erklärt, sie könne ein Attest bringen, daß sie damals krank war und daher die Richtigkeit ihrer Beobachtungen nicht beschwören könne. Dies sei ihr dann ohne Weiteres erlassen worden. Diese Angaben werden von der Mutter bestätigt.

Es ist noch zu bemerken, daß diese Aufregungen in den Aufenthalt in Berlin fallen, wo ihre innere Erregung schon aus anderen Gründen den Höhepunkt erreicht hatte.

„Du bist so schön und rein, und wenn du bei mir bist, ist es schön und rein, wie in der Kirche." (Bezieht sich auf die Pflegerin.)

„Ihr seid töricht, ihr Menschen. Ihr denkt, der Tod ist ein häßlicher Sensenmann, o nein, schön und groß wie ein Engel. Der schlanke, schöne, große Mann!" (Siehe S. 246.) — „Komm, wir wollen gehen." (Geht aus dem Bette und fällt nach wenigen Schritten um. Liegt längere Zeit mit geschlossenen Augen. Nachher unruhig. Kalte Übergießung. Schreit furchtbar.): „Ihr legt mich ins Grab, das sind Leichentücher, Ihr sollt nicht! Bin ich denn tot?" (Nachher 2 Stunden ruhig.) „Heiß war's in Ägypten, schrecklich heiß. Die große, große Wüste, wie ein verpfuschtes Leben, ha, und wer sein Leben verpfuscht hat, kommt auch nie heraus. Heiß, heiß, man hat meinen Kopf versengt." (Nach Tisch 2 Stunden ruhig.) „Arsenik ist Gift. Es ist schon wieder so rot und heiß. Ich muß mich jetzt anziehen zur Hochzeit, schnell die Blumen und das Kleid, ich muß mich frisieren. (Bad.) Ach das Wasser, immer wollte ich ins Wasser gehen, und hier ist es ruhig und weich wie am Wehr, und da habt Ihr mich nimmer hingelassen. Das war so schön, da hat das Wasser gesungen, nein die Nixen haben gesungen. Nun ist es doch so, Ophelia." —

Die Identifikation mit Ophelia ist hier ganz klar. Dazu kommt, daß Irma gewöhnlich mit in der Mitte gescheiteltem Haare, zwei auf die Brust herabhängenden Zöpfen und mit Blumen spielend im Bette liegt.

„Die Seele kennt keinen Raum und keine Grenzen."

Zu ergänzen: Daher kann sie jederzeit in Ägypten, Norwegen, Indien usw. sein. Diese so oft betonte Unabhängigkeit der Seele vom Körper ver-

dankt bei Irma ihre Entstehung der Flucht vor dem Körperlichen, dem Tierischen im Menschen, dem Sexuellen.

„Freiheit, Freiheit. Der Weg ist so kurz. Ihr törichten Menschen, ihr lauft den langen steinigen Weg, und so viel Widerwärtigkeiten liegen da am Wege. Ich nehme den kurzen, schön und rein ist der. — Mit der Myrte, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei.

Die Pflicht der Frau. Ich wußt's doch nicht, damals, so töricht!"

„Und wenn Du mich nicht läßt — such' mich heut abend." (Unaufgeklärt.)

„Klärt sie auf die, Kinder, die Schulreform ist gut, wenn's auch heißt, die gute alte Zeit. — Ob ich's fasse, fasse, fasse, werde ich's je fassen? Ich möchte ja.

Ich hab' schon als Kind so schwer beten können, ach das waren auch so Sachen, bloß liebhaben kann ich."

„Johannisnacht, die Glühwürmchen, alle leuchten wie das Glück in der Dunkelheit — man greift danach; da — fort —."

Mit der Johannisnacht gleiten wir schon deutlich in das den Anfällen zugrunde liegende Thema hinüber, wie überhaupt der Vorstellungsinhalt der Dämmerzustände mit demjenigen, der die Anfälle hervorruft, die engsten Beziehungen hat. Beiden liegen in letzter Linie erotische Vorstellungen zugrunde.

$^1/_2$8 Uhr mit eintretender Dämmerung Beginn der Erregung. 6 g Amylenhydrat. Hypnose.

Schläft die erste Zeit sehr unruhig, wirft sich hin und her. Erwacht um 6 Uhr morgens, liegt still bis 7. Dann klar, erkennt ihre Umgebung; klagt über Kopfschmerzen.

15. Juni.

„Soll ich heut aufstehen? Kommt Herr Doktor wieder? Gehen wir vorher spazieren usw." (Spricht dann von früher erwähnten Dingen, unklar.)

Nach dem Frühstücke große Schwere und Mattigkeit in den Gliedern. Liegt nachher mit geschlossenen Augen und steifen Gliedern da. 1 Uhr klarer, ißt mit Appetit zu Mittag.

„Ich bin sehr müde. Ich habe mich gestern sehr aufgeregt wie Herr Doktor da war. Ich weiß ja, er muß fragen und ich will ja auch gern alles sagen, aber es ist sehr schwer."

Meint die Unterredung vom 12. Juni.

Liegt still, bis 3 Uhr. Dann wieder verwirrt und unruhig. Bad. (Ophelia, Hochzeit, ich muß mich schmücken usw.) Unruhe und Angst (Feuer, Teufel, ich komme in die Hölle, ich hab's doch nicht tun wollen, sicher nicht usw.) bis $^1/_2$6 Uhr. Hypnose; danach: „Es ist so heiß, so war's auch als Kind, o ich kann morden. Nur am Gartenhäuschen vorbei, daß es niemand sieht. Wie ich dich hasse, wie ich dich hasse. — Das findet niemand, nur ich, ich hab' ein Kleinod!" (Das Giftfläschchen, das sie am Gartenhäuschen vergraben haben will.)

„Es ist mir doch nichts passiert, warum sagt Ihr denn, was hätte passieren können. Er hätte ja gerade so gut mein Portemonnaie[1]) haben wollen! Pfui, der Mensch, ganz zerlumpt, wie kann er ein Mädchen hinwerfen! Fort, fort! Ich will keinen Meineid schwören, die Leute sagen, ich bin krank gewesen. Ich will nicht in dem Wartezimmer warten mit all den häßlichen, zerlumpten Gestalten. Ich will dann lieber auf den Korridor. Es ist so lang her, seit ich damals in N. gewesen bin. Ich kann mich nicht so genau erinnern, nur daß er einen zerlöcherten Strohhut hat und Schuh und Strümpfe hat er an.

Warum habt Ihr mir die Wahrheit nicht gesagt, es ist zu viel auf einmal. Ha, wie ich dich hasse, ich kann morden."

„Mein Fläschchen, wenn ich das nur eher gehabt hätte, nun lassen sie mich nicht allein. Was mach' ich nur? Laßt mich einmal durch den Garten gehen!

Ihr müßt mich lieb ansehen, habt mich doch lieb, nicht zanken. Bleiben Sie doch bei mir, nicht nach * * *, wir bleiben hier beim Herrn Doktor. Hol' mein Fläschchen, aber sag's niemanden. Ich bekomm's ja nie wieder, nicht für Geld und gute Worte. Ich kann ja nicht mehr, es ist zu schwer! Das Leben weggeworfen, das dumme Leben, es geht so schnell."

Erwacht pünktlich, wird aber nach 20 Minuten wieder unruhig. $^1/_2$9 Uhr Hypnose. Schläft bis 7 Uhr morgens ruhig.

16. Juni.

„Ich muß vernünftig sein, nichts von Kopfweh sagen, dann laßt Ihr mich allein! Zusammennehmen! Wie mach' ich's nur? Ich will

[1]) Zur Symbolik des Portemonnaies (s. auch S. 247) vgl. Freud, Bruchstück einer Hysterieanalyse. Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie, Bd. XVIII, S. 424 ff.

Ihnen (der Pflegerin) ja keinen Kummer machen, sagen Sie dem Geheimrat, Sie wollen nicht bei mir bleiben, Sie wollen Urlaub, Sie sollen nichts Häßliches sehen."

Verlangt nach einer Schere, schlingt mehrmals das Taschentuch fest um den Hals, preßt mit beiden Händen den Hals zu. Beruhigt sich langsam nach dem Besuche des Arztes, von dem sie 1,0 g Veronal erhält, erkennt nach dem Essen die Pflegerin und spricht einige Worte. Fällt mitten im Satze zurück und liegt 1 Stunde vollständig steif, zuerst in der Stellung des Arc de cercle. Kurz nach dem Erwachen verwirrt, 4 bis 5 Uhr Bad.

„Ich bin einmal im Walde gewesen, da saß ein Mann auf einer Bank, der hatte Goldkörner im Schoße. Wo hatte er die denn her? — Vor dem Lazarus in der Bibel hab' ich mich immer sehr gefürchtet. Das ist alles so häßlich!"

Später im Wachzustande bestätigt. Die Auferweckung des Lazarus habe ihr Ekel bereitet. Es sei so häßlich, zu denken, daß einer, der schon tot war, wieder lebendig herumliefe.

„Da — das sind auch Leichentücher, o ich lieg' auch im Grab, und sie (Frau Professor N.) kommt und beißt mich an. Da, seht Ihr?"

Bei diesen Worten beißt sich Irma selbst heftig in den linken Oberarm und weist darauf die tiefen Zahneindrücke vor. Ich habe dies selbst mit angesehen und war erstaunt über die Leidenschaftlichkeit, mit der sie dabei vorging. Es wurde mir dabei klar, daß in diesem Symptome des Sichanbeißens ein ihrem innersten Wesen entspringender Zug, eine Art Selbstkasteiung, enthalten sein müsse, ein Zug, der in der Darstellung, als werde sie von Frau Professor N. angebissen, nur sekundär umkleidet, nur symbolisch ausgedrückt wurde. Das hat sich später bestätigt. Es ist dies eines der interessantesten Symptome, die Irma aufwies. Selbstverständlich zeigte sie eine gänzlich verständnislose Miene, wenn ich ihr auf die Zahnspuren weisend, sagte: Das haben Sie ja selbst gemacht.

Erregung steigert sich bis 6 Uhr. „Ich muß fort", steht hoch auf im Bette, fällt um und bleibt $^3/_4$ Stunden steif liegen. Ißt nur Kompott. „Geister brauchen nicht zu essen!" 8 Uhr: „Jetzt wird's dunkel, ha, seht Ihr's, die Schatten grau und immer dunkler, jetzt — kommt die Nacht! — (Furchtbar erregt.) Rühr' mich nicht an, Ernst, ich bitte dich, ich hab's ja nicht gewußt!" — Hypnose. Schläft bis gegen 4 Uhr, dann sehr unruhig. Erhält 1,0 Veronal.

17. Juni.

Erwacht unklar, starke Rückenschmerzen. Liegt von 10 bis 11 vollständig regungslos, dann plötzlich sehr starke Erregung. Nach dem Besuche des Arztes ruhiger. Erkennt vorübergehend den Herrn Geheimrat.

„Warum hat er mir's denn gesagt, der gräßliche Mensch? (Wer?) Der Dr. Wu. Pfui, der Kerl.“ Erkennt gegen 1 Uhr die Pflegerin. 1/4 Stunde nach dem Essen wieder ganz unklar. „Ihr müßt mir ein langes schwarzes Kleid kaufen usw.“ Schläft bis 1/2 4. Beginnende Erregung. 3/4 Stunden Bad. Singt viel, beschreibt ein Bild von Böcklin (Zentaurenkampf) sehr genau, in derselben Art wie früher in normalem Zustande. Nach dem Bade sehr erregt, steht hoch auf im Bette, beschreibt noch einmal dasselbe Bild und bleibt dann 10 Minuten mit halbausgestrecktem Arme starr stehen. Kurze Erregung, wieder Starrheit, fällt nach einigen Minuten um und liegt im Arc de cercle da. Fängt bald an, lebhaft mit den Augenlidern zu zucken. Rezitiert aus Othello.

„Seht Ihr, wunderschön ist das alles, aber es ist zu dumm, daß Ihr mich das alles schon in der Schule habt lernen lassen. Damals habe ich es noch gar nicht zu würdigen gewußt. O Shakespeare, da ist mehr drin, als in zwanzig von Euren modernen Sachen. Ihr begreift es immer nicht. Wißt Ihr, die Kunst ist nicht für die Kinder, wenigstens nicht so, wie Ihr's getrieben habt, so nüchtern. Ach die Kunst, und manche verstehen sie nicht. Woher kommt das? Manche verstehen Böcklin nicht — und die Medusa von Stuck. Schön und gräßlich! Ihr lacht, weil das ein Widerspruch ist. Aber seht sie einmal an, die Augen sind schön und die Nase ist wunderschön und der Mund ist schön und der Ansatz des Halses, alles wunderschön und wenn Ihr's zusammen anseht, ist es gräßlich! Der Ausdruck —.

„Nein, wißt Ihr, die Natur tut nie weh von selber, nur da, wo der Mensch sich selber zu nah tritt, da gibt's 'ne Wunde, die sich nie wieder schließt. Was Menschenhand anrichtet, das ist schwer gut zu machen. Seht Ihr, Ihr dürft nicht einander weh tun, warum habt Ihr mir denn weh getan, ich wollte Euch nichts tun! Ich hab's nie geglaubt, daß es so gemeine Menschen gibt, die ein Mädchen im Walde überfallen. Was nützt denn der Hund? Der sieht nicht aus, als ob er bissig wäre. Komm, ich will dich am Halsbande nehmen, so! Wenn doch nur Leute kämen, wie mich der Kerl anguckt, ach, das erstickt. Laßt mich doch mit der Gerichtsverhandlung! Mir hat er ja auch nicht so viel getan wie Fräulein M. Ich weiß ja auch nur, daß es am nächsten Tage und an derselben Stelle war. — Der Referendar kann ja nicht einmal ordentlich schreiben, der streicht ja immer wieder aus. Ich kann's ganz gut sehen, von meinem Platze aus. — Ach, die Wahrheit ist zu gräßlich, ach der gemeine Dr. Wu. Laßt ein Kind harmlos, so lange es ein Kind

ist, aber nicht wenn es hinaus in die Welt geht. Das ist zu schrecklich. Wenn ich doch nie nach Z. gegangen wäre. Wenn ich doch nie mit der Französin gegangen wäre, wie konnte Frau * * * sagen, ich soll mit ihr gehen. Sieht denn eine erwachsene Frau einer andern nicht an, zu was für einer Schichte sie gehört? Ach hätt' ich's doch nie erfahren und auf so gemeine Weise! Die Französin mit ihren seidnen Schleppen und ihrem Dutzend Stiefeln. „Schaff sie sich eine Freund an, eine Freund mit viele Geld." Ach so ein gemeines Subjekt. Nun weiß ich, wes Geistes Kind sie war. Waschen muß man sich, wenn man die angefaßt hat. Frau * * *, die ist lieb, die hat mir's doch gesagt, aber warum nicht vorher? Sie hat sie doch getroffen in * * * ein Jahr vorher mit ihrem — sogenannten — Bruder — ää — Sie hat mir's gesagt, aber zu spät. So geht's in den großen Badeorten, pfui, wascht mich!"

Wieder reiht sich hier an die Strolchepisode diejenige im Badeorte Z. an. „Pfui, wascht mich" ist besonders hervorzuheben, da die Kranke hier selbst eines der Motive für den Waschzwang angibt, an dem sie leidet. Sie konnte stundenlang beim Waschen verweilen. Dies wurde von der Pflegerin ausgenutzt, weil sie so lange wenigstens ruhig war. Der Waschzwang infolge Furcht vor moralischer Beschmutzung durch andere oder durch sich selbst oder infolge Reue darüber, ist eines der einfachsten und alltäglichsten Beispiele für den symbolischen Charakter der meisten Zwangshandlungen, sowie vieler Symptomhandlungen[1]).

„Lehrt lieber Eure Schulmädel auf feine vornehme Weise den natürlichen Hergang der Entwicklungsgeschichte. — Schiller und Shakespeare können sie allein lesen, wenn sie wollen. Ich hab' den Othello noch gelesen in der vorletzten Klasse. Der * *-See, der hat was an sich. Ihr müßt Euch unter die letzten Zypressen der Allee nach dem Friedhofe von * * * stellen, da könnt Ihr den einen Teil des Sees sehen. (Beschreibt ausführlich die Aussicht.)

Da möcht' ich begraben sein. Unter einer weißen Marmorplatte, auf weißem Marmor, zwischen Marmor, und am Totensonntag soll niemand an mein Grab, ich haß' die Völkerwanderungen!

Fidelio, es ist lang her, daß ich das nicht gesehen hab'. „In des Lebens Frühlingstagen ist das Glück von mir gefloh'n, Wahrheit wagt ich kühn zu sagen und die Ketten sind mein Lohn." Beethoven-Musik! Wie ist die schön, vornehm, rein und erhaben! Da reicht nichts hin.

---

[1]) Freud, Zur Psychopathologie des Alltagslebens, S. 65 ff. Karger, 1904.

Es ist schlecht, von Frau * * * zu sagen, ich soll mit der Französin spazieren gehen, sie hätte Heimweh. Die hat zum Rendez-vous gehen wollen oder so was. „Wenn Sie wolle so elegante Kleider, müssen Sie sich anschaffen eine Freund." Pfui, gibt's so gemeine Menschen? Und das erfährt man hinterher. Warum habt Ihr mir nicht gesagt, wer sie ist? Der Dr. Wu., der denkt jetzt, ich gehör' auch zu der Sorte, wie die Französin! Ach, das ist zuviel für mich, ich kann's nicht sagen, nicht der Mutter und nicht den Geschwistern. Immer allein muß ich's tragen, bis ich tot bin. Auch die Mama soll's nie erfahren, auch wenn ich tot bin. Ich hab' das Schöne immer so gern gehabt, ich hab's nie gewußt, daß es so viel Häßliches in der Welt gibt. Nichts verraten, sehr zusammennehmen, damit die Mutter nichts merkt, alles in sich 'nein, alles in sich 'nein, das ist besser."

Am nächsten Tage, an dem sie mehrere Stunden klar war, frug ich Irma, welcher Art die Gefühle gewesen wären, als Dr. Wu. sie beleidigt hatte. Ich sah nämlich bald, daß dabei nicht nur die sexuelle Aufklärung so nachhaltig auf sie eingewirkt hatte. Sie nannte dann zuerst das „Entsetzen," das ihr die Aufklärung bereitete. In zweiter Linie die „Kränkung", daß er sie auf die gleiche Stufe wie die Französin stellte, d. h. für eine Demimondaine hielt! Das sei ihr das Allerschrecklichste, darüber komme sie nicht hinweg. Die Furcht, für eine Demimondaine gehalten zu werden, greift tief in die Psychologie Irmas ein, und muß uns später noch beschäftigen. An dritter Stelle nannte sie ferner „entsetzliche Wut" gegen Dr. Wu. — War der Tod von Fräulein Faure für das Kind das schwerste Trauma, so dieses Erlebnis für die 21jährige Erwachsene.

„Ich hab gedacht, weil sie die schönen Kleider hat und so schön spricht, sie ist eine Dame; wer hätte denn das gedacht! Ich mocht' sie bloß nicht leiden, sie hatte so etwas — etwas — aber das hätt' ich nicht gedacht! — Hast du schon wieder ein wissenschaftliches Buch, Ernst?" (Hält von da an die Pflegerin für den Bräutigam). Von 8 Uhr große Unruhe und Erregung. Sehr häufige Suizidversuche. 3 Uhr 1 g Chloralamid. Mit kurzen Unterbrechungen sehr unruhig bis gegen 6 Uhr morgens. Dann Schlaf.

18. Juni.

Erwacht sehr müde und zerschlagen. Spricht alles nach — „wir wollen frühstücken — ja — ein Brötchen — ja usw."

„Der Dr. Wu. in Z. hat den gräßlichen Blick wie die Bacchantin. Dagegen ist die Sache in N. (mit dem Strolche) leichter. Ihr habt mich zwar gequält, aber ich kann keinen Meineid leisten.

Wie der kleine Referendar sich immerzu verschreibt." — Rezitiert aus: „Klage der Ceres" und „Lila". „Ach, wie gern hab ich das gelesen (tatsächlich), dort in Weimar, im Naturtheater, wo ich weiß, daß Goethe und Karl August und die Korona Schröter es gespielt haben. „Es beben alle meine Glieder, vom Glück, das ich nicht fassen kann." [1]) Die „Fischerin" haben sie noch aufgeführt. Die Hauptrolle war die Korona Schröter. „Und schon dein Name ziert, Korona, dich."

Homer lieb' ich sehr, die bilderreiche Sprache mag ich gern. Weißt du, das war ein Dichter mit eigenen Gedanken, er hat alles im Bilde gesehen!

Gott ja, ich gebe zu, manches hätt' er anders sagen können, aber er war Dichter und Musiker. Und wenn Ihr sagt, das ist Unsinn, — — —, das ist kein Unsinn. Ihr müßt nur darüber nachdenken. Das ist sehr schön und sinnreich, wie sich das Wagner ausgedacht hat. Zuerst der Uranfang, wo die Menschen noch keine ordentlichen Menschen waren, die Rheintöchter halb Mensch, halb Tier, dann die Alben, die Zwerge und dann erst die richtigen Menschen. Und wie der Mensch entstanden ist, so ist auch die Sprache entstanden. Erst ein Lallen, dann ein Stammeln, dann Worte. Ist das nicht groß gedacht? Erst nachdenken und dann reden und nicht gleich sagen: dummes Zeug! Wagner ist überhaupt sehr verkannt worden; wie könnt Ihr sagen, er sei eingebildet! Ich will mein ganzes Geld sparen, nichts Unnötiges mehr kaufen, dann gehe ich nach Bayreuth und sehe noch einmal den Ring, und Tristan und Isolde! Ach wie da die Geigen jubeln und klagen, so kann kein anderes Instrument weinen und lachen. Ich möchte Geige spielen können.

Du (wohl der Bräutigam) sagst, ich hab' so schön gesungen, weißt du, ich bin nicht zufrieden, ich hab' die Geige lieber. Die liebsten Menschen von den größten Geisteskindern — ich kann nichts dazu — das sind mir Wagner und Goethe.

Ich glaube, Ed. Genast hat am meisten aus der Weimarer Zeit gewußt, denn der war Regisseur als Goethe da war am Theater als Intendant.

Du, weißt du, du darfst aber nicht lachen, ich denk' immer, es muß doch schön sein, die Frau von einem großen Manne zu sein! Goethe und Wagner! Bloß, wenn sie nicht mitkommt und er schreitet darüber weg — o er muß ja, er muß.

Gibt's da wohl eine Frau, die groß genug denkt, um zu sagen, ich will liegen bleiben, ich kann nicht mit Schritt halten und hindern darf ich nicht? Gibt's das nicht?

Was hat der arme Wagner gelitten in seiner ersten Ehe, um Gotteswillen, das war eine Ehe!

Der heutige Tag verläuft ruhiger, ebenso die Nacht.

---

[1]) Reminiszenz aus „Lila". „Lila" und „Die Fischerin" zeigen mannigfache Beziehungen zu Irma! Nicht minder Korona Schröter.

19. Juni.

Von 9 Uhr an still, dann steif bis $^3/_4$10 Uhr. Dann ziemlich apathisch. Von 11 bis $^1/_2$12 Uhr wieder steif. (Ich selbst konnte leider, obwohl ich die Patientin oft viermal täglich sah, solche Zustände von „Steifigkeit" nicht beobachten. Wir sind daher auf die Angabe der Pflegerin angewiesen. Nach ihren Schilderungen handelt es sich wohl meist um hystero-kataleptische Anfälle[1]).

Von 12 Uhr an unruhiger. Deklamiert aus Iphigenie.

„Ich hab' sie so genau verglichen, die Goethesche und die Euripideische (in ihrem dramatischen Unterrichte): Die Sprache ist so wunderbar, so einzig schön in der Goetheschen, aber — es ist ein Gedicht. Ein Drama ist sie nicht. Die des Euripides ist darin glaub' ich wertvoller. Ich hab' sie ganz genau gelesen. Die Charaktere, — na ja, sie sind ja auch recht verschieden. Goethes ist die reine, hehre Frauengestalt usw., die des Euripides ist das leidenschaftliche Weib. Guck, sie ähnelt mehr den Grillparzerschen Gestalten, Sappho, Medea und denen. Aber das ist ja Auffassung. Deklamiert französisch (Jeanne d'Arc). O lächeln Sie doch einmal, mademoiselle Faure, s'il vous plaît, dites-le-moi! — Freude, schöner Götterfunken! Wo kommt denn der Trauermarsch vor? In der siebenten oder dritten? Der Eroica? Daß ich das nicht mehr weiß!

Bloß die Isadora Duncan, die paßt nicht dahin. Ein bißchen übertrieben ist der Kultus in Bayreuth, aber schön ist's. Nur die Isadora in ihrem griechischen Gewande, die paßt nicht dahin. Wenn Sie's haben wollen, Fräulein L., will ich Ihnen auch ein Efeublatt aus der Villa Wahnfried schenken. Aber Sie dürfen mich nicht auslachen. Ich hab' gedacht, es macht Ihnen Spaß. Kunst ist ein edles Weib, wer sie erringen will, der muß sie lieben. Behalten Sie mich, bitte in der Erinnerung, so wie ich bin, nicht wie auf dem Bilde. — Ich finde das Bild ganz gut und schließlich war's doch sehr nett von ihr, daß sie mir's gegeben hat." (Es ist mir nicht erinnerlich, um wen es sich handelt.)

$^3/_4$1 Uhr. Steht im Bette auf, blickt 5 Minuten gerade aus mit vorgestreckten Armen, fällt dann um, bleibt $^1/_2$ Stunde steif liegen. Nach dem Erwachen klar. $^1/_2$2 bis $^1/_2$4 Besuch des Arztes.

Patientin erinnert sich nicht, gestern zeitweise klar gewesen und meinen Onkel gesprochen zu haben, dem sie von dem Strolche in N. erzählt

[1]) S. O. Binswanger, l. c., S. 697. Wenn O. Binswanger als Kennzeichen der reinen Form dieser Anfälle das Erhaltensein des Bewußtseins und damit der Erinnerungsfähigkeit erwähnt, so sei darauf hingewiesen, daß hier die Anfälle Teilerscheinungen eines protrahierten Dämmerzustandes sind.

hatte. Ist erstaunt, daß ich diese Episode kenne. Sie habe nicht davon reden wollen. Erzählt mir dann den Hergang wie im Dämmerzustande. Berichtet ferner von ihrem Großvater und ihrer Kindheit. Kommt auf den Bräutigam zu sprechen. Sie wisse nicht, was sie tun solle, sie könne ihn doch nicht warten lassen, wenn sie ihn später doch nicht heirate. Sie wolle ihn aber auch nicht unglücklich machen. Auf meine Frage gibt sie an, er sei ein sehr ernster Mensch. Niemals sei er ihr irgendwie zu nahe getreten.

Die Erinnerung Irmas an die Vorgänge während des Dämmerzustandes ist in diesem freien Intervalle gänzlich negativ. Sie verlegt ihren letzten Spaziergang auf „gestern".

Patientin bleibt heute klar bis 5 Uhr. Macht plötzlich die Augen starr und weit auf: „Wo ist mein schwarzes Kleid, hol' mir's doch." 1/26 Hypnose. Schläft bis 7 Uhr. Singt und spricht bis 8 Uhr. Von Zeit zu Zeit ängstlicher Blick nach dem Fenster. „Wird es dunkel?" Beruhigt sich sofort und spricht weiter:

„Mein Konfirmationstag. Es war alles so anders als ich gedacht hatte. All das Kämpfen und Ringen vorher und ich dachte, es müsse nachher alles anders sein. Ich hab' immer gewartet auf das Große, aber es kam nicht. Der Tag war schön, sehr schön, wie wir in der Kirche waren und die Sonne zu den bunten Fenstern hereinschien und wir am Altare knieten. Aber nachher war's wieder das alte. — Selig sind, die reinen Herzens sind, dies war mein Spruch." — Singt Kirchenlieder. — „Ich mag nur sehr, sehr wenige. Viele sind so häßlich, die möcht' ich herausreißen."

1/29 Uhr. Fängt an, unruhig zu werden. „Ich will in den Garten." Hypnose. Bis 12 Uhr sehr unruhig. Will öfters aus dem Bette und in den Garten. Von 12 Uhr an ganz still.

20. Juni.

Apathisch. Spricht gar nicht. Weint ab und zu. 10 Uhr Anfall. 11 Uhr Erwachen. Von da an ständiger Wechsel zwischen Wachen und Dämmerzustand in Zwischenräumen von 5 bis 15 Minuten. Von 3 Uhr an vollständig unklar.

„Ihr müßt nicht so entsetzliche Auftritte haben. (Ihre Mutter und Fräulein Faure!) Sie war eben aufgeregt. Ich weiß, was du darunter gelitten hast, arme Mutter, ja, aber sie konnte so lieb sein. Sie hat mich ein bißchen zu sehr verwöhnt, aber schön war's doch.

Ich war ein trotziges Kind, aber die Art und Weise von Fräulein * * *, das war nicht schön. Das kann mir niemand übelnehmen, daß ich den Hut vom Nagel reiße und weglaufe. Laß die Schule Schule

bleiben. Ich glaube, das hat sie mir nie vergessen und daß ich gesagt hab': Ich soll um Verzeihung bitten."

1/24 Uhr Bad. Dann Unruhe. 5 Uhr Anfall.

Dann klar. Hypnose. Schläft von 3/46 bis 3/47 Uhr. Von da bis 8 Uhr vollständig klar. Dann:

„Mir wird plötzlich so eigen im Kopfe, so leicht — Wir wollen den Weg über die Felsen gehen. Ja?"

Schläft die ganze Nacht bis kurz vor 8 Uhr.

21. Juni.

Erwacht unklar. Liegt apathisch, die Augen starr auf einen Punkt gerichtet. 10 Uhr 2 Anfälle kurz nacheinander. 11 Uhr dritter Anfall, danach wenige Minuten halb klar. „Wollen wir frühstücken? Mein Rücken tut so weh usw."

Zwischen 12 und 2 Uhr von Zeit zu Zeit klarer. Nachmittag 4 und 6 Uhr je ein Anfall. Nach dem letzten klar, aber äußerst deprimiert.

„Ich kann nicht hierbleiben. Ihr müßt mich weglassen."

1/29 Uhr Besuch des Arztes. (Erklärt, sie sei unzufrieden mit sich, sie könne nichts zu Ende führen, sie wolle sich das Leben nehmen.)

Danach ruhig. Auch die ganze Nacht. Schläft etwas. Am nächsten Tag klar. Der erste große Dämmerzustand ist vorüber.

Rückblick.

Es handelt sich um einen 9 Tage dauernden, namentlich in der zweiten Hälfte von mehr oder weniger langen luziden Intervallen unterbrochenen Dämmerzustand, auf dem sich wieder anderweitige, kürzer dauernde Paroxysmen abheben: synkopale, kataleptische und konvulsivische (Arc de cercle) Anfälle, wobei die beiden letzteren sich häufig kombinieren[1]). Es wechseln ferner ruhige Zeiten mit eigentlichen hysterischen Delirien usw. Verhältnismäßig selten kommt es zu vereinzelten hysterischen Visionen. (Die Gestalten von Fräulein Faure und Frau Professor N.)

Hierin ist ein gewisser Fortschritt zu erblicken; denn der Komplex führt jetzt seltener mehr zu einer vereinzelten Vision, die ihn symbolisch ausdrückt, vielmehr breitet er sich durch Zuwachs neuer Vorstellungen (Erinnerungen) weiter aus, den Gesetzen des normalen Vorstellungsablaufes folgend.

[1]) Auf die Symptomatologie dieser Anfälle näher einzugehen, liegt außerhalb des Rahmens dieser Arbeit.

Wir haben am Schlusse des letzten Rückblicks ausgesprochen, daß der Konflikt zwischen Libido und Sexualablehnung offenbar noch zu groß sei, als daß er im Wachen von Irma gelöst werden konnte. Wiederum stellt sich „der Ausweg der Krankheit her", wiederum kommt es zu einem hysterischen Symptome, in dem sich die „libidinösen Strebungen" ausleben können; diesmal ist das Symptom ein Dämmerzustand. Im Wachen oder einem dem Wachzustande immer näher gerückten vigilambulen Zustand hatte sich die Sexualablehnung noch einmal energisch geäußert (nicht gesund werden wollen, Angst vor dem Zimmerteilen für die Nacht usw.), nun brach aber die Libido mit ihren, dem Ichkomplexe unverträglichen Vorstellungen durch. Irma erlebt jetzt den Hochzeitstag! Die Trauung ist schon vorbei, sie muß die Koffer packen; vorher verschenkt sie noch die alten Kleider. Im Arzte sieht sie ihren Mann. Oder sie sieht sich an ihrem Hochzeitstage erwachen, fragt nach ihrem weißen Kleide, will sich frisieren, verlangt Rosen, um ihren Bräutigam würdig zu empfangen. Oder sie bittet um Lilien, die Totenblumen und will am Altare sterben (Sexualverdrängung). Aber auch die Hochzeitsnacht erlebt sie: „Ach so nahe", ruft sie aus, als sie vom Arzte ins Bett gebracht wird.

Wir erwähnen hier die zweite und dritte These Freuds: „Das hysterische Symptom ist Ausdruck einer Wunscherfüllung" und „Das hysterische Symptom ist die Realisierung einer der Wunscherfüllung dienenden, unbewußten Phantasie[1])."

Wir sehen, daß selbst im Dämmerzustande diese Wunscherfüllung nicht unwidersprochen bleibt. Ja, die Gegenströmung gewinnt sogar bald wieder die Oberhand. „Rühr' mich nicht an!" ruft Irma in größter Erregung ihrem vermeintlichen Manne entgegen. Sie selbst fühlt den „Konflikt" („man verstrickt sich mehr und mehr"). „Was ist nun härter? Nein sagen (und dann auf das eheliche Glück verzichten) oder nicht nein sagen können (und dann die Pflicht der Frau erfüllen müssen)?" „Man kann einen Menschen sehr lieb haben und sich doch fürchten vor etwas, das dieser Mensch verlangen kann, verlangen wird, verlangen muß. Die Pflicht der Frau! Wenn's nur nicht so entsetzlich wär'!" Und zuletzt die kindliche Frage: „Warum kann man nicht alles Natürliche schön tun?"

Den breitesten Raum nimmt das Trauma in Bad Z. ein; der Komplex ergeht sich in endlosen Variationen. Im Vordergrunde stehen

[1]) Freud, Hysterische Phantasien usw., S. 5.

die Klagen über die rohe sexuelle Aufklärung „mir ist der Schleier herunter gerissen worden" wie dem verschleierten Bilde von Sais), „man soll in Wahrheit groß werden", „die Wahrheit, die ist gräßlich", „der hat auch nicht mehr leben können (in dem Gedicht), weil er die Wahrheit gewußt hat."

Dr. Wu. ist das vierte Glied in einer bedeutsamen Assoziationenreihe, als deren erstes Glied wir Frau Professor N. kennen gelernt haben. Mit dieser wurden assoziiert die Bacchantin und Nero (gleich einem Tier, das sich vollfrißt) und nun Dr. Wu. („O pfui, wie entsetzlich ist das Bild von der Bacchantin und dem Nero. So sieht der Mensch aus, wenn das Tier die Herrschaft über ihn gewinnt, so sieht der Dr. Wu. aus, O pfui, der Mensch!)" Als fünftes Glied schließen sich daran die Südländer („der Mohn, der ist so schön, so feurig und üppig wie die Südländer. Pfui, die lieb' ich nicht, die haben den Zug, das etwas, das mich so erschreckt. Das war auch auf dem Bild! Die Bacchantin und der Nero! Und das kommt nun alle Tage vor! Gräßlich, wenn man das sieht, wenn ein Mensch zum Tier wird!) Das sechste Glied wird gebildet von der Medusa von Stuck, die ganz analog der Bacchantin beschrieben wird. Als letztes Glied sei der Bräutigam genannt (er steht so hoch über den Tieren, warum muß er manches mit den Tieren gemeinsam haben?). Frau Professor N. und Nero stellen die Symbole der Bulimie dar, die Bacchantin, Dr. Wu., die Südländer, die Medusa und der Bräutigam diejenigen der Sinnlichkeit, der Libido. Beide Gruppen sind subsumiert unter den Begriff Tier, Raubtier. Wie enge diese Assoziationenkette ist, wird kaum mehr hervorgehoben werden müssen (vgl. nur die immer wiederkehrende Ausdrucksweise!). Ohne weiteres kann ein Glied das andere, kann die Bulimie die Sexualität ersetzen. Das Symptom des Leichenessens wird uns so immer verständlicher. Denn — und darauf wurde ja schon einmal hingewiesen — an den Anfang der Kette müssen wir ja Irma selbst setzen. Sie selbst fühlt sich ja so oft als Raubtier, erkennt an sich selbst jenen „tierischen Zug, der unterdrückt werden muß"! Sie selbst läßt das Essen vor sich verschließen, um sich nicht mit Heißhunger darauf zu stürzen. Sie selbst ist Frau Professor N., ist das Raubtier (die Hyäne?), das die Gräber aufwühlt.[1]) Auf sich selbst muß sie aufpassen, wenn sie auf den Friedhof geht!

[1]) Ein sehr wichtiges Zwischenglied in der ganzen Kette wird uns erst am Schlusse bekannt werden (Gina!). Auch auf Sindbad muß im voraus hingewiesen werden.

Mit wunderbarer Klarheit erhärtet dies zuletzt aus dem Symptome des Sichanbeißens. Sie beißt sich selbst in den Arm und sagt mit dem Zeichen des größten Entsetzens, Frau Professor N. habe sie angebissen! Man bekommt hier einen Begriff von der symptombildenden Arbeit des Komplexes. Wie im Traume projiziert er sich nach außen, in andere Personen, und läßt diese agieren wie Fremde, von denen der Kranke Freude und Leid erduldet, nicht wissend, daß es ein Gaukelspiel ist, daß er von sich selbst gequält oder getröstet wird. — In dem Symptome des Sichanbeißens erkennen wir den Trieb der Grausamkeit gegen sich selbst, einen sadistischen Zug gegen sich selbst, der uns später noch beschäftigen wird.

Eine andere Assoziation führt vom Wu.-Komplexe nach Berlin. Neben der rohen sexuellen Aufklärung wirkt dieses Trauma ganz enorm deswegen nach, weil Dr. Wu. Irma für eine Demimondaine gehalten, sie auf die gleiche Stufe mit der Französin gestellt hat. Diese Seite des Traumas ist die allerempfindlichste und ist heute (Herbst 1908) von Irma noch nicht überwunden. Wir werden sehen, warum. Einen Anhaltspunkt haben wir in dem Ausspruche während des Dämmerzustandes: „Geh doch nach Berlin, nach der Leipziger- und der Friedrichstraße, wo das Leben pulsiert. Ich war nur einmal da, ah, wie häßlich!" Wir sahen, daß in Berlin die Krankheit ihren Höhepunkt erreicht hatte. Irma war furchtbar aufgeregt, begann an Gedankenschwäche zu leiden und „konnte keine Sehnsucht mehr haben". Es war „wie ein langsames Absterben", wie wenn man ein „Feuer langsam ausgehen läßt". Wir erblicken in diesem „sentiment d'incomplétude" mit Jung „eine Hemmung", die von einem „übermächtigen Komplex" ausgeht[1]). Dieser übermächtige Komplex ist durch die Wu.-Episode und das obige Zitat über die Friedrichstraße angeschnitten und wird sich nach und nach deutlicher hervorheben. — Nach Berlin führten uns auch die Gerichtsverhandlungen wegen des Strolches, die noch mehr als die Begegnung selbst im Sinne des Komplexes (Beschäftigung mit dem Sexualproblem) auf Irma einwirken.

Als Beiträge zum Thema des Konfliktes zwischen Sexualablehnung und Libido ist noch die Walküre zu erwähnen, ein Symbol, das

[1]) Vgl. Jung, Über die Psychologie der Dementia praecox (Halle 1907), S. 100: „Wenn wir von einem Komplex beherrscht sind, so haben bloß die Komplexvorstellungen vollen Ton, d. h. volle Deutlichkeit, alle anderen, von innen oder außen stammenden Wahrnehmungen unterliegen der Hemmung, wodurch sie undeutlich werden, d. h. am Gefühlston verlieren. Das ist die Grundlage, auf der es zur Unvollständigkeit der Tätigkeitsgefühle und schließlich zur Affektlosigkeit kommt."

bei der Genese der Anfälle mitspielt. Es ist das Bild der von der Waberlohe umgebenen und durch Wodans Speer gegen alle männlichen Angriffe geschützten Jungfrau. Sobald aber die Erweckung durch Siegfried hinzukommt, tritt das Symbol in den Dienst der Libido, die ja im „Feuerzauber" mächtig erklingt.

Wie stark die Sexualablehnung ist, erkennen wir daran, daß sie das mächtigste Motiv für Irmas Suizidgedanken abgibt. „Der (in dem Verschleierten Bild von Sais) hat auch nicht mehr leben können, weil er die Wahrheit gewußt hat". Sie haßt und verabscheut ihren eigenen Körper, weil ihn kein Engel gebracht hat, sondern — aus Menschen, Menschen, Menschen! Diese Begründung ist zu beachten. Und so stark ist ihr ästhetisches Empfinden, daß sie noch voller Sorge ist, um das Aussehen ihres Körpers nach dem Tod. „Ich will nicht, daß Ihr einen häßlichen Anblick habt; man kann ganz langsam erlöschen, sterben." Und: „Es ist häßlich durch Gift zu sterben. Sieht man dann häßlich aus und erschrecken sich die Menschen?" Wir wissen ferner, daß sie sich nach dem Tode verbrennen lassen will, da ihr der Gedanke an die Verwesung des Körpers entsetzlich ist. Mit diesem Wunsche, auch noch als Leiche schön zu erscheinen, gehen Hand in Hand die Aussprüche über den Tod, den „schönen Mann, der die Arme um einen schließt", „den Bruder des Schlafes". „Er ist kein häßlicher Sensenmann, o nein! schön und groß wie ein Engel ist er, der schlanke, schöne, große Mann!" Geradezu aufdringlich stellt sich hier die Verbindung zwischen Sexualität und Tod dar[1]). Wir werden nun besonders aufmerksam auf die Grabesphantasien und den Gegensatz, daß Irma sich bald nach dem Grabe sehnt, bald sich entsetzt, im Grabe schlafen zu müssen. Diese Phantasien greifen wiederum schon in das Thema der Anfälle hinein, die uns immer mehr beschäftigen werden.

Erwähnt sei noch, daß wir in diesem Dämmerzustande die „Übertragung auf den Arzt" (Freud) schon konstatieren können. Irma identifiziert Arzt und Bräutigam, spricht ihre Anhänglichkeit offen aus und beschäftigt sich schon mit dem König-Laurin-Thema, das, wie sich später zeigen wird, in den Dienst der Übertragung tritt; und ferner sei erwähnt, daß die Identifikation mit Ophelia, die schon im

[1]) Eine andere Verbindung besteht in dem Glauben, es bekämen nur diejenigen Frauen Kinder, die Angehörige verloren hätten.

Assoziationsexperimente angedeutet war, im Dämmerzustande eine vollkommene wurde.

III. Die Zeit zwischen dem ersten und zweiten großen Dämmerzustande (22. bis 29. Juni).

22. Juni.

Die Erinnerung an den Dämmerzustand ist völlig verschwunden, auch an die freien Intervalle. Die letzte Sitzung, die am 12. stattfand, wird auf gestern verlegt. „Ich sollte gestern meine törichten Kindereien sagen" (über die Entstehung der Kinder). Ich weiß, daß ich mich so entsetzlich fühlte, aber nicht warum. Es kochte in mir!"

Wiederum drückt Irma ihr Erstaunen aus, daß ihr „so viele Kleinigkeiten jetzt so deutlich einfallen." Sie möchte immer den Kopf schütteln, daß sie überhaupt das alles nicht gewußt habe, es habe sie ordentlich elektrisiert, das zu erzählen[1]). Sie habe das Gefühl gehabt, wie wenn ein Kind zum ersten Male Worte findet, und auch den Sinn davon weiß.

„Diese Sachen (was sie als Kind dachte und fühlte) seien noch nie über ihre Lippen gekommen. So habe sie einmal eine weiße Wand in ihrem Kinderzimmer gewünscht, es aber nicht begründen können und sie auch nicht erhalten. Sie hätte gern an die Wand malen und schreiben dürfen bis zum neuen Jahre, um dann alles wieder übertünchen zu lassen." Eine etwas bizarre Idee,die aber lehrreich ist für die Beurteilung des Kindes.

Dann kommt Irma darauf zu sprechen, daß sie eine schwere Sorge habe. Es sei ihr aber „so entsetzlich schwer, darüber zu reden". „Manchmal denke ich, andern zuliebe kann man mehr tun, als man für sich selbst tun kann. Dann denke ich, es geht. Dann faßt mich wieder ein namenloses Entsetzen: Nein, nein, es geht nicht!" (nämlich das Heiraten).

„Wie ist es später, wenn ich verheiratet bin? Ich habe Angst, den eigenen Willen zu verlieren. Meine Kindheit war ein Martyrium, ich fürchte, meine Ehe wird es auch sein."

Nachdem wir den eigentlichen Grund ihrer Angst kennen gelernt haben, ist es interessant, diese im Wachen ausgesprochenen Bedenken, die sich mehr gegen eine, sagen wir geistige Vergewaltigung durch den

[1]) Sie hatte kurz vorher der Pflegerin sehr lebhaft von ihrer Kindheit erzählt.

Mann richten, jenem tiefern Grund gegenüberzustellen, der im Dämmerzustande so deutlich zutage trat. Man erhält so ein gutes Beispiel wie hinter rein geistig bedingt erscheinenden Äußerungen Motive verborgen sein können, die der sexuellen Konstitution der Patienten entstammen, gewöhnlich ohne daß die Kranken sich dessen bewußt sind.

Sie erzählt weiter, sie sei sich nicht ganz klar über ihren Bräutigam. Er sei sehr klug, aber manches verstünde er nicht an ihr. So habe sie sich einmal „wahnsinnig aufgeregt", als er „nicht sonderlich erbaut" war, daß sie Stirner las.

Ich frage sie nun nach König Laurins Rosengarten, indem ich ihr erzähle, daß sie im Dämmerzustande oft davon gesprochen habe, König Laurins Rosengarten sei ein Berg in den Dolomiten. Es gäbe eine Novelle von Wilbrandt[1]) mit diesem Titel.

Ferner eine Sage, die sei ihr aber verworren: „Die Rosen, die da oben wachsen, sollen alle aus dem Blute entstanden sein, das in einer Schlacht geflossen ist, die geschlagen wurde um eine junge Königin, welche König Laurin dort gefangen hielt."

Sie finde die Sage grausig[2]). Sie habe sie umgedichtet, könne

---

[1]) Der für uns wichtige Inhalt der zuerst in der Gartenlaube erschienenen Novelle ist kurz folgender: Ein junges verwaistes, sehr hübsches Mädchen wird von ihrem reichen Onkel, einem widerlichen, zwerghaften Sonderling, „gefangen gehalten", d. h. sehr streng bewacht und von jedem Verkehr mit den Menschen abgehalten. Der Onkel ist in die Nichte verliebt und will sie heiraten; sie jedoch verabscheut ihn. Bei einem Aufenthalte in Bozen erleidet der Onkel einen Unfall, bei dem ihm ein junger Arzt das Leben rettet. Der junge Mann, dem die Sage von König Laurins Rosengarten sehr lebhaft vor Augen schwebt, vergleicht bei näherer Bekanntschaft mit dem Paare das junge Mädchen mit der gefangenen Prinzessin, den zwerghaften Onkel mit König Laurin. Er selbst wird bald der Befreier der Gefangenen. Das Mädchen klagt ihm ihr Leid; beide sind von Liebe zueinander ergriffen. Der eifersüchtige Onkel reist mit seiner Nichte in ein kleines weltabgeschiedenes Dorf am Fuße des „Rosengartens", wo er ein Haus mietet und die Nichte gefangen hält. Der junge Arzt reist ihnen nach, wird aber von dem Onkel überrascht in dem Momente, wo er mit dem Mädchen das Haus verlassen will. Ein Abschiedstrunk, den der Onkel den beiden bietet, enthält ein Schlafmittel, das seine Wirkung sofort ausübt. Der von dem Onkel gefesselte und mit dem Revolver bedrohte Arzt wird von dem Mädchen, das bald erwacht, befreit, indem es seinerseits den Revolver auf den Onkel richtet. Von nun an leben beide „in jugendfrischer, romantisch verklärter Liebesseligkeit."

[2]) In Wilbrandts Novelle lautet die Sage etwas anders: „Von Liebe zu einem Menschenkinde überwunden, hat Laurin die schöne Künhild entführt, will sie zu seiner Königin machen." Kühne Recken aber brechen herein, verwüsten seinen

und wolle aber nicht sagen wie. (Wir werden später sehen warum.) Jetzt gibt sie als Grund dafür an, es erwecke so häßliche Szenen in ihr, wo sie absichtlich gelogen habe, d. h. Dinge, die sie gar nicht erlebte, so lebhaft geschildert habe, daß sie den Anschein der Wirklichkeit erweckten.

Und zwar falle ihr besonders ein kleiner Roman von einer Ägypterin ein, in die sich ein junger Gesandtschaftsattaché leidenschaftlich verliebt und die er auch später geheiratet habe. Diese Geschichte habe sie bei ihrem ersten Besuche in Bozen, als sie 14 Jahre alt war, einer Dame als wirklich dargestellt, und doch sei alles nur ihre Erfindung gewesen. Die Mutter sei dazu gekommen, noch ehe sie Zeit hatte, die Dame darüber aufzuklären, daß sie „geschwindelt" habe. Sie habe sich bei solcher Gelegenheit so „ins Feuer geredet", daß es immer schöner und schöner wurde. Während dessen sei es ihr nicht zum Bewußtsein gekommen, daß sie lüge, dagegen habe sie es „vorher und nachher" gewußt.

Diese Stelle ist ziemlich dunkel. Erstens war Irma nur einmal in Bozen und nicht mehreremal und ferner nicht als sie 14, sondern als sie 22 Jahre alt war, also vor einem Jahr. Zweitens hat sie, wie die Mutter ausdrücklich angibt, als Kind durchaus keine pseudologischen Anwandlungen gehabt, sondern erst seit dem 20. Lebensjahre. Die ganze Episode muß also in die letzten Jahre verlegt werden.

Die Stimmung ist heute noch starken Schwankungen unterworfen. Bald ist die Kranke heiter, bald deprimiert oder stark erregt. Verlangt heftig nach Hause. War morgens und mittags kurz im Garten. Hatte beidemal bei ihrer Rückkehr ins Zimmer einen synkopalen Anfall, einen weiteren je um 10 Uhr und 1 Uhr nachts. Sonst nachts ruhig.

23. Juni.

Erwacht unklar, hat um $^1/_2$10 Uhr einen synkopalen Anfall, ist danach den ganzen Tag klar. Liegt nachher still da; auch nachts ruhig. Ich verschone die Patientin heute mit weiteren Fragen.

24. Juni.

Nachdem mir seit einiger Zeit, aber immer noch viel zu spät, der Verdacht aufgestiegen war, daß die Übertragung auf den Arzt[1])

Rosengarten und Laurin verliert den Zaubergürtel, der ihm Zwölfmännerkraft gab. Er reicht ihnen dafür einen Schlaftrunk und bindet sie. Künhild befreit sie mit Zauberringen „und wird eines tapferen Helden Weib".

[1]) S. Freud, Bruchstücke einer Hysterieanalyse. Monatsschrift für Psychologie und Neurologie. Bd. XVIII, S. 462 ff.

bereits stattgefunden, ich mich aber der Warnung Freuds erinnerte, sie ja rechtzeitig und in den einzelnen Symptomen zu erraten, machte ich einen, wenn auch, wie ich heute einsehe, sehr schüchternen Versuch, ihrer noch Herr zu werden. Ich muß gestehen, daß ich diesem weitaus schwierigsten Stück der Arbeit noch nicht gewachsen war. Nur jahrelange Übung und Erfahrung wird den Arzt in den Stand setzen, die Übertragungen rechtzeitig zu erkennen und wieder rückgängig zu machen. Aus obigem Grunde schon muß diese Analyse vielmehr als eine Probe, denn als ein Muster betrachtet werden.

Sehr auffallend war ja schon das energische Verlangen Irmas „davonzulaufen", die Kur aufzugeben. Ich hatte auch erfahren, daß Irma sich darüber aufregte, daß sie das Gefühl ihrem Bräutigam gegenüber verlöre zugunsten des Arztes und daß sie das als eine Erniedrigung empfände und daher „fortdränge".

Ich sage nun Irma, es sei mir klar geworden, daß sie fürchte, zu sehr in ein Abhängigkeitsverhältnis zum Arzte zu kommen und dadurch ihren Bräutigam zurückzusetzen. Mit geschlossenen Augen hört sie zu, bejaht nicht, verneint aber auch nicht. Sie gibt nach und nach zu, daß sie ihren Bräutigam mit mir vergleiche. Er sei zu weich, er bete sie zu sehr an. Sie fürchte sehr, wenn sie ihn nicht heirate, würde nichts Rechtes aus ihm, dann ginge er zugrunde, das könne sie nicht ertragen. Aber auch wenn sie ihn heirate, „ginge es schief", da er zu weich sei.

Es war wie gesagt ein schwacher Versuch. Jedenfalls lag mir viel daran, Irma nicht im Unklaren zu lassen, daß ich wußte, was in ihr vorging, denn sonst gewinnen die Kranken sofort eine gewisse Überlegenheit über den Arzt. Anderseits hoffte ich, wenn auch dieses Thema in den Bereich unserer Unterhaltungen gezogen und ihr gezeigt werde, daß es eben so kühl und objektiv behandelt würde wie alle anderen die Übertragung wieder rückgängig zu machen. Wie wir sehen werden, vollzog sich dies von selbst, aber erst, wie Freud es als Regel hinstellt, nach der Entfernung vom Arzte.

Im Laufe des Nachmittags wird Patientin wieder sehr erregt. Sie bliebe keinen Tag länger hier! Bei der Abendvisite dagegen ist sie übertrieben ausgelassen und heiter. „Die Menschen spielen sich alle eine Komödie vor! Daß er (der Bräutigam) jetzt dort oben sitzt und glaubt, ich dächte an ihn und liebte ihn!" Erzählt nachher spontan, sie habe sich einmal furchtbar geärgert über einen Arzt, der ohne zu wissen, daß sie es hören könnte, sie für einen

interessanten Fall erklärte. Darauf sage ich ihr sofort, es sei sehr durchsichtig, warum sie dies plötzlich erwähne. Sie müsse sich in der letzten Zeit gefragt haben, ob ich nur deswegen so häufig zu ihr käme, weil sie ein interessanter Fall sei oder deswegen, weil ich ein tieferes persönliches Gefühl ihr gegenüber gefaßt hätte. Irma bestätigt denn auch unumwunden, daß dies der Fall gewesen sei. Ein hübsches Beispiel, wie solche Kranken mit oder ohne Wissen indirekt dem Arzte beizubringen verstehen, was in ihnen vorgeht.

Ein kleiner Erfolg der Übertragung war der, daß Irma heute sich auf meine Bitte mit Handarbeiten beschäftigte, was sie „haßte". Bisher war sie fast ohne Beschäftigung. Eine „Beichte", die sie im Laufe des Tages geschrieben, hatte sie schnell wieder zerrissen. — Hypnose. Nachts schlaflos, aber ruhig.

25. Juni.

Keine längere Unterredung. 2 Anfälle. Vor dem zweiten Anfalle habe sie sich „blutig unten im Garten liegen sehen." Dies ist die erste Angabe über eine visionäre Aura vor den Anfällen. Hier wird später die Analyse der Anfälle einsetzen. — Hypnose. Schläft die ganze Nacht.

26. Juni.

Heute sehr guter Stimmung, aber von etwas geziertem Auftreten. Sie fängt selber von ihrem Zusammentreffen mit ihrem Bräutigam Mitte Mai des Jahres zu erzählen an. Sie habe damals nachts einen Anfall gehabt und sich morgens sehr schlecht gefühlt. Ihr Bräutigam sei ganz haltlos gewesen wegen ihres Zustandes. Da sei ihr Gefühl zu ihm zum erstenmal erkaltet. Es mache sie toll, wenn man um sie besorgt sei. Die letzten Angaben erfolgten erst nach endlosem Widerstande. —

Die Nacht auf den 27. Juni verläuft ohne Hypnose ruhig. Schläft jetzt auch ohne Hypnose einige Stunden, was im ersten Zeitabschnitte nie der Fall war.

27. Juni.

Ich frage Irma, wie sie denn jetzt über die Geister dächte. Sie erwidert, teils glaube sie noch daran, teils nicht. Gibt dann zu, daß es sich nur um Produkte ihrer Phantasie handle und daß sie sich nicht mehr davor fürchte (nämlich den Visionen von Fräulein Faure und Frau Professor N.).

Ferner erfahren wir heute wichtige Zusätze zu dem Thema von König Laurins Rosengarten. Sie erzählt, als sie eines Abends bei Sonnenuntergang hier in ihrem Zimmer gewesen, seien die Wolken so rot erschienen[1]), und die umgebenden Berge wie Mauern, die sie von den Menschen trennten. Da habe sie zum erstenmal (und nachher noch sehr oft) sich vorgestellt, sie sei die gefangene Prinzessin und mein Onkel König Laurin.[2])

Ich frage Irma, wie sie die Sage „umgedichtet" habe: Sie habe eine Novelle daraus gemacht[2]), die sie aus bestimmten Gründen in den Rosengarten verlegt habe. Sie sage aber nicht warum. Die Grundlage dieser Novelle sei das Schicksal einer Dame gewesen, von der sie als Kind gehört habe. Diese Dame sei kurz nach der Hochzeit ihrem Manne weggelaufen, da sie sich in einen andern Mann verliebt habe. Da jedoch der erste Mann dadurch unglücklich wurde, sei auch sie nicht glücklich geworden. Auf diese vielversprechenden Andeutungen beschränkt sich Irma heute und verweigert kategorisch jede weitere Auskunft darüber.

Ich frage sie darauf nach dem Luftröhrenschnitt, den sie im Dämmerzustande erwähnte und über den dort berichtet wurde. Darauf kommt sie von selbst auf die erste Tote, die sie sah. Mit 6 Jahren war sie einmal mit ihrer Mutter einem großen Menschenauflaufe begegnet. Die Mutter habe vorbeigehen wollen, sie aber nicht. Es sei gerade eine tote Frau aus dem Wasser gezogen worden. Sie habe „furchtbare Angst und Abscheu gehabt

[1]) In Wilbrandts Novelle heißt es: „Da wo die Sonne versunken war, lagerte mächtiges Gewölke über den Bergen, es schien ganz unmöglich, daß . . . . noch ein einziger Strahl zum Rosengarten könnte. Es glühte auch von dem ganzen Gebirge nur dies eine Stück wie eine Welt für sich; nicht rötlich, sondern golden, metallisch, als glühte es von innen heraus durch eine Flamme im hohlen Berge."

[2]) Als dann Ref. bei ihr eingeführt wurde, sah sie in ihm, dem jungen Arzte, ganz folgerichtig ihren Befreier, in den sie sich nach dem Vorbild der Novelle notwendigerweise verlieben mußte!

Später gab Pat. an, der Gedanke von meinem Onkel gefangen gehalten zu werden, sei ihr aus dem Gefühle der gänzlichen Abhängigkeit von seinem Willen entsprungen. Er habe einen enormen Einfluß auf sie gehabt! Wenn sie fort wollte, hielt er sie durch ein Wort, einen Blick fest, sie kam sich wie „gefangen" vor. Im Zustande des Wachträumens kam dann leicht die Identifikation mit der gefangenen Prinzessin (!) zustande. Ein treibendes Motiv aus der Novelle war auch das, daß König Laurin in die Prinzessin verliebt ist. Pat. „schwärmte" für meinen Onkel und fand in der Novelle die Wunscherfüllung!

und die Augen geschlossen", aber etwas[1]) „zwang" sie, die Augen zu öffnen und hinzusehen. Die Leiche sei aufgedunsen und blau gewesen. — Irma spricht jetzt ganz ruhig von diesem Erlebnisse, das, wie uns die Mutter angab, tatsächlich stattfand. Erinnern wir uns, daß Irma im Anfange angab, in München zum erstenmal Tote gesehen zu haben und daß diese Angabe unrichtig war, indem sie nur von den Toten gehört, sie aber nicht gesehen hatte. Es ist sehr lehrreich, zu sehen, durch welche Phantasien wir uns durcharbeiten mußten, um zu dem Kern, dem Trauma selbst, vorzudringen.

Heute morgens und abends je ein Anfall. Stimmung erregt. Nacht auf den 28. (ohne Hypnose) schlaflos.

28. Juni.

Ich versuche, über ihre Ansichten bezüglich der Entstehung der Kinder weiteres zu erfahren. Irma ist sehr erstaunt, als ich ihr sage, ich wüßte, daß sie einmal geglaubt habe, nur die Frauen, die einmal Angehörige verloren hätten, bekämen Kinder. Sie fügt hinzu, sie habe geglaubt, die Seelen der Gestorbenen würden im Himmel frei und von Engeln wieder zur Erde gebracht. Wann, das würde im Himmel bestimmt. Diese Ansicht habe sie bis zum zwölften Jahre gehabt. Sie stimmt überein mit ihrem Glauben an die Seelenwanderung.

Dieser Ansicht folgte diejenige, die im Dämmerzustand zu verraten sie sich wehrte: Wenn man sich ein Kind recht wünsche, dann bekomme man auch eines. Man müsse dann nur eine Kur bei einem Arzte machen!

Natürlich liegt hier eine Wurzel ihrer Scheu vor den Ärzten, wie sie selbst zugibt.

Diesem Glauben huldigte sie angeblich bis zum achtzehnten Jahre, wo sie nach der „Blamage" wegen ihrer Hunde von der Mutter erfuhr, daß zwei Menschen zur Entstehung von Kindern nötig seien und nun im Küssen die Ursache sah.

Eine jähe rohe Aufklärung erfuhr sie dann, wie wir wissen, im einundzwanzigsten Jahre durch Dr. Wu. im Bad Z. Es sei „eine scheußliche, entsetzliche Offenbarung" gewesen. In Berlin habe sie dann, wie sie auf meine direkte Frage angibt, noch im Konversationslexikon einiges nachgeschlagen. Letztere Angabe ist insofern wichtig, als wir

[1]) Später gab sie an, sie habe eine unüberwindliche Neugier empfunden, Tote zu sehen.

daraus ersehen, daß die sexuelle Neugier gerade damals, als die Erkrankung den Höhepunkt erreicht hatte, mitspielte. Meine Frage, ob sie dann nicht bemerkt habe, daß eine Frau, bevor sie Kinder bekommt, an Leibesumfang zunähme, verneint sie!

Heute nur ein Anfall. Schläft die ganze Nacht mit Hypnose ruhig.

29. Juni.

Irma erzählt, sie habe so oft das Gefühl, etwas schon einmal erlebt zu haben[1]), und ferner, sie sei in fremden Gegenden, die sie dann „ganz genau kenne".

Die Analyse geht heute einen bedeutenden Schritt weiter, wird aber leider durch das Einsetzen des zweiten großen Dämmerzustandes bald wieder unterbrochen. Im Anschluß an meine Frage, warum sie sich Gedanken mache über das Begrabenwerden und ob sie glaube, daß die Leichen im Grabe nicht in Ruhe gelassen würden, erklärt sie, nein, sie habe sich nur vorgestellt, „wie man zuerst schön aussähe, nach dem Tode aber anders würde". Dabei fällt ihr ein Bild ein, das sie mit 13 Jahren in D. gesehen habe. Es stellt ein junges Mädchen dar, das vor dem Spiegel steht, ihm gegenüber ein Gerippe. Das habe ihr einen „furchtbaren Eindruck" gemacht. Der Maler habe wohl die „entsetzlichen" Gegensätze schildern wollen zwischen lebendig und tot. Damals sei ihr zuerst der Gedanke gekommen, sich verbrennen zu lassen! — Erschrocken sei sie nie beim Anblick eines wirklichen Totengerippes, sie habe auch nur einmal eines gesehen, bei ihrem Hausarzte.

Mit dem Einfalle dieses Bildes sind wir schon mitten in die Analyse der

Anfälle

eingetreten, die mit der Erwähnung der Walküre und der Johannisnacht sich vorbereitet hatte. Das wußte ich damals noch nicht. Jetzt ist es überaus verlockend, rückschauend die Fäden zu verfolgen, die da und dort beginnend, schließlich alle zusammenlaufen zu denjenigen Vorstellungskomplexen (Phantasien), die den Anfällen zugrunde liegen. Da sich diese in der letzten Zeit so sehr gehäuft, drang ich nun

[1]) Identifizierende Erinnerungstäuschung. Janets „Sentiment du déjà-vu," (s. Obsessions et psychasthénie, S. 287), das er in die größere Gruppe der sentiments de conception imaginaire (sentiments d'incomplétude) einreiht. Diese „Gefühle" sind deutliche Zeichen des „abaissement du niveau mental", Folgen der gestörten „Fonction du réel". Wie sehr letztere bei Irma noch darniederliegt, zeigt die zweite Behauptung, sie fühle sich in fremden Gegenden.

energisch vor, um ihre Genese kennen zu lernen, nicht ahnend, daß mit dem Bilde in D., der Walküre und der Johannisnacht Irma schon ganz spontan in das Gebiet eingetreten war, auf dem die Anfälle entstanden[1]).

Ich frage sie nach dem ersten Anfall. Er sei aufgetreten, als sie 3 Jahre alt war und auf der Straße das Töchterlein eines Offiziers küssen sollte. Sie habe aber durchaus nicht gewollt und sich mit dem Mädchen „herumgebalgt, bis es im Kote lag". Sie sei deswegen von ihrer Mutter geschlagen und daraufhin bewußtos geworden. Dann seien jahrelang keine Anfälle gekommen. (Wie wir sahen, war der erste von der Mutter bestätigte Anfall am 2. Pfingstfeiertage 1906, bei der letzten Begegnung mit dem jungen Leutnant).

Der von Irma schon geschilderte Auftritt fand tatsächlich statt; jedoch hatte sie keinen Anfall mit Bewußtlosigkeit. Wichtig ist, daß sie der Mutter die Schuld an diesem angeblichen Anfalle zuschiebt, indem er die Folge der Schläge sein sollte, die ihr die Mutter versetzte[2]).

Meine zweite Frage bezieht sich auf etwaige Sensationen, die den Anfällen vorausgehen. Sie erklärt, die Glieder würden starr und steif und kalt. „Am entsetzlichsten ist es, wenn die Kälte auf die Brust kommt. Dann kann ich mich nicht mehr bewegen und habe Angst, ich könnte scheintot begraben werden[3]). Dieses Gefühl ist aber selten." Meist merke sie nur, wenn es „furchtbar in ihrem Kopfe arbeite und es ihr Schwierigkeiten mache, zu denken". Dann „verschwimme" alles. Ob sie dann Visionen habe? „Ja." Häßliche Dinge? „Ja. Es gibt jedesmal vor dem Anfall einen Kampf zwischen der Natur und mir[4]).

---

[1]) Im Grunde genommen hängen schon die Friedhof- und Grabphantasien der allerersten Zeit mit dem Thema der Anfälle zusammen.

[2]) Schon einmal ist uns ein ähnlicher feindlicher Zug gegen die Mutter begegnet, als Irma angab, krank geworden zu sein, als die Mutter sie von dem jungen Leutnant trennte. In Wirklichkeit kam die Trennung dadurch zustande, daß der junge Mann nach Absolvierung des Abiturіums Offizier wurde und die Vaterstadt Irmas verließ. Gerade die Mutter hat das letzte Wiedersehen zwischen beiden bewirkt und Irma die Entscheidung selbst überlassen, die dann zu einer vollständigen Trennung führte.

[3]) Die Angst, lebendig begraben zu werden, äußerte auch Fräulein Faure!

[4]) „Natur, die Macht, die gegen mich ist" bedeutet, wie wir aus dem bisherigen Gange der Analyse und aus dem Folgenden ersehen, nichts anderes als die sinnliche Leidenschaft, die Libido.

Ich will nicht sehen und werde immer wieder auf den Weg gebracht, von dem aus ich denken und sehen muß."

Natur? „Die Macht, die gegen mich ist. Sie kriegt mich immer wieder unter."

Was sehen Sie dann? „Es hängt damit zusammen, daß ich mich damit beschäftigt habe, was wird aus dem Körper nach dem Tode[1]). Weil ich mich mit dem Verbrennen beschäftigt habe, habe ich mir diese Vorgänge so genau vorgestellt und ich sehe dann .... erst wird mir's nur rot, dann kann ich das Feuer unterscheiden .... Dann denke ich, ich liege darin, es ist mir ordentlich, als ob der Körper sich durch die Flammen aufbäumte[2]), dann sehe ich wie mich die Flamme allmählich verschlingt, bis ich von den Flammen aufgezehrt werde und mich derartig aufbäume, als wenn ich mich wehren wollte. So sieht der Mensch aus, wenn er verbrannt wird."

Ich sage hierauf Irma, dieser Vision müsse etwas Bestimmtes zugrunde liegen. Darauf sie: „Sie meinen eine Märtyrerin? Ich habe an die Hexen gedacht."

In der Tat dachte auch ich sogleich, daß ihr eine Hexenverbrennung vorschwebte. Da ihr aber sogleich die Märtyrerin einfiel, scheint auch dieser Komplex mitzuspielen.

Was fällt Ihnen hierzu noch ein? „Ein Bild: ein junges Mädchen, das auf einem Holzstoße liegt und mit verzücktem Blicke nach dem Himmel sieht und nicht merkt, wie die Flammen sie verzehren."

Diese Schilderung erweckt in mir einen bestimmten Verdacht und ich sage Irma, es müsse sich hier um die Reminiszenzen an ein bestimmtes Gedicht handeln, worauf sie sofort einfällt: „Ja, von Wildenbruch." Es handelt sich um das Hexenlied von Wildenbruch, das sie vor einigen Jahren in ihrer Vaterstadt mit der Musik von Max Schillings hatte rezitieren hören. Die Musik habe sie damals „wahnsinnig" gemacht. Die Wirkung dieser Aufführung, bei der Text und Musik im Ausdrucke sinnlicher Glut wetteifern, ist in der Tat auf psychopathische Menschen eine ganz enorme[3]).

---

[1]) Siehe das Bild in D. und die Bemerkungen, die Irma daran anknüpfte.

[2]) Wie sie es im Anfalle ausführt (Arc de cercle)!

[3]) Bei der Analyse eines halluzinatorischen Erregungszustandes bei einem schwer belasteten, sehr gebildeten Herrn, bin ich schon einmal auf dieses Hexenlied gestoßen. Der Kranke hatte sich auf einem Holzstoße stehen sehen inmitten einer

Nachdem Irma noch einmal betont, sie stellte sich „regelrecht" vor, wie sie verbrannt werde, frage ich weiter: Im Verbrennungsofen? „Nein!" Auf einem Holzstoße? „Nein! Ich sehe nur meinen Körper, wie er sich aufbäumt; zuerst liegt die Gestalt, dann erhebt sie sich, als ob sie sich stellen wollte, nur steifer; dann denke ich, sie biegt sich nach hinten um." (Arc de cercle!)

An was denken Sie dabei noch? „An die Waberlohe. (Walküre!) Ich muß furchtbar oft daran denken (siehe auch im Dämmerzustande!) überhaupt wenn ich ein hohes Feuer sehe. Das ist doch nichts Außergewöhnliches, das kommt mir selbstverständlich vor." Es ist für uns in der Tat selbstverständlich, daß Irma das Bild der Walküre so außerordentlich nahe liegt. — Sie habe Wagners Walküre vor 4 Jahren gehört. Ich frage weiter, warum diese Dinge ihr häßlich vorkommen. „Weil das Feuer die Hauptrolle spielt und Feuer, das hat für mich etwas Eigenartiges; Feuer und die Farbe rot .... Ich weiß nicht, das

---

großen Volksmenge wie bei einem Hexenprozesse. Auch hier wurde die erotische Komponente durch die Reminiszenz an das „Hexenlied" aufgedeckt.

Die Stellen, die Irma hier vorschweben, lauten:

„Im Felde draußen, von Scheiten geschichtet,
stand dunkel und düster der Holzstoß errichtet,
und aller Augen hingen am Pfahl —
da stand sie und harrte ihrer Qual.
„Und siehe, und siehe, verstohlenerweise
da neigte ihr Haupt sie, da nickte sie leise,
und ein Lächeln entstand in dem süßen Gesicht,
wie der scheidenden Sonne verlöschendes Licht.
Die lodernde Flamme der Henker schwang,
Ihr lechzendes Aug' in mein Auge sich trank."

(Das sind die Worte des Mönches, den sie durch ihre Liebe verführt hat.)

„Und plötzlich, und plötzlich vernahm ich ein Klingen,
vom brennenden Holzstoß begann sie zu singen,
wie Frühlingsregen durchrauschend die Nacht,
so ergriff mich des Liedes sündige Macht.
Mir war's, als trüge herüber die Luft
fremdländischer Blumen bestrickenden Duft,
als spräch eine Stimme zu meinen Ohren
von seligem Glück, das für ewig verloren.
Die Flamme ergriff ihren nackten Fuß
sie neigte sich scheidend zum letzten Gruß"
usw.

hat etwas kolossal Aufreizendes, Aufregendes. Dinge, die soweit zurückgehen, kann man nicht sagen. Schon als Kind habe ich anfangs Dezember an den Himmel geschaut, wenn er flammend rot wurde[1]). Dann waren schwarze Wolkenstreifen, das bedeutete Krieg. Da liegen die Lanzen über dem Feuer[2])."

An was erinnert Sie ferner die Farbe rot?

„An Blut und Feuer .... an eine besondere Art von Menschen ...."

Die Ihnen sympathisch sind? „Eigentlich nicht, aber ....."

Vor denen Sie Angst haben und zu denen Sie sich doch hingezogen fühlen?

„Ja, es sind Männer und Frauen (!). Vielleicht meine ich die Immoralisten, die sich jenseits von Gut und Böse stellen, — rücksichtslos einem Ziel entgegengehen. Die Strecke, die sie gegangen, ist verwüstet, wie eine Stadt aussieht, wo Feuer etwas aufgezehrt hat. Die immer bloß Kraft fühlen, aber nie Zeit zum Weinen haben[3])."

Sie wollen einmal einem solchen Menschen in die Hände kommen?

„Ja. Mit einem solchen möchte ich mich messen, einmal kämpfen und das ist dasselbe wie gegenüber dem Blute."

Es handelt sich also um die Lust an der gefahrvollen Situation?

„Ja."

Patientin hat heute um $^1/_2$3 Uhr einen von der Pflegerin folgendermaßen beschriebenen Anfall: Sie saß aufrecht auf der Chaiselongue, warf sich dann hintenüber und lag 5 Sekunden mit stark gewölbtem Körper da, so daß nur Fersen und Hinterkopf das Lager berührten. Sank dann zusammen und blieb ruhig. Erwacht um 3 Uhr. Dieser Anfall stimmt zu der Schilderung, die Irma oben gab; „es ist mir als ob der Körper sich durch die Flammen aufbäumte, dann sehe ich, wie mich die Flammen allmählich verschlingen, bis ich von den Flammen aufgezehrt werde und mich derartig aufbäume, als wenn ich mich wehren wollte."[4])

---

[1]) Wir stoßen hier wieder auf das bei Irma so entwickelte Symptom des Tagträumens. Vgl. die obige Stelle, wo sie ebenfalls in den Abendhimmel starrt und an den Rosengarten erinnert wird.

[2]) Scheint eine alte Überlieferung zu sein.

[3]) Im nächsten Dämmerzustande werden wir sehen, daß sie auch selbst gerne ein solcher Mensch sein möchte. Dann könnte sie den Bräutigam vergessen und sich ganz der Liebe zum Arzte hingeben!

[4]) Vgl. O. Binswanger, l. c. S. 647: „Bestimmte, affektbetonte Vorstellungen oder vielleicht auch halluzinatorische Vorgänge scheinen vielfach ausschlaggebend

Geht nachmittags eine Stunde spazieren, ist aber sehr aufgeregt und sagt der Pflegerin, sie fühle, daß bald wieder ein Anfall käme.

Abends $^1/_2 9$ Uhr zweiter Anfall. Nach dem Nachlassen der tonischen Spannung stellen sich diesmal häufige kurze Zuckungen des ganzen Körpers und lebhaftes Augenblinzeln ein. Die Glieder sind darauf $^1/_4$ Stunde lang „vollständig steif", darauf werden sie nach und nach schlaff und Patientin liegt ruhig mit geschlossenen Augen noch 10 Minuten da, ehe sie erwacht.

Es zeigt sich aber, daß sie nicht in ihrem normalen wachen Zustande ist, sondern in einem neuen Dämmerzustande, der diesmal 12 Tage andauert und mit gehäuften Anfällen und Erregungszuständen von ganz bedenklicher Höhe einhergeht.

Zusammenfassung der Zeit zwischen dem ersten und zweiten großen Dämmerzustand.

Die Stimmung der Patientin während dieser Zeit ist starken Schwankungen unterworfen; sie wechselt zwischen tiefster Niedergeschlagenheit, wo sie „davonlaufen" und sich das Leben nehmen möchte, und übertrieben heiterer Ausgelassenheit. — Patientin hat fast täglich ein oder mehrere Anfälle, teils synkopaler, teils ausgesprochen konvulsivischer Natur (Arc de cercle). Einige traten auf, als Patientin vom Garten in ihr Zimmer trat.

Ein Teil der Sitzungen ging darin auf, den Kommentar zu den Aussprüchen im ersten Dämmerzustande zu finden. Derselbe wurde schon dort eingefügt.

Das Thema der Entstehung der Kinder wird zu Ende geführt („wenn man sich ein Kind wünscht, muß man eine Kur bei einem Arzte machen").

Die Erinnerung an die erste Tote, die Irma gesehen, ist wiedergekehrt.

Von dem Komplexe der bevorstehenden Heirat, dessen somatische Komponente im vorausgegangenen Dämmerzustand eine so große Rolle gespielt, tritt jetzt im Wachen wieder die geistige Seite mehr zutage. Die Furcht vor der körperlichen Überwältigung durch den Mann wird verdeckt durch die Angst vor der geistigen Unterdrückung durch denselben.

Der Komplex der „Übertragung auf den Arzt" (König Laurins Rosengarten) wird weiter ausgesponnen. In einem Zustande des Wach-

für die Gliederstellung im Momente der Tetanisation zu sein." Freud sagt, daß es sich bei der Genese der Anfälle überhaupt stets um erotische, aus den Tagträumen entstandene Phantasien handelt, was in unserem Falle leicht nachzuweisen ist.

träumens vergleicht sich Irma mit der gefangenen Prinzessin der Sage, meinen Onkel mit König Laurin. Durch die Anspielung auf die Wilbrandtsche Novelle tritt der Komplex in Beziehung zu mir. Eine noch engere Beziehung ist angedeutet durch den Hinweis auf die von Irma selbst verfaßte Novelle (siehe auch den folgenden Dämmerzustand).

Die Analyse der Anfälle ist einen wichtigen Schritt vorgeschritten. Zu unterscheiden sind zwei verschiedene Phantasien, die die Anfälle herbeiführen:

1. Die Phantasie des Lebendigbegrabenwerdens,
2. die Phantasie der Leichenverbrennung.

Nur zur zweiten wird Material herbeigeschafft. Es besteht außer in der von früher bekannten Walkürenphantasie in dem Bilde in D. (junges Mädchen mit Totengerippe), der Erwähnung der Märtyrerin, des Hexenliedes, der Assoziationen Rot — Feuer — Blut — Immoralisten (die Stätte, wo die letzteren gegangen, ist verwüstet, wie eine Stadt aussieht, wo Feuer etwas aufgezehrt hat. Mit solchen Menschen möchte sie kämpfen).

Vor den Anfällen entsteht ein Kampf zwischen der Natur und ihr. Dann stellt sie sich vor, wie sie „verbrannt" wird. Sie sieht ihren Körper sich „aufbäumen", „als ob er sich wehren wollte", und dann „sich hintenüberbeugen".

IV. Die Zeit des zweiten großen Dämmerzustandes (29. Juni bis 10. Juli).

Wir sind am Abend des 29. Juni. An einen konvulsivischen Anfall hat sich eine neue somnambule Phase angeschlossen. Wie beim Ausbruche des ersten Dämmerzustandes liegt Irma, leise vor sich hinsprechend, halb aufgerichtet im Bett. Ihre Zöpfe sind wieder geteilt und hängen über ihre Schultern. Das Gesicht ist blasser als im wachen Zustande, der Ausdruck kindlicher. Folgendes ist zu vernehmen:

„Spiele nicht mit dem Feuer! Zuerst ist es nur ein Fünkchen, aber dann wird es immer größer, heißer und die Flamme verbrennt dich! — König Laurins Rosengarten!"

Wie der erste Dämmerzustand wird auch dieser von dem Thema eingeleitet, das in König Laurins Rosengarten seinen symbolischen Ausdruck gefunden hat, nämlich von ihrer Liebe zum Arzte. Während

aber damals die Phantasie der Hochzeitsnacht, bei der Bräutigam und Arzt in eine Person verdichtet waren, im Vordergrunde stand, ist jetzt der Bräutigam sehr zurückgetreten, das Verhältnis zum Arzte beherrscht fast ganz die Szene. Wir erfahren, wie aus dem Fünkchen ein Feuer wurde. Sehr bald nehmen wir aber wahr, und darauf ist ein besonderes Augenmerk zu richten, wie das Feuer wieder zurückgeht und die Patientin sich bemüht, sich vom Arzte loszureißen.

„Die Flamme verbrennt dich!" Wir sehen, worauf die Verbrennungsphantasie allmählich hinaus läuft. „Ein Schiff schwimmt auf dem Meere. Wasser, Wasser überall, und doch brennt's! Was nützt das viele Wasser dem Schiff? Nichts, weil es von innen heraus brennt!"

Wie Irma im Wachen selber angab, ist sie selbst das Schiff, das von innen heraus brennt.

„Das müßt Ihr nicht tun, nicht den Vogel in den Käfig sperren, mich nicht hinter die vergitterten Fenster tun. Da kann man nicht heraus. Da hat der Himmel lauter Streifen. Nicht hinüber in die Anstalt, wo sie so laut schreien. Ich tue Euch nichts, aber sperrt mich nicht ein."

Bezieht sich auf die Drohung, Irma auf die geschlossene Abteilung zu versetzen, falls sie zu laut und aufgeregt sei.

„Wenn ein Boot übers Wasser hinfährt, das sieht so glatt aus. Ihr denkt aber nicht daran, daß derjenige, der drin ist, stillsitzen muß. Wenn er sich bewegt, wenn er zu wild ist, kippt's um."

Neues Symbol für ihren eigenen Zustand.

„Die sind nicht hoch, die Urnen. Da steht bloß der Name und das Datum drauf. Ich will die Blumen wieder hinausbringen, ich fahre hin an das Hallesche Tor oder den Park (in Berlin). Dann geh ich bis zu den Hallen. Es riecht so stark nach Blumen dort. Nicht allein, da fürchte ich mich, ich allein und Menschenasche!"

Hier erinnern wir uns, daß Irma erzählte, ihre Visionen im Beginn der Anfälle hingen damit zusammen, daß sie sich mit dem Verbrennen der Leichen beschäftigt, daß sie sich den Vorgang der Kremation so genau vorgestellt habe. Es scheint, daß dieses Thema vordem in Berlin eine große Rolle spielte (oder entstand?), indem sie dort dem Krematorium Besuche abstattete. Wir wissen jetzt auch, wie der erotische Komplex die Verbrennungsphantasie in seinen Dienst stellt. Menschenasche ist bereits als Symbol für den von der Leidenschaft aufgezehrten „ausgebrannten" Menschen zu erkennen.

Irma hat heute Abend $^1/_2$11 Uhr den dritten Anfall. Schläft mit 0,5 Veronal gut.

30. Juni.

Drei Anfälle. Zeitweise sehr erregt und laut.

„Ohne Sonne ist es kalt. Und der Mensch kann die Sonne nicht halten. Ihr müßt nicht sagen, ich sei ein Sonnenkind, ich habe nichts gemein mit den Sonnenkindern. Nur daß ich so friere wie sie, wenn die Sonne weg ist."

Bisher hörten wir fast ausschließlich von Feuer- und Hitzegefühlen, die den Anfällen vorangehen. Wir wissen, daß hie und da aber auch Kälteempfindungen eine Rolle spielen. Diese Aussprüche werfen auf den Zusammenhang zwischen beiden ein interessantes Licht.

„Was soll man denn machen, wenn das eigene Blut sich zum Kampf gegen das eigene Ich entschließt? Blut! Blut! Das kann tosen und brausen im Kopfe!"

„N'allez pas croire que j'ignore qu'il faut souffrir."

„Wenn man seine Pflicht[1]) tut, lernt man dann wieder lachen? Ich habe keine Sünde tun wollen, ich tu's auch nicht. Hab' ich denn mein Wort gebrochen?"

„Krank sein ist besser als schlecht sein; lieber immer krank sein."

Wenn Irma weiter in der Behandlung des Arztes bleibt, handelt sie schlecht an ihrem Verlobten, wie sie glaubt. Gibt sie die Kur auf, so hat sie alle Aussicht, immer krank zu bleiben.

„Vergleichen, warum kann man das nicht lassen? Und wird es immer tun, so lang man ein Herz in der Brust hat. Von Stein müßte man sein, aber kein Feuer in sich haben statt Blut! Noch schlimmer, wenn das Feuer sich mit einer Gewalt von außen verbindet, ach, das brennt!"

Vergleichen: Siehe S. 266. An der Symbolik der Verbrennungsphantasie bleibt uns nicht mehr viel aufzulösen.

„Die Kraft drängt sich mit Gewalt ans Licht; was es sein mag, sie unterdrückt alle anderen."

Die Kraft: scil. der Libido.

„Aus dem Grunde möchte ich es nicht sagen, weil ich mein Geheimnis unberührt haben möchte, damit es rein und schön bleibt. Wenn man eine Sache zergliedert, übt man unwillkürlich Kritik. Laßt mir's doch schön, was niemand ahnt und was niemand weh tun kann."

Das Geheimnis ist die Liebe zum Arzte, die sie in ihrer Novelle „Rosengarten" vorausgeahnt haben will. Den Inhalt dieser Novelle hat sie aber bisher um alles nicht preisgegeben, nur kurz angedeutet.

[1]) D. h. dem Verlobten treu bleibt..

„Ich dachte einmal, ich könnte es, aber nun kommt's anders. Es gibt Menschen, die können nichts halten, es zerrinnt zwischen den Fingern. Ich will es doch halten und es als Ganzes betrachten und kann doch nicht. Es hat seine Schönheit eingebüßt!"

Wir sehen voraus, daß sie ihr Geheimnis preisgeben wird. Damit hat die Liebe zum Arzte ihre Schönheit eingebüßt und verliert an Wert.

„Und wenn du denkst, es geht nicht mehr, das ist Einbildung. Der Mensch ist ein zähes Ding. Erst dann geht's nicht mehr, wenn das Feuer alles innen aufgezehrt hat, und nur die äußere Schale übrig bleibt. Dann geht's schnell (sc. zu Ende, nämlich das Leben.) Habe ich immer Feuer statt Blut gehabt?"

Diese Stelle beleuchtet ihre Todesgedanken! Sobald sie nicht mehr lieben kann, kann sie auch nicht mehr leben, mit andern Worten: dann hat das Leben keinen Sinn mehr (siehe ihr Verhalten nach der Trennung von dem jungen Offizier, ihrem Jugendgeliebten). Siehe die nahen Beziehungen zwischen den Urnen, gefüllt mit „Menschenasche" und den Worten: „Wenn das Feuer alles aufgezehrt hat und nur die äußere Schale übrig bleibt.

Wir sehen, wie tief ihre Vorliebe für die Kremation psychologisch begründet ist.

„Es gibt Worte, die brauchen keine Beiworte. Wenn ich sage, ich hasse dich oder ich habe dich lieb, — das geht ins Grenzenlose." (Singt den Feuerzauber.)

„In meiner Seele ist solch ein Feuer, und wenn du nicht durchkannst, kriegst du meine Seele nie!" (sc. und meinen Körper!)

Immer wieder sehen wir, wie bei der Hysterie alles einen Sinn hat. Es ist hübsch, daß Irma uns selbst erklärt, warum das Walkürenmotiv solche Gewalt über sie hat, was es für sie bedeutet. Vor allem sehen wir immer wieder die enorme Rolle, die die Symbolik spielt. Ich füge hier gleich eine andere Äußerung über das Walkürenthema hinzu, die sie wenige Tage später im Dämmerzustande aussprach:

„Walküre! Das Bild mag ich gar nicht, wie sie auf dem Stein liegt. Das eher, wo man im Hintergrunde die Waberlohe sieht und vorn liegt sie mit der Rüstung und dem Speer, den sie krampfhaft in der Hand hält!"

Noch deutlicher als früher drückt sich Irma hier aus. Mit Rüstung und Speer, umgeben von der Waberlohe, scheint die Walküre gegen jeden Angriff auf ihre Jungfräulichkeit geschützt. — — —

„Du sagst, ich sei jung,' das nimmt mir die Ruh',
du sagst, ich sei schön, ich weine dazu.
Was soll mir die Jugend, ich bin ja allein,
was taugt mir die Schönheit, sie ist ja nicht dein.
Ich habe dich lieb und du fühlst nicht wie sehr,
ich trage ein Leid und du weißt nicht wie schwer,
einst hatt' ich ein Hoffen, das ist nun tot,
Gott, erbarme sich meiner!"

In diesen Versen, die sie öfters vor sich her singt, findet Irma offenbar den richtigen Ausdruck für ihre momentane Lage.

„N'allez pas croire que j'ignore qu'il faut souffrir, mais je suis jeune encore, ne me laissez pas tant souffrir!"[1])

„König Laurins Rosengarten! Ihr habt ja mein Urteil gesprochen, ich weiß es ja. Aber das war keine Lüge. Ihr kennt ja meine Art. Es ist so schwer, etwas von sich zu erzählen. Tut man, als ob's von den andern wäre, dann ist's leichter. Es geht ja nicht mehr."

Vgl. S. 282.

Abends sehr unruhig. Mit großer Mühe erreiche ich, daß sie 0,5 Veronal einnimmt. Nach vielen Anstrengungen gelingt es, Patientin, die immer wieder aus dem Bette aufspringt, in Hypnose zu versetzen. Sie schläft darauf ruhig bis Morgens 6 Uhr.

1. Juli.

Unklar. $^3/_4$9 Uhr erster Anfall. $^3/_4$10 Uhr zweiter Anfall, darauf $^1/_2$ Stunde Bad. $^1/_2$12 Uhr dritter Anfall. 2 bis 3 Uhr sehr erregt. („Warum bin ich denn in der Hölle, ich habe doch nichts getan?")

3 Uhr vierter Anfall (von 10 Minuten Dauer, die übrigen von $^1/_2$ Stunde). $^1/_2$4 Uhr fünfter Anfall. 6 Uhr sechster Anfall. $^1/_2$7 bis 8 Uhr äußerst erregt, schreit laut und schlägt um sich, $^3/_4$9 Uhr Hypnose, sehr erschwert. Nachts mehrmals unruhig, nicht laut.

---

[1]) Es handelt sich hier um eine Reminiszenz an das Gedicht: „La petite mendiante" von Boucher de Perthes, dessen vorletzte Strophe folgendermaßen lautet:

„N'allez pas croire que j'ignore
Que dans ce monde il faut souffrir;
Mais je suis si petite encore!
Ah! Ne me laissez pas mourir;
Donnez à la pauvre petite,
Et pour vous comme elle prîra!
Elle a faim, donnez, donnez vite!
Donnez, quelqu'un vous le rendra!"

Hunger wieder als Ersatz für Libido und die Bettlerin ein Symbol für Irma.

2. Juli.

Unklar, unruhig. $^1/_2$9 Uhr erster Anfall. (10 Minuten.) 9 Uhr zweiter Anfall, $^1/_4$ Stunde. Erhält 1,0 Veronal. 10 Uhr dritter Anfall. Nachher: „Ihr müßt mich nicht wieder ins Grab legen, da ist es so kalt. Nehmt die Eisbeutel fort.[1])."

12 Uhr vierter Anfall. Ißt wie gewöhnlich in diesen Tagen nur wenig, etwas Fleisch und Kompott. Spricht dann zum ersten Male zusammenhängender:

„Weißt du, auf der Mole, da ging die Sonne unter und brannte wie Feuer. Da hab' ich mich gefürchtet. Ihr habt nicht gewußt, warum."

Wir wissen schon, wie gefährlich für Irma die Zeit des Sonnenunterganges ist, die fruchtbarste für die Entstehung ihrer Wachträume.

„Wie habe ich das in der Singstunde oft gesungen: Vorüber, ach vorüber — — —[2]). Wer doch noch singen könnte! Wer singen kann, braucht nicht zu lachen und zu weinen. Singen ist mehr als beides."

„Das Kuckucksei? Bin ich das wirklich? Ich hab's doch immer so bös aufgefaßt, wenn er (der Bruder?) das zu mir gesagt hat. Und nun denk' ich manchmal, ich bin es wirklich." (Vgl. S. 294 und 299.)

Der Gedanke, daß sie mit den Ihrigen nicht verwandt, insbesondere nicht das Kind ihrer Mutter sei, wird später wiederkehren.

„Schriftlich ist alles anders, wie die nackte Wirklichkeit ist. Warum hat der Mensch Phantasie? Warum muß er alles schöner oder häßlicher denken und meistens schöner? (Die Heirat.) Das ist ja Lüge, Lüge!"

Diese Äußerungen beziehen sich auf ihre Novelle „Rosengarten", wo sie ihren Konflikt, in den sie durch die Übertragung auf den Arzt gekommen ist, vorausahnend geschildert zu haben glaubt. Sie habe öfters sich als wirklich vorgestellt, was sie aus der Phantasie niedergeschrieben. Sie könne sich selbst nicht kontrollieren, sie könne es nicht sagen, wenn sie lüge. (Äußerungen vom 31. Juli.)

„Wenn ich ein Arzt wäre und hätte Patienten, von denen ich wüßte, daß sie nicht gesund werden und nur sich und ihre Umgebung quälen, ich würde ihnen Gift geben. Dann sterben sie schnell und schön!"

Am 31. Juli bemerkte Irma hiezu im Wachen: „Wenn ein Mensch täglich lügt, es nicht weiß und gräßlich darunter leidet, so soll man ihn sterben lassen, wenn er sich deswegen so haßt! Ich bekam als Kind

[1]) Vgl. die Angabe vom 29. Juni, es sei am schrecklichsten, wenn die Kälte auf die Brust käme.

[2]) „Der Tod und das Mädchen." S. den Beginn des ersten Dämmerzustandes.

täglich zu hören: „Pfui, Kind, man darf nicht lügen.“ Daher habe ich mich gänzlich zurückgezogen.“ Auf diese Begründung ihrer Suizidgedanken stoßen wir bei Irma öfters.

„Es müßte ganz bequem sein — — — Gib' deinem Gewissen einen Fußtritt wie einem Hunde und es geht weg. Wer kann denn das? Töricht, so etwas zu sagen, das ist ein schlechtes Evangelium, für Einbrecher und schlechte Menschen. 's ist eben nichts für die Menge.“

Es ist mir nicht bekannt, von wem diese Äußerung über das Gewissen stammt. Sie zeigt uns wieder, wie von andern gehörte Aussprüche im Dämmerzustande wieder zutage treten. Wir finden viel mehr Bruchstücke schon fertiger Sätze, die aus dem Wachen herstammen, als im Dämmerzustande selbst entstandene Überlegungen und Aussprüche.

Die obige Äußerung ist deswegen aktuell für Irma, weil ihr Gewissen darunter leidet, daß sie ihren Verlobten betrogen zu haben glaubt (siehe auch S. 278).

„Das war in D.! Da hab' ich's doch gesehen, wo denn, wo hab' ich's nur wieder gesehen? Hätt' ich's nur nie gesehen!“

Bezieht sich auf das Bild von dem jungen Mädchen und dem Totengerippe (siehe S. 270).

„Triton und Nereide! Es hat gar nicht so lang gedauert. Ich hab' mich bloß auf das Sofa gesetzt, um die Menschen anzusehen, was für Gesichter sie dazu machen. Jeder macht ein anderes Gesicht!“

Dieser Zug spricht für sich.

„Schön ist es nicht, das Waltherdenkmal, aber lieb haben muß man's doch. Wenn die Stühle und die Bänke dastehen, im Mondschein leuchtet es und die Vajolettürme und der Rosengarten. Hab' ich ihn deswegen so lieb?“

„Ich wollte wissen, ob das eine Sünde ist und ob das verdammt werden kann oder nicht (nämlich daß sie als Braut für einen andern als den Verlobten wärmer fühlte). Man erzählt doch auch Märchen, warum nicht von sich selbst, wenn man etwas wissen möchte und weiß sich nicht zu helfen? Ich scheue mich doch, von mir selbst zu sprechen, damals war's anders. Aber ich war so traurig, war das eine Ahnung?“

Dieser Passus bezieht sich darauf, daß Irma einige Tage vor Ausbruch des zweiten Dämmerzustandes der Pflegerin von einer Dame erzählt hatte, die, obwohl verheiratet, sich in einen andern Mann verliebt hatte, ohne Gegenliebe zu finden. Sie frug darauf die Pflegerin, was sie von einer solchen Frau hielte. Diese hatte ihr ahnungslos erwidert, die Tatsache, daß jene einen andern Mann liebe, sei kein Grund, sie zu verurteilen, sondern daß sie in seiner Nähe blieb, trotzdem

er ihre Liebe nicht erwiderte. Ihr Stolz hätte ihr Kraft geben müssen, sich loszureißen. Natürlich war die Erzählung Irmas erfunden, weshalb, das spricht sie hier im Dämmerzustande aus. Zu den Worten, „ich war so traurig, war das eine Ahnung?", ist zu bemerken, daß Irma inzwischen gefühlt haben muß, daß der Arzt ihre Gefühle nicht erwidert, im Gegenteil, sie objektiv analysiert wie alle übrigen. Das „Urteil" der Pflegerin über die fingierte „Frau" hat Irma daher schwer getroffen und in ihr Konflikte verursacht, die sie wieder „umwarfen."

„Es gibt Wunder, die sterben nie aus. Wenn man's im Augenblicke nicht merkt, sieht man's später."

Diese Äußerung kann ich nur auf ihre Novelle, beziehen, in der sie ihre momentane Lage, „voraussehend", wie sie meint, geschildert hat. (Siehe später den Inhalt der Novelle.)

„Hell, dunkel, wieder hell, das ist der Übergang zur Hölle."

Hierauf tritt ein Anfall ein. Vergleiche hiezu die obigen Worte: ob das eine Sünde sei und verdammt werden könne! Hölle: ein neuer Baustein zum Material für die Entstehung der Anfälle.

Der eben genannte Anfall ist der fünfte heute. Patientin wird danach unruhig, es gelingt aber, sie in Hypnose zu versetzen. Sie schläft darauf ruhig, hat aber um $^1/_2$7 Uhr abends den sechsten Anfall. Schläft jedoch weiter bis gegen Morgen.

3. Juli.

Bis 12 Uhr mittags ruhig, spricht viel, aber sehr leise und unverständlich. Jedoch ist folgendes zu vernehmen:

„Ein grauer Aal ist besser als eine schillernde Schlange. Wer hat denn das gesagt? Pfui!"

Nach dem Inhalt, dem Ausdruck des Abscheus und der Kontinuität mit dem folgenden Ausspruche darf man hier einen erotischen Hintergrund vermuten.

„Ich will nicht allein durch die Friedrichstraße gehen und nicht bei Abend, bitte nicht!"

Der Erwähnung der Friedrichstraße sind wir schon einmal begegnet („wo das Leben pulsiert", „ach, wie häßlich", S. 240).

„Unser Doktor macht mich gesund. Er ist kein Zauberer und der Geheimrat ist kein Zauberer, nur Menschen. Bitte, nehmen Sie das Feuer weg, jemand anders kann's doch nicht!"

Sehr hübsch ist hier die Übertragung auf den Arzt symbolisch ausgedrückt. — —

Irma wird heute noch sehr aufgeregt und laut. Drängt mit aller Gewalt zur Türe hinaus. Erhält 2 g Trional. Hat im Laufe des Tages 5 Anfälle, schläft nachts ohne Hypnose von $^1/_2$11 bis 4 Uhr.

4. Juli.

Heute wieder 5 Anfälle. Einer ist genau beschrieben: 10 Uhr morgens. Betrachtet lange ein Bild und spricht flüsternd damit. Legt es dann plötzlich hin, starrt einige Minuten gerade aus mit gekrampften Fingern, wirft sich hinten über und bleibt einige Sekunden im Arc de cercle. Hierauf häufigere Zuckungen in den Extremitäten. Liegt dann mit geschlossenen Augen 25 Minuten ruhig da. Nach dem Erwachen:

„Warum legt Ihr mich denn ins Grab? Ich bin ja ganz kalt! Bin ich tot? Mach' mich wieder lebendig!"

12 Uhr beginnende Unruhe. Hypnose. 1 g Veronal. Schläft 2 Stunden darauf. Läuft um 4 Uhr sehr erregt im Zimmer herum, schlägt mit den Fäusten gegen die Fensterscheiben:

„Ich will fliegen!"

Wird wiederum nach großen Anstrengungen in Hypnose versetzt, schläft bis $7^1/_2$ Uhr, ißt ruhig zu Nacht, hat jedoch aus dem Schlafe heraus um 12 Uhr und 4 Uhr je einen Anfall.

Folgendes konnte heute aufgezeichnet werden:

„König Laurins Rosengarten! Ihr wißt nicht, was das für mich bedeutet! Man darf doch lieb haben, wenn man sich nichts dabei vergibt! Ich will mir nie was vergeben! (Gemeint ist natürlich ihre Liebe zum Arzte.) Fräulein L. (die Pflegerin) paßt auf. Ihr dürft nicht alles wissen, auch nicht, daß ich krank bin! Nur Fräulein L., die ist ein Mädchen, die darf ich lieb haben, die muß nun alles kriegen und ich habe soviel Liebe in mir."

Die Äußerung, „die muß nun alles kriegen", zeigt, daß Irma sich schon vom Arzte zurückziehen will, enttäuscht, daß er ihre Gefühle nicht erwidert. Sofort muß aber die Libido anderweitig besetzt werden und zwar ist das Objekt jetzt die Pflegerin. Einer starken Neigung zu dieser sind wir schon öfters begegnet. Hier ist sie offen ausgesprochen. Es ist lehrreich zu sehen, wie die Besetzung der heterosexuellen Komponente der Libido durch die der homosexuellen abgelöst werden kann.

„Das ist die Bestie im Menschen, die frägt nicht, wie warst du, wie bist du erzogen! Fort, fort, fort!"

Bezieht sich wie Irma im Wachen beim Vorlesen der Stelle angab, auf das „Attentat" des Dr. Wu. in Bad Z.

„König Laurins Rosengarten. Ich habe nicht gewußt, daß das eine Ahnung ist, wie ich es hingeschrieben habe."

„Es ist keine Sünde, wenn man jemanden (den Arzt) lieb hat und es niemand sagt. Bloß meiner Pflegerin. Die ist eins mit mir, der darf ich alles sagen. Du (die Pflegerin) mußt mich sehr, sehr lieb haben, ich habe ja sonst nichts auf der Welt!" (Siehe oben!)

„Ach, ich kann nicht in die Kirche gehen, Großpapa, gewiß nicht; auch nicht im Gesangbuche lesen, die Lieder und Gebete. Ich denke so anders!“

In der Tat hat Irma sich schon sehr früh vom dogmatischen Glauben frei gemacht.

„Der Glaube ist fürs Volk. Es gibt einen Gott, der gibt alles und macht alles. Das ist gut, das muß sein, aber nicht für uns, ich kann's nicht! Mein Konfirmationsspruch! Ich warte noch immer, daß er in Erfüllung geht“ (nämlich: Selig sind, die reinen Herzens sind!).

„Als Kind habe ich gedacht, ach, ich möchte aufjauchzen in der lieben, schönen Welt und sie lachte mich an und ich lachte ihr wieder ins strahlende Gesicht. Ach, und alles ist anders! Ich möchte sterben!“

„Da, wo du nicht bist, da ist das Glück!“

Reminiszenz an Fräulein Faure.

„Es war, als hätt' der Himmel die Erde still geküßt!“ — — —

„Warum habt Ihr denn gesagt, ich soll hingehn? Ich habe mich so gefürchtet! Aber sie war schön, die kleine Elisabeth! Warum habt Ihr mir nicht gesagt, daß sie schön ist! Dann hätte ich mich nicht die zwei Tage zu fürchten brauchen! Ich will den Kranz nicht hintragen, nein!“

Bezieht sich auf eine kleine Schulkameradin, die plötzlich starb. Irma mußte im Auftrage der Schule, 6 Jahre alt, der Toten Blumen bringen. Die Mutter glaubt sich zu erinnern, daß Irma jene gar nicht zu Gesicht bekam.

„Wenn ich in den Bau gehe zur Schwester H., dann kann ich ihn (den Arzt) doch nicht mehr lieb haben! Aber ich will ja nicht! Ich möchte hier bleiben! Lieb haben kann ich ihn ja doch, bloß sehe ich ihn dann nicht mehr (wenn sie doch in das andere Haus ginge). Das ist gleich!“

Irma beschäftigt sich in diesem Dämmerzustande sehr viel mit dem Gedanken, in ein anderes Haus umzuziehen, wo sie nicht mehr von mir behandelt würde.

„Er quält mich in den Stunden, aber das schadet nichts. Er kann so lieb sein! Er quält mich ja nicht. Ich quäle mich ja selber!“

„Warum veränderst du dich immer? Bist du ein Zauberer? Ich habe dich doch so lieb gehabt und jetzt kann ich dich nie mehr lieb haben. Immer anders, immer anders. Heut nacht warst du da, so dick und groß, oh, wie die Frau Professor. Geh fort, ich hab' Angst vor dir. (Weint.) Warum bist du ein Zauberer?“ (Alles an die Pflegerin gerichtet.)

Wir hatten einigemale zur Ablösung eine andere Pflegerin während der Nacht bei Irma wachen lassen. Irma scheint dieselbe einmal bemerkt zu haben und sehr darüber erschrocken zu sein; denn sie schien Ähnlichkeit mit Frau Professor N. zu besitzen (beide waren groß und dick). Sie glaubte daher nachträglich, 1. Frau Professor N. sei nachts bei ihr gewesen und 2. die Pflegerin, Fräulein L., habe sich in dieselbe verwandelt. Wir konnten deshalb die Aushilfspflegerin nicht wieder an das Bett der Kranken lassen.

„Meine Seele war doch sonst hell wie Glas und jetzt kann ich nicht mehr durchsehen. Es ist ein dicker Vorhang davor und ich kann ihn nicht wegschieben".

Die Trübung, der Vorhang, ist die Liebe zum Arzte, in der sie einen Fehltritt sieht.

„Hast wieder kein Geld? (Hatte sie bei einer Gelegenheit zum Bruder gesagt.) Das wäre ja nicht so schlimm, aber es ist eben in der Familie, das mit dem Geldausgeben. Der Bruder vom Großvater hat sich auch erschossen, ach!"

Hier ein Zeugnis dafür, daß sie glaubt, der Leichtsinn jenes Großonkels habe sich auf die jüngeren Generationen vererbt. (Siehe später noch.)

„Die Dantebüste möchte ich haben von weißem Marmor; aber es ist zu teuer, ich kann es nicht. Ich denke mir, wenn man die Büste küßt, dann kommt Leben hinein, Leben!"

Eine für Irmas Psychologie wertvolle Äußerung. Ein weiterer Beitrag zu ihren Kußphantasien.

5. Juli.

Wiederum 5 Anfälle, davon einer wie der vorgestern geschilderte. Ruhige Stunden wechseln mit solchen großer Unruhe. Um 1 Uhr und $8^1/_2$ Uhr Hypnose, die jeweils für einige Zeit Ruhe bringt. Irma hält die Pflegerin wiederum für Frau Professor N. Nachts nochmals unruhig. 2 Anfälle.

6. Juli.

4 Anfälle. Von Mittag an unruhig. Erhält 1 g Veronal. Mittags und Abends Hypnose, ohne daß länger als eine Stunde Schlaf zu erzielen ist. Hat Angst vor der Pflegerin und drängt fort. Antwortet hie und da auf eine Frage.

7. Juli.

In der Nacht auf heute unruhig. „Es ist mir langweilig, ich will fort!" Um 4 Uhr Morgens ein Anfall. Richtet sich im Bette auf mit den Worten: „Es ist so heiß, das ist Feuer."

Neigt sich darauf im Arc de cercle hinten über. Wirft sich kurz darauf im Bette herum, zuckt mit den Extremitäten während 10 Minuten, bleibt

dann $^1/_2$ Stunde steif und regungslos liegen. Legt sich auf die Seite und bleibt noch 10 Minuten ruhig atmend liegen. Fängt endlich an, ruhig, aber immer im Dämmerzustande zu reden.

Erzählt viel von ihrem dramatischen Unterrichte.

„Der O. (ihr Lehrer) hat gesagt, wenn man dramatischen Unterricht gehabt hat und nicht zur Bühne geht, schauspielert man im Leben. Ich mag nicht mehr mit Menschen zusammen sein, man wird so befangen."

„Alles unwahr, pfui Teufel, und man kann doch nichts dazu. Ihr habt gewußt, daß nie was draus wird (aus ihrer Schauspielerei). Dr. X. (ihr früherer Arzt) hat gesagt, er hat es gewußt und er hat nur gedacht, es lenkt mich ab. Pfui! — Mir schlägt alles fehl!"

In Reminiszenzen aus ihrem dramatischen Unterrichte werden wir am Schlusse der Kur die letzten, sehr wichtigen Bausteine für die Analyse finden.

„Ich weiß ganz genau, wo meine Fehler sind! Dr. X. sagte: Sie üben zu scharfe Selbstkritik. Er ist der einzige Mensch, der mich versteht!"

Hier zeigt sich deutlich die Abwendung vom Arzte. Infolge der Identifikation der Pflegerin mit Frau Professor N. schreckt sie aber auch von dieser zurück und so taucht aus der Erinnerung ihr früherer Arzt auf, an den sie sich jetzt anklammmert. Indem sie ausspricht, daß dieser der einzige Mensch ist, der sie verstehe, nimmt sie auf sehr scharfe Weise Rache an mir, denn dieser Ausspruch stellt ein Mißtrauensvotum für mich dar, wie es nicht besser hätte ausgedrückt werden können. Erst Wochen später wird diese Rache auch im Wachen vollzogen, indem sie ihrer Mutter bei einem Besuche (1. August) erzählt, sie habe das Vertrauen zu mir verloren.

„Ich weiß ganz genau, wie ich bin. Ihr braucht's mir nicht zu sagen. (Weint.) Ich bin nicht schlecht, aber ich habe so viele Fehler, wie nur ein Mensch haben kann. Warum habe ich nicht sagen dürfen, was ich denke? Immer habt Ihr gesagt, das schickt sich nicht und jenes. Ich habe nie etwas Unrechtes gesagt, nur was ich gedacht habe, und wenn Menschen dabei waren. Nun weiß ich nie mehr, ob ich was sagen darf oder nicht, nie mehr. (Weint sehr heftig.) Guck' doch die Bäume an, die die Kronen abgeschnitten bekommen und angebunden werden, die sind auch alle häßlich. Was werden sollte und nicht geworden ist! (Lacht laut, weint gleich danach wieder.) Ich habe niemanden lieb, (schreiend) keinen Menschen, pfui, ich will allein sein, dann brauche ich mich nicht vor mir selbst zu ekeln, dann darf ich sein, wie ich will! Laßt mich allein!"

Hier und im Folgenden bricht der ganze Haß Irmas gegen alle durch, die sie in ihrer freien Entwicklung gehindert haben, wie sie glaubt. Vor allem gegen die Mutter. Daneben macht sich aber auch der Haß gegen mich geltend. Vielleicht wäre sie an der Seite des Arztes etwas geworden! Doch dieser erwidert ihre Liebe nicht und nun will sie überhaupt niemanden mehr lieb haben, keinen Menschen und will allein sein, damit sie ihren Gefühlen freien Lauf lassen kann und sich nicht mehr vor sich selbst zu ekeln braucht. Dieser Ekel vor sich selbst ist bei der immerhin sehr feinfühligen Patientin aber leicht verständlich. Er stammt zum Teile daher, daß sie ihrem Gefühle freien Lauf gelassen, sich in den Arzt verliebt und sich dabei bloßgestellt hat. Das kann sie sich nicht verzeihen und sie weiß sehr gut, nur wenn sie allein bleibt, werden ihr Wiederholungen erspart werden.

„Ein trotziges Kind und ein ungeratenes Kind, ein Kind, das Sachen sagt, die es nicht sagen soll, weil es alles sagt, was es denkt, das paßt nicht in die Welt, das muß abgeschliffen werden. Alles schön und glatt wie ein Stein im Meer, da ist auch einer wie der andere. Ich bin krank am Leben und will am Leben sterben! Wißt Ihr noch, wie ich gefragt habe, was hat dem Bruder (des Großvaters) gefehlt? Da habt Ihr gesagt: Er ist am Leben gestorben. Da hab' ich's nicht verstanden. Jetzt weiß ich's! Es ist ja doch nichts haften geblieben, Mama (sc. von deiner Erziehung), bloß die Ordnung und Reinlichkeit, bloß nach außen hin, sonst nichts!"

Deutlich sagt hier Irma, daß alle Versuche, sie zu einem brauchbaren Menschen zu machen, nutzlos, die ererbten lebensfeindlichen Tendenzen in ihr zu stark seien und schließlich zum Tode führen müßten: Ein Gedankengang, den wir kaum als krankhaft bezeichnen dürfen. — Im Zusammenhange heißt das alles nichts anderes (siehe besonders den folgenden Ausspruch), als: Was nützt alle Erziehung, mein ganzes Leben überhaupt, wenn ich für die Ehe nicht tauge und mich niemand zur Frau begehrt!

„Ich habe solchen Hunger gehabt, es sollte mich jemand lieb haben. Nun kann ich nie mehr schön von mir denken." (Vgl. S. 233 f.)

„Ich habe so hassen können, schon als Kind und wie habe ich mich gehaßt!"

Aus dem Ekel vor sich selbst, entspringt dann auch der Haß gegen sich selbst.

Irma wiederholt dann das eben über Herrn Dr. X., ihren früheren Arzt, Gesagte und schließt mit den Worten: „Kennt kein Maß weder in Liebe noch in Haß."

„Der kennt die Welt. (Dr. X.) Wie sagt er: Kalt bin ich nicht, mich hat das Leben ernst gemacht. Er ist alt und hat mich doch lieb und kennt alle meine Schattenseiten."

Wer sich in den Fall vertieft, wird leicht heraushören: Also warum hat mich denn der jetzige Arzt, der ja noch so jung ist und die Welt nicht kennt, nicht erst recht lieb? Es ist ja ganz klar, daß Irma sich gefragt haben muß, warum ich ihre Liebe nicht erwidere.

Auf diesem Wege entstand dann die starke Betonung ihrer Fehler und Schattenseiten und die Hervorhebung, sie sei trotzdem „nicht schlecht" (und am Ende doch liebenswert!). Da aber auch diese Hoffnung zerschellt, flüchtet sie sich wieder in die Krankheit („ich bin krank am Leben und will auch am Leben sterben") und damit bricht der alte Ekel vor sich selbst, vor ihrem unnützen Dasein, ihrem verpfuschten Leben wieder durch. Aber der Fortschritt ist klar: Wir haben es jetzt nicht mehr mit dem konvertierten Symptome (Ekel vor dem Essen usw.) zu tun, sondern mit einer der ursprünglichen psychischen Regungen, aus denen jenes Symptom entstand.

„Ihr wißt nicht, wie ich mich hassen konnte schon als Kind, und andere Menschen konnte ich hassen und lieb haben konnte ich mich nicht und niemanden. Ach, der Ekel, wenn man doch sterben könnte!"

Dann wieder:

„Dr. X. versteht mich" usw. — — —

Irma bekommt bald nach diesen Reden (8 Uhr) heute den zweiten Anfall (synkopaler Art), hat nachher wieder Angst vor der Pflegerin, will nicht trinken: „Ich nehme nicht, was Ihr zurecht macht!" 12 Uhr besuche ich sie und gebe ihr nach heftigem Sträuben 1 g Trional. Nach meinem Weggange richtet sich Irma auf: „Es wird so kalt, so kalt," greift mit den Händen auf der Decke umher: „Helft doch!" darauf dritter Anfall mit Arc de cercle. Liegt dann 20 Minuten ganz ruhig. Nach dem Erwachen: „Ich bin so kalt, sie haben mich ins Grab gelegt!" Wird durch Reiben wärmer. „Werde ich wieder lebendig gemacht?" 10 Minuten später vierter Anfall mit mehrmaliger Arc de cercle-Stellung. Erklärt abends, sie wolle fort zu Dr. X. $8^1/_2$ Uhr Hypnose. Schlaf bis 4 Uhr morgens.

8. Juli.

5 Anfälle. Wieder sehr laut, schlägt gegen Fenster und Türen und will fort. Abends Hypnose und $^1/_2$ g Veronal, worauf die Nacht ruhig verläuft.

9. Juli.

4 Anfälle. Sehr deprimierter Stimmung, weint viel.

„In Brasilien hat er (der Bruder des Großvaters) sich erschossen

oder in Nordamerika. Er hat zu viel gelebt, darum ist er nach Amerika. Ach die Tausende, die der Großpapa dahingeworfen hat. Wenn ich nur nicht auch so etwas geerbt habe! Es ist eben in der Familie. Arme Mama, du hast kein Glück."

„Da, wo du nicht bist, da ist das Glück, hat sie gesagt (Fräulein Faure). Ach, sie ist ja tot!"

„Das war eine Vorahnung, als ich das (ihre Novelle) damals aufgeschrieben habe. Da habe ich's schon gefühlt."

Mittags sehr erregt, sieht zum Fenster hinaus, schreit laut auf, läuft vor den Spiegel, betastet sich und ruft:

„Noch ganz!"

Dasselbe wiederholt sich 1 Stunde später. Abends Hypnose, gefolgt von ruhigem Schlafe bis zum andern Morgen.

10. Juli.

Um 7 Uhr Morgens ein großer Anfall mit häufiger Arc de cercle-Stellung Zuckungen der Extremitäten, Herumwerfen des ganzen Körpers und nachfolgendem kataleptischen Zustande (Dauer über 1 Stunde). Um 10, um 12 und 2 Uhr, je ein weiterer Anfall derselben Art. Erwacht nach dem letzten klar. Erkennt die Pflegerin, glaubt, es sei Morgen, will frühstücken, spricht von dem „gestrigen" Spaziergange.

„Ich weiß nicht, mir ist so sonderbar, ich will fort, will Menschen sehen; entweder es passiert was Schreckliches oder es ist etwas Schreckliches geschehen, was ist denn nur?"

Steht im Bette auf und schreit:

„Ich war kalt und ich bin nicht tot, und lebendig bin ich auch nicht. Ich bin eine Lüge, eine Lüge, geht fort, — rührt mich nicht an!"

Hierauf fünfter (synkopaler) Anfall, nach dem sie wieder klar und ruhig erwacht. Nach und nach wieder erregter:

„Nichts ist wirklich. Ich weiß ja nie mehr, wenn ich etwas tue oder sage, ob es wirklich ist oder nicht. Ich bin kalt und doch nicht tot und kann doch nicht schreien."

Abends Hypnose, schläft ruhig; erwacht am nächsten Morgen klar.

Zusammenfassung der Zeit des zweiten großen Dämmerzustandes.

Der zweite Dämmerzustand bietet äußerlich das Bild des ersten, dauert aber drei Tage länger und weist noch häufigere, namentlich konvulsivische Paroxysmen und noch stärkere motorische Affektentladungen auf. Ein gewisser Rapport mit der Patientin ist fast immer vorhanden,

jedoch in den Zeiten starker Erregung nur äußerst schwer soweit herzustellen, daß eine leichte Hypnose möglich wird. Die Nahrungsaufnahme ist nur mäßig, aber immer spontan.

Psychologisch läßt er sich schon tiefer analysieren als der erste. Im Vordergrunde steht Irmas Verhältnis zum Arzte. Schon die ersten Worte, die zu vernehmen sind, sagen alles: „Spiel' nicht mit dem Feuer. Zuerst ist es nur ein Fünkchen, aber dann wird es immer größer und heißer und die Flamme verbrennt dich. König Laurins Rosengarten!" Von einschneidender Bedeutung für den Gang der Ereignisse ist jener Vorfall gewesen, daß Irma der Pflegerin, die sie wie eine Heilige verehrte, wenige Tage vor Ausbruch des Dämmerzustandes ihre Novelle mitteilte, die die Liebe einer verheirateten Frau zu einem „andern Mann" zum Inhalte und den Titel „König Laurins Rosengarten" erhalten hat.

Jedoch verschweigt Irma, daß es sich um eine von ihr verfaßte Novelle handelt, und vor allem, was der Grund dieser Mitteilung war („Ich wollte wissen, ob das verurteilt werden kann, ob das eine Sünde ist und verdammt werden kann. Man erzählt doch auch Märchen, warum nicht von sich selbst, wenn man etwas wissen möchte und weiß sich nicht zu helfen"). Was aber in der Novelle, wie wir sehen werden, nicht enthalten ist, und Irma ad hoc erfunden haben muß, ist, daß jener Mann die Liebe der Frau nicht erwidert. Gewaltig trifft sie daher das „Urteil" der Pflegerin: Nicht daß eine Frau sich verliebe, könne verurteilt werden, aber daß sie in der Nähe des geliebten Mannes bleibe, wenn jener ihre Liebe nicht erwidere. Davor müsse sie ihr Stolz bewahren. Nun bricht der Konflikt los zwischen Pflicht und Liebe zwischen der „Natur" und ihr selbst, zwischen ihrem „eigenen Ich" und „ihrem Blute". Und es ist lehrreich, zu verfolgen, wie bald diese, bald jene Regung die Oberhand gewinnt und dann bestimmend auf das Empfinden der Kranken im Dämmerzustande gegenüber ihrer Umgebung wirkt. Anfangs moralisierende Bemerkungen über die Entwicklung ihrer Leidenschaft (Vergleich mit dem brennenden oder umkippenden Schiffe, Hilflosigkeit, wenn das „eigene Blut sich zum Kampfe gegen das eigene Ich entschließt", Verteidigung des Vergleichenmüssens, „so lang man ein Herz in der Brust hat", und „Feuer in den Adern statt Blut"). Dann aber kommt die Gegenströmung: Lieber krank sein als schlecht, lieber ungeheilt vom Arzte fort, als dem Bräutigam das Wort gebrochen. Schon hat die Liebe zum Arzte ihre „Schönheit eingebüßt". Eigentlich müßte man darüber

zugrunde gehen, jedoch „der Mensch ist ein zähes Ding. Erst dann geht's nicht mehr, wenn das Feuer alles innen aufgezehrt hat und nur die äußere Schale übrig ist (Beziehung zu den Urnen, gefüllt mit Menschenasche).

Dann am 3. Juli wieder volles Vertrauen zum Arzte, nur er kann das Feuer wegnehmen! Tags darauf wieder Selbstverteidigung. „Ich will mir nie etwas vergeben." Dafür muß nun die Pflegerin alle Liebe kriegen. Kampf, ob sie auf eine andere Abteilung soll und den Arzt verlieren oder bei ihm bleiben. Sieg der zweiten „Partei". Dann wieder Selbstvorwürfe: Es ist ein dicker Vorhang vor meiner Seele! Doch sehr bald Ausbruch der Anklagen gegen ihre Umgebung von Kindheit an und Wut und Gram über ihr verpfuschtes Leben. (Ich bin nicht schlecht, aber ich habe so viele Fehler usw. Immer habt Ihr gesagt, das schickt sich nicht und jenes, mir schlägt alles fehl!) Sie ist wie ein Baum, dem die Krone abgeschnitten wurde. Und nun „zieht sie sich von allem wieder zurück, auch von der Pflegerin. (Schreiend:) Ich habe niemanden lieb, keinen Menschen, pfui!" Sie ekelt sich vor sich selbst und will allein sein. Sie hat solchen Hunger gehabt, es solle sie jemand lieb haben, nun kann sie nie mehr schön von sich denken. Sie will sterben vor Ekel und vor Haß gegen sich selbst. Da fällt ihr der frühere Arzt, Dr. X., ein, der einzige Mensch, der sie versteht und lieb hat trotz aller ihrer Fehler, und noch einmal wird ihre Libido auf jenen fixiert und wird jener gegenüber dem jetzigen Arzte ins Feld geführt.

Mancher Leser wird nun den Kopf schütteln, einmal über die Kur selbst, die der geplagten Kranken zu all ihren Leiden noch ein neues hinzufügt, nämlich die Übertragung der Libido auf den Arzt mit all ihren Folgen, zweitens aber über die allzu breite Darstellung, die das Verhältnis zum Arzte hier findet. Dem sei entgegengehalten, daß, wie Freud sagt, die Kur nicht die Übertragung, die bei jeder erfolgreichen Hysteriebehandlung stattfindet, schafft, sondern sie nur aufdeckt, aber nicht zur Spielerei, sondern zu einem ganz bestimmten, dem allerwichtigsten Zwecke überhaupt. Denn, sagt Freud[1]), „jede . . . Störung, die wir in der Wissenschaft als Psychoneurose zu bezeichnen gewohnt sind, hat die Verdrängung eines Stückes des Trieblebens, sagen wir getrost des Sexualtriebes, zur Voraussetzung und bei jedem Versuche, die unbewußte und verdrängte Krankheitsursache

[1]) Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva", S. 78, Wien und Leipzig, bei Heller, 1907.

ins Bewußtsein einzuführen, erwacht notwendig die betreffende Triebkomponente zu erneutem Kampfe mit den sie verdrängenden Mächten[1]), um sich mit ihnen, oft unter heftigen Reaktionserscheinungen zum endlichen Ausgang abzugleichen. In einem Liebesrezidiv vollzieht sich der Prozeß der Genesung, wenn wir alle die mannigfaltigen Komponenten des Sexualtriebes als „Liebe" zusammenfassen und das Rezidiv ist unerläßlich, denn die Symptome, wegen deren die Behandlung unternommen wurde, sind nichts anderes als Niederschläge früherer Verdrängungs- oder Wiederkehrkämpfe und können nur von einer neuen Hochflut der nämlichen Leidenschaften gelöst und weggeschwemmt werden. Jede psychoanalytische Behandlung ist ein Versuch, verdrängte Liebe zu befreien, die in einem Symptom einen kümmerlichen Kompromißausweg gefunden hatte." Und weiter fügt er hinzu, „daß auch in der analytischen Psychotherapie, die wieder geweckte Leidenschaft, sei sie Liebe oder Haß, jedesmal die Person des Arztes zu ihrem Objekte wählt." Aber: „Der Arzt ist ein Fremder gewesen und muß trachten, nach der Heilung wieder ein Fremder zu werden!"

In diesem letzten Satze hat Freud, wie mir scheint, eine Warnung an seine Schüler ausgesprochen, die nicht nur für die Technik der Psychanalyse wichtig ist, sondern für das Verhalten des Arztes gegenüber den Kranken überhaupt. Es liegt darin ein Stück ärztlicher Ethik. Man hat soviel geschrieben über die Gefährlichkeit dieser Kur, über die zu große Intimität, die dabei zwischen Patienten und Arzt entsteht. Man hat dabei übersehen, daß nicht von der Kur die Gefahr herrührt, sondern von der Persönlichkeit des Arztes selbst. Wie in der Chirurgie das Messer nur dann ein gefährliches Instrument ist, wenn der Arzt nicht damit umzugehen versteht. Wir werden gefährliche Operationen nicht verbieten, weil es Ärzte gibt, die damit Unheil stiften, sondern wir werden unsere Angehörigen nur denjenigen anvertrauen, deren Gewissenhaftigkeit und Geschicklichkeit wir kennen. Der großen Verantwortlichkeit, die er auf sich nimmt, muß jeder Arzt, der Psychanalyse treibt, sich zu allererst bewußt sein. Seine Eignung für die Kur muß er in angestrengter, geduldiger Arbeit erproben. Nicht ohne mannigfaltige Hindernisse geht es dabei ab. Eine ernste wissenschaftliche Überzeugung muß ihn tragen,

[1]) Die Hervorhebungen finden sich nicht im Originale.

damit er ans Ziel gelangt. Nur diese wird ihn durch alle Fährlichkeiten geleiten und soweit bringen, daß er seinen Kranken helfen kann[1]).

V. Die Zeit zwischen dem zweiten Dämmerzustande und dem Ende der Kur.

11. Juli. Häufige Anfälle, zum Teil mit darauffolgender etwa halbstündiger somnambuler Phase.

12. Juli. Tagsüber ruhig und klar. Abends äußerst erregt und laut.

13. Juli. Eintreten der Periode, die aber nur bis abends dauert, zwei Anfälle, sonst ruhig. Die Periode selbst regt sie nicht auf. Die Mißstimmung gegen die Pflegerin, die im letzten Dämmerzustande entstanden war, führte zu einer Aussprache zwischen beiden, wonach das alte gute Verhältnis wieder hergestellt war.

14. bis 16. Juli. Wieder zahlreiche Anfälle und starke Affektentladungen. Aus den den Anfällen folgenden somnambulen Phasen kann sie vom Arzte erweckt werden. Sie gibt an, sie könne die Kur nicht länger durchmachen, ihre Kräfte seien zu Ende, sie wolle nach Hause. Sie beschäftige sich in diesen Tagen immer mit der Vergangenheit, da ihre Phantasie keine neue Nahrung habe. Die Kindheitserinnerungen stürmten auf sie ein, sie lebe ihre ganze Kindheit wieder durch, u. a. erzählt sie Folgendes:

Mit etwa 6 Jahren habe sie mit ihrem Bruder ein Eisenwerk gesehen. Das Feuer daselbst habe ihr großen Eindruck gemacht. Sie erinnere sich vielleicht deswegen daran, weil sie im Kopfe etwas wie Feuer verspürt habe. Sie sieht noch die großen Räder vor sich, die schwarzen Gestalten und hört den betäubenden Lärm. „So muß es in der Hölle aussehen." Sie machte sich dabei klar, daß sie, wenn sie nur einen Schritt vorwärts täte, von den Rädern erfaßt würde.

Ferner erzählt sie von ihrem ersten Kirchenbesuch (etwa 7 Jahre alt), wie sie Angst hatte vor dem dämmerigen Raum, wie sie weinte als die Orgel ertönte und die Mutter sie hinausbrachte. Auch fällt ihr ein, wie sie mit 3 oder 4 Jahren immer behauptet habe: „daß sie dem Storche sicher zu schwer gewesen sei, deswegen habe er sie bei ihrer Mutter niedergelegt und nicht in dem benachbarten Palais. Eigentlich sei sie eine Prinzessin!

Der Gedanke, nicht das Kind ihrer Mutter zu sein, beschäftigte sie wie wir sahen öfters. Vgl. S. 281: Kuckucksei!

17. Juli.

Wir erfahren heute weitere wichtige Aufschlüsse über die Genese der Anfälle.

[1]) Über die Bedeutung der Übertragung auf den Arzt vgl. ganz besonders Freud, Bruchstück einer Hysterieanalyse, S. 462 ff.

Sie habe vor den Anfällen hie und da auch ein Glutgefühl. Hie und da aber ganz scharfe Visionen. Es fällt ihr hier ein Werk von Fitger ein, betitelt: „Die Hexe". Sie erinnert sich auch an eine Szene, nämlich wie die Hexe verbrannt wird und das Volk mit Steinen nach ihr wirft.

Wir werden später sehen, warum diese Szene der Patientin solchen Eindruck macht. Sie fürchtet, daß auch sie eine Ausgeschiedene wird, (gleich denen in der „Friedrichstraße"). Eine andere Seite dieses Hexenproblems beschäftigte uns schon bei Erwähnung des Hexenliedes von Wildenbruch.

Patientin erklärt, sie wisse, warum sie heute wieder einen Anfall bekommen habe. Sie sei am Kirchhofe vorbeigegangen, habe dort einen Grabstein mit einer Urne gesehen, was die alten Gedanken angeregt habe, ob es besser sei, sich begraben oder verbrennen zu lassen. Sie habe sich dann wieder vorgestellt, es müsse schön sein, so ruhig unter der Erde zu liegen, wenn man nur glauben dürfte, daß man bliebe wie man war. Sonst sei das Verbrennen viel schöner. „Ich stelle mir vor, daß der Mensch, der dann ganz steif ist, durch die Kraft der Flamme aufgerichtet wird und dann erst in sich zusammensinkt." Zum erstenmal seien ihr diese Verbrennungsgedanken in der Urnenhalle in Treptow gekommen. Bei ihrem Aufenthalte in Berlin sei sie öfters dorthin gewandert. „Es gefiel mir so gut in der Urnenhalle." Ich dachte dann, wenn die Menschen einem so etwas antun können, wie mir der Dr. Wu. in Bad Z., dann ist es besser, wenn man gar nicht mehr lebt. Zuerst dachte ich stets an die Beleidigungen, dann auch an das, was hätte folgen können. Wenn ich jetzt noch daran denke, fürchte ich mich ganz entsetzlich! Wenn er mir's nun angetan hätte[1])! Davor fürchte ich mich dann. Um Gotteswillen, es hätte doch so sein können, da ich so unerfahren war. Wie gut ist es, daß die ganze Gesellschaft zusammen war. Ich mußte immer denken, wenn ich ihn nun allein angetroffen hätte! (Weint.) Auf meine weitere Fragen gibt sie dann an, sie denke sich in ihrer Phantasie immer aus, was hätte geschehen können.

„Wie stellen Sie sich vor, daß es hätte sein können?"

---

[1]) Deutlich ist hier zu lesen: Hätte er es doch getan! ein Wunsch, der wie die Wünsche im Traume natürlich nur im Unbewußten rege ist. Vgl. die zweimal sich findende Äußerung im Anschlusse an die Begegnung mit dem Strolche: Er hätte ja gerade so gut mein „Portemonnaie" nehmen können!

Hierauf die ausweichende Antwort:

„Ich wurde ja bald krank."

„Beschäftigen Sie diese Gedanken nicht enorm?"

„Aber sicher. Ich kann's vielleicht noch sagen, was er sagte. Jetzt ist's noch zu viel für mich, es geht noch nicht."

„Grübeln Sie darüber nach, wie es hätte werden können?"

„Nein, ich sehe nur immer das Gesicht, das werde ich nicht los."

„Dachten Sie aber nicht auch, wie nun alles zugegangen wäre, wenn Dr. Wu. seinen Vorschlag ausgeführt hätte?"

„Ja, das hat mich gequält, seit mir das passiert ist."

„Sind Sie sich klar, wie das zugeht?"

„Nein."

„Denken Sie oft daran, wie es sein könnte?"

„Ja, ich bin doch verlobt und muß später die Pflichten der Frau erfüllen. Nun weiß ich nicht einmal, wie weit diese reichen."

Hierauf halte ich den Zeitpunkt für gekommen, die Patientin, die von den sexuellen Problemen sicherlich noch viel mehr gequält wird, als es hier den Anschein hat, ruhig und sachlich aufzuklären.

Beim Pflanzenreich beginnend, dann zu den niederen Tieren und schließlich zum Menschen übergehend, erläutere ich ihr in knapper Weise den Vorgang der Befruchtung, mich durchaus der biologischen Ausdrucksweise bedienend. Patientin hört aufmerksam und ruhig zu. Ich frage sie, ob das, was sie jetzt erfahren, eine Erleichterung für sie bedeute.

Hierauf die Patientin: „Nein."

„Warum sind Sie jetzt so unglücklich?"

„Ich kann nichts dafür, dieser ganze Akt entsetzt mich und wenn ich mir sage, ich bin auf diese Weise entstanden und alles — das ist entsetzlich."

„Sehen Sie ein, daß dieses Gespräch nötig war?"

„Ja. Ich möchte noch etwas wissen, aber ich kann nicht fragen."

Nach einer Pause:

„Ich begreife einfach nicht, wie das zwischen den Menschen bei vollständig klarem Bewußtsein möglich ist. Der Gedanke daran ist mir so entsetzlich, peinlich, furchtbar. Wie ist es möglich!"

Der Ausdruck „bei vollständig klarem Bewußtsein" ist sehr bezeichnend, da gerade bei der Patientin die sexuellen Phantasien sich

hauptsächlich bei unklarem Bewußtsein, d. h. im Dämmerzustande oder Anfalle abspielen.

Heute ist die Pflegerin zu einem kurzen Urlaub abgereist. Stimmung trotzdem ganz gut. Nur ein Anfall. Abends Hypnose. Die Pflegerin wird von zwei katholischen Schwestern vertreten.

18. Juli.

Patientin bittet, sie doch ganz allein zu lassen, ohne die Schwestern, sie könne nicht mehr mit Menschen zusammen sein. Es komme manchmal eine solche Angst über sie.

Ich frage Patientin, warum sie heute morgens nach dem Bade wiederum einen Anfall gehabt habe.

Sie erwidert, sich über das Thema des gestrigen Gespräches aufgeregt zu haben. „Das Letzte, woran ich dachte, war die Begegnung mit Dr. Wu." Die habe sie den ganzen Morgen beschäftigt. Das sexuelle Thema an sich beschäftige sie aber jetzt mehr als die Beleidigung durch jenen Herrn. Sie müsse nun immer an ihre Heirat denken.

Ich lege deswegen solchen Nachdruck auf die sexuellen Phantasien der Patientin, weil früher durchaus keine sexuelle Komponente gefunden worden war. Der Fall zeigt sehr deutlich, wie vorsichtig man sein muß mit der Annahme, die dann gewöhnlich als Beweis gegen Freud ausgespielt wird, es liege in einem Falle nichts Sexuelles vor.

Nun kommt aber noch die andere wichtige Komponente zu dem Erlebnisse mit Dr. Wu. hinzu. Patientin wird neben allen andern ganz besonders von folgenden Gedanken gequält: „Hat er dich für so jemanden halten können, daß er die Äußerung wagen durfte?"

Wir sind diesen Gedanken schon verschiedentlich begegnet (siehe S. 254).

Heute erwähnt Irma als Neues, daß in der Friedrichstraße in Berlin ein Herr ihr nachgegangen sei und sie unter unverschämten Blicken gefragt habe: „Meine Dame, ist's erlaubt?"

Das habe sie wahnsinnig aufgeregt. „Das ist nun schon das zweite Mal, daß ich beleidigt wurde. Ich konnte mich stundenlang vor den Spiegel stellen und hineinstarren, um zu entdecken, woran es läge, daß ich zweimal so beleidigt werden konnte."

19. Juli.

Wir erhalten heute weiteres Material zur Analyse der

Anfälle,

und zwar derjenigen mit vorausgehender Verbrennungsphantasie.

Auf die Frage, was dem heutigen Anfalle vorausgegangen sei, erwiderte Irma: „Das Übliche, die Verbrennung."

„Fällt Ihnen nichts Neues ein zu der Verbrennungsszene?"

„Wenn ich dieses Gefühl des Verbrennens zuerst habe, denke ich an die Worte: Meine Mutter stiehlt, ich stehle auch!"

„Woher kommen diese Worte?"

„Das Findelkind" (aus dem „Johannisfeuer" von Sudermann) sagt sie: Es hat ein Liebesverhältnis mit dem Bräutigam des Mädchens, deren Eltern sie aufgenommen haben. Vielleicht spielt das Johannisfeuer selbst mit. Die Worte kommen, wenn ich schon bewußtlos bin.

„Ich habe das Stück in Berlin gesehen. Die Worte sind mit einem andern Gedanken direkt verbunden, der mit ihnen zu gleicher Zeit auftritt, nämlich, daß mir als Kind das als das Begehrenswerteste erschien, was momentan unerreichbar war. Wenn es von etwas ausgeschlossen war, daß ich es bekommen konnte, dachte ich: nun erst recht!"

20. Juli.

„Was fällt Ihnen noch ein zu dem Thema: Meine Mutter stiehlt, ich stehle auch?"

„Daß ein Herr einmal in meiner Gegenwart zu meiner Mutter gesagt hat: Das soll Ihr Kind sein? Das ist ja eine kleine Zigeunerin[1]). Ein Zigeunerkind zu sein, das stellte ich mir herrlich vor. Die sind frei und ungebunden und dürfen tun und lassen, was sie wollen."

Mit etwa 8 Jahren habe sie ein Zigeunerlager gesehen.

„Der Appetit verging mir aber gänzlich, denn wir brachten Ungeziefer mit heim. So hatte sich auch dieses Begehren als nichtig erwiesen." Nach langem Zögern erzählt sie ferner, daß ihr als Kind das Programm der Sozialdemokraten riesigen Eindruck gemacht habe, besonders sei ihr davon haften geblieben, daß ein jeder nehmen dürfe, was ihm gefalle. Das Begehrenswerte an der ganzen Reform

[1]) Als Kind glaubte sie auch, ihre Seele habe früher in einer Zigeunerin gesteckt.

schien ihr zu sein, daß dann kein Unterschied mehr herrsche zwischen Mein und Dein.

„Was fällt Ihnen weiter zu Ihrer Mutter ein?"

„Ich bin sehr anders als sie. Ich wurde von jeher das Kuckucksei genannt[1]). Das sollte heißen, daß ich äußerlich und innerlich anders sei als die andern. Ich bekam das oft zu hören. Man erzählte mir, daß die Eltern sich oft unterhalten hätten in meiner frühesten Kindheit, wem ich wohl ähnlich sähe. Keiner wollte wahr haben, daß ich ihm ähnlich sähe. Ich habe auch eine Zeitlang mit Mißtrauen beobachtet, ob man mich so lieb hätte wie die anderen Geschwister. Mit 13 oder 14 Jahren fing ich dann an, mich hinauszusehnen, ich konnte mich nur als Künstlerin denken und man nannte mich auch die geborene Schauspielerin. Ich wollte mir mein Leben so einrichten, daß ich tun und lassen konnte, was ich wollte. Etwas Häßliches würde ich nie tun! Eine kurze Zeit habe ich es so gehabt in Berlin. Wenn ich nicht krank gewesen wäre, hätte ich jene Zeit sehr genießen können."

Die Phantasie, nicht das Kind ihrer Mutter zu sein, wodurch die Mutter zur Stiefmutter gestempelt wird, ist auch von theoretischem Interesse. Riklin[2]) hat besonders auf diesen „Wahn" aufmerksam gemacht und ihn zur Erklärung gewisser Stiefmuttermärchen herangezogen. Ganz so, wie Riklin sich die Entwicklung dieses Wahnes denkt, baut er sich bei Irma auf.

„Was können Sie mir noch zum Johannisfeuer sagen?"

„In meinem Kopfe sind die Flammen des Johannisfeuers identisch mit sehr großer Leidenschaft. Als ich die Worte hörte: Meine Mutter stiehlt usw., dachte ich mir: Ich war ein Kind, das kein Maß und Ziel halten konnte. Habe ich das nun gelernt oder würde ich wie die Marike handeln (die in Sudermanns Stück mit maßloser Leidenschaft den Bräutigam eines anderen Mädchens küßt)?"

Über die Bedeutung der Johannisnacht klärt sie mich folgendermaßen auf.

„Es heißt dort, wenn ein Mann in der Johannisnacht ein Mädchen küßt, wird ihn die nie vergessen können. So heißt es im Stücke, sonst ist es auch umgekehrt. Ich glaubte den Johannistag diesmal mit Bewußtsein erleben zu können!"

---

[1]) Vgl. den Ausspruch im zweiten Dämmerzustand (S. 281): „Das Kuckucksei? Bin ich das wirklich?" usw. S. auch S. 294.

[2]) Wunscherfüllung und Symbolik im Märchen, S. 74 ff, Deuticke. 1908.

(Patientin war an jenem Abend sehr aufgeregt und wurde daher hypnotisiert.)

Ich rekapituliere nun mit der Patientin:

„Sie werden also in Ihren Anfällen von den Flammen des Johannisfeuers verzehrt. Johannisfeuer ist für Sie identisch mit sehr großer Leidenschaft, die Flammen sind also das Symbol für leidenschaftliche Liebe. Sie wissen nun auch, was es bedeutet, wenn Ihr Körper sich in den Flammen aufrichtet und von ihnen verzehrt wird."

21. Juli.

Das letzte, was sie vor dem heutigen Anfalle gedacht habe, sei folgendes: „Was die Leute an mir extravagant genannt haben, das umgibt mich wie eine Waberlohe. Meine Extravaganz umgibt mich wie die Waberlohe die Walküre umgeben hat. Da findet sich auch niemand hindurch und jeder läßt sich abschrecken."

„Was ist Ihnen noch zum Johannisfeuer eingefallen?"

„Nichts."

„Ich bin gewiß, doch etwas."

„Eine Kleinigkeit. Es ist doch schade, daß das alles Märchen sind, was man sich von der Johannisnacht erzählt. Man könnte sonst so leicht andere Menschen glücklich machen."

„Wen speziell? — Ihren Bräutigam?"

„Ja. Der Widerstreit fiele dann weg." (Zwischen dem Wunsch, ihren Bräutigam glücklich zu machen und ihrer Angst vor dem sexuellen Verkehre.)

Wir kommen im Laufe der Unterhaltung auf jenes Bild, das sie mit 13 Jahren in D. gesehen hat, wo ein junges Mädchen seitlich vor einem Spiegel steht und direkt einem Gerippe gegenüber. Man sieht die Mädchengestalt von allen Seiten, auch im Spiegel. Bei der Erinnerung an jenes Bild läuft Patientin sehr erregt im Zimmer auf und ab. Sie glaubt, das Bild stelle zwei junge Mädchen dar, das eine lebendig, das andere tot. Der Gedanke sei: Memento mori. Totengerippe hätten sie immer interessiert; denn sie habe sich häufig gefragt: wie sehe ich innerlich aus? Namentlich habe sie der Kopf interessiert. In Verbindung damit habe sie so häßliche Gedanken gehabt, die sie hie und da fast verrückt gemacht hätten. Die Gedanken rührten davon her, daß sie einmal hörte: „Gott, der sieht so schlecht aus, das ist der reinste Totenkopf". Sie weiß nicht von wem dies gesagt wurde. „Ich dachte:

wie wäre es, wenn ein Mensch seinen regelrechten Körper hätte und statt des Gesichtes einen Totenkopf? Wie wäre ich dann? Dann müßte man das Zimmer in schwarz halten und rote Beleuchtung machen. Das Ganze sah dann aus, wie ich mir das Innere eines Sarges vorstellte."

Wir sehen hier die Bedeutung des Wachträumens für eine Kategorie ihrer Anfälle. Ich erkläre der Patientin vorderhand, daß die Idee, während der Anfälle im Sarge zu liegen, auf jene Phantasie zurückginge, daß Sarg und Zimmer dasselbe bedeuteten. Hierauf sie: „Da würden wir ja auch den Schlüssel zu diesen Anfällen haben." Sie rekapituliert die inneren Vorgänge vor diesen Anfällen: Ich fühle mich kalt, dann tot, dann kommt die Angst, nicht für einen lebenden Menschen gehalten zu werden, dann liege ich im Sarge, dann kommt der Anfall[1]).

Während die Patientin die letzten Tage im allgemeinen guter Stimmung war, auch nur einen Anfall hatte, wird sie heute gegen 3 Uhr sehr erregt und fällt bald in einen Dämmerzustand, indem sie wiederum laut schreit. Es gelingt sie gegen Abend aufzuwecken und dann zu hypnotisieren, so daß die Nacht ruhig verläuft.

22. Juli.

Gibt an, bevor sie unklar wurde, an die Walküre gedacht zu haben. „Ich sah die Flammen."

Weitere Angaben zum Sarge: „Ich habe gedacht man könnte leben und doch aufgehoben sein, wie in einem Sarge. Man würde mit sich ein solches Spiel treiben, daß man zweifeln könnte, bin ich tot oder lebendig. Von der Totenkopfphantasie sei sie rasch zu der Sargphantasie gelangt. „Beides paßt ja zueinander. Da ich mir vorstelle, ich hätte einen Totenkopf, richte ich mir das Zimmer ein wie einen Sarg, schwarz. Aber der übrige Körper lebt doch und braucht doch Licht. Nun suche ich mir das meinen Vorstellungen angemessenste Licht und das ist rot."

Weitere Einfälle zu diesen Bemerkungen:

1. „Man hat doch auch andere tote Glieder, es könnte sein, daß eine Störung in der Zirkulation wäre, dann könnte doch der Kopf nicht genügend ernährt werden."

[1]) All diese Phantasien sowie die betreffenden Anfälle selbst werden wir erst ganz verstehen, wenn wir einen Roman kennen (Vollmondzauber von Ossip Schubin), aus dem Irma hier sehr ausgiebig, wenn auch größtenteils unbewußt, geschöpft hat.

2. Sie habe einmal einen alten Herrn mit einer wunderbaren Figur gesehen, der hatte einen breiten roten Streifen um den Hals. Es habe ausgesehen, wie wenn auf den Körper ein fremder Kopf gekommen wäre, weil Körper und Kopf so wenig harmonierten.

3. Sie habe „mit den Gedanken gespielt", vielleicht käme die Wissenschaft so weit, daß sie einem einen anderen Kopf aufsetzen könne. Diesen Gedanken habe sie dann weiter gesponnen und sich vorgestellt, es könne dann einmal jemand zu ihr kommen und ihr sagen: „Mein Kopf paßt nicht zu meiner Gestalt, gib mir deinen dafür. Dann habe sie sich vorgestellt, wie „jener" alle möglichen Instrumente hervorzieht und sagt: „Jetzt können wir gleich an die Operation gehen."

Weiter habe sie daran gedacht, wie sie sich wohl vor einem solchen Menschen, den sie für einen Wahnsinnigen halten würde, retten könnte. Doch nur durch Kaltblütigkeit. Die besitze sie aber nicht und daher wäre sie in einem solchen Falle verloren!

4. „Ich sah dann hie und da vor mir, daß nun ein solcher Kopfwechsel wirklich zwischen zwei Männern stattfände." Dem einen habe sie ihre eigenen Gefühle geliehen, den habe sie mit sich selbst identifiziert. Dieser (ihr männliches Ich) habe dann dem andern das Anerbieten zum Austausche der Köpfe gemacht. Zugleich habe sie sich die Qualen des andern vorgestellt, wenn ihm dieses Anerbieten gemacht würde. Der eine, mit dem sie sich selbst identifizierte, sei eine große Gestalt gewesen mit kleinem Kopfe, der zweite habe alt ausgesehen, einen grauen Vollbart gehabt. Er habe sie an die Gestalt von König Laurin erinnert, mit dem sie sich damals, als jene Vision auftrat, sehr lebhaft beschäftigt habe.

Lange nach der Genesung gab sie eine etwas andere Version dieser Phantasien, die sehr durchsichtig ist. Sie stellt sich vor, in einem unterirdischen Gange mit einem Manne zusammenzutreffen, der ihr irgendeinen Vorschlag macht, den sie aber abschlägt. Darauf gerät jener in solchen Zorn, daß sie zum Scheine darauf eingeht. Sie sieht dann nur noch, wie er sein Instrument hervorholt. Dabei starkes Angstgefühl!

23. Juli.

Zum Symptom: in den Spiegel starren fällt ihr heute ein, wie sie einmal als Kind am Silvester mit einem flackernden Lichte, wie angewurzelt vor dem Spiegel gestanden und hineingestarrt habe. Das

Licht habe sie hinter sich gestellt, das Zimmer habe wie ein Sarg ausgesehen, ihre Gesichtszüge seien ihr im Spiegel ganz verzerrt und tot erschienen.

Ich frage Patientin hierauf, ob sie sich als Kind keine Vorwürfe gemacht habe über gewisse Manipulationen, infolge deren man blaß und wie tot aussehen könne. Sie negiert das ruhig und will überhaupt mit Masturbation niemals etwas zu tun gehabt haben.

Sie sieht heute auf dem Spaziergang einen Leichenwagen, wird sehr erregt dadurch, hat rasch hintereinander zwei Anfälle, ist nach dem zweiten unklar, schreit, spricht von Feuer, Sarg und Gift, kann aus dem Dämmerzustand aufgeweckt und hypnotisiert werden.

24. Juli.

Heute gegen Abend wieder unklar, es kann jedoch noch Rapport mit ihr hergestellt werden. Zwischen Wachen und Dämmerzustand erzählt sie:

Sie habe vor einem Jahre gehört, daß die Negerfrauen lebendig mit ihren Männern begraben würden. Sie habe sich dann vorstellen müssen, was sie täte, wenn sie lebendig begraben wäre. Sie würde schreien, aber es würde wohl nichts nützen. Besonders habe sie auch das beschäftigt, daß man einem immer anmerke, wenn man bei einem Toten gelegen habe, und zwar an dem Verwesungsgeruch. Unter Zeichen großen Entsetzens erzählt sie dann, wie sie einen älteren Herrn, einen Bekannten, auf dem Totenbette habe liegen sehen. „Er roch schon." (?) Will sich wieder zum Fenster hinausstürzen. „Ich möchte wissen, wie es tut. Ich merke ja gar nicht, daß ich falle. Meine Glieder sind ja heil!"

25. Juli.

Patientin ist heute wieder größtenteils unklar. Kann für kurze Zeit geweckt werden. Fällt aber immer wieder in den Dämmerzustand zurück. Ist ungeheuer aufgeregt, schreit furchtbar, will ihre Koffer packen und abreisen.

26. Juli.

Auch heute noch meist unklar. Gleicher Zustand wie gestern. Wird gegen Abend klar, verhält sich nachts ruhig.

27. Juli.

Klar, sieht ein, daß sie die Kur fortsetzen muß. Erzählt der Schwester, sie sei doch abscheulich, es sei besser, sie wäre gestorben; denn sie habe

ihren Bruder schon einmal mit dem Messer erstechen wollen. — Rückkehr der Pflegerin, große Freude darüber.

28. Juli.

Sehr heiter und vergnügt. Morgens wie gewöhnlich ein Anfall.

29. Juli.

Erzählt, den ersten Ohnmachtsanfall in der Schule gehabt zu haben, im Anschlusse an die Lektüre des „Armen Heinrich", und zwar speziell an die Beschreibung der Operation. Ich frage Patientin, was ihr noch bei dem Lebendigbegrabensein, wie es bei den Negern üblich sei, einfalle. Darauf Patientin: Sie habe mit 13 Jahren viel mit einem Negerknaben gespielt. Er sei sehr anhänglich an sie gewesen, habe vor ihrer Tür gelegen, um auf sie zu warten, sie habe oft seine Hand gehalten, damit sie weiß würde; er sei ihr oft nachgesprungen, um sie zu küssen, in der Meinung, er würde dadurch weiß. Sie habe oft Grauen gehabt, mit einem Neger allein zu sein. „Ich nahm ihn oft in mein....." (Bett?)[1])

Stimmung gut, kein Anfall.

30. Juli.

Ich teile Patientin den bevorstehenden Besuch der Mutter mit. Wird aufgeregt darüber, ihre Mutter habe sie nie verstanden, habe sie eine Lügnerin genannt.

„Wie schrecklich, wenn man seine Mutter hassen muß. Ich muß immer die Menschen hassen, die ich liebe."

Patientin hat seit einigen Tagen folgende neue Vision: Ein älterer Mann mit grauem Barte geht in Wolken neben ihr her, beugt den Oberkörper, streckt einen Arm aus, um nach ihr zu greifen. Sie hat dann das Gefühl, sie müsse fliehen, es nütze aber nichts, da jener sie doch einhole. Sie kommt dabei nicht von der Stelle. Der Mann erinnere sie an jenen alten Grauen (Laurin), dessen Kopf von dem jungen Großen zum Austausche verlangt wird. Er habe wunderbare halb erschreckte Augen, mache fast den Eindruck eines Geisteskranken.

---

[1]) Es handelt sich hier nur um ein Phantasiegebilde!

Ich will hier gleich die Erklärung einfügen, die Patientin am 4. August zu dieser Vision gibt: Die Vision erschrecke sie manchmal mehr, manchmal weniger. „Wenn ich sie sehe, verwirren sich meine Gedanken und mein Kopf wird unklar." Die Augen erinnerten sie an Dr. Wu., der Bart sei ein struppiger Bart, wie der des Strolches.

Zum Arme: „Es ist, wie wenn mein Bräutigam nach mir griffe und mich ganz für sich behalten wollte."

„Steckt nicht noch jemand hinter dieser Vision?"

Nach langer Pause: „Ich denke an Herrn Doktor, daß ich mir selbst nicht entrinnen kann." Im Anschlusse hieran frage ich die Patientin, warum sie so schrecklich von hier fortgedrängt habe, worauf sie nach endlosem Sträuben erklärt: „Weil ich hier zu viel verbrauche, was meinem Bräutigam gehört." (An Liebe!)

Diese durchaus an ein Traumgebilde erinnernde Vision ist seither nie wieder aufgetreten, trotz ihrer unvollständigen Analyse. Sie muß uns später noch beschäftigen.

Patientin hat es im Laufe des heutigen Tages über sich gebracht, mir endlich den Inhalt ihrer eigenen, „König Laurins Rosengarten" betitelten Novelle mitzuteilen, und zwar schriftlich, wie folgt:

„König Laurins Rosengarten handelt in dem in Betracht kommenden Teile von einem jungen Ehepaare, das sich einst in Bozen kennen lernte und verlobte.

Kurz nach der Hochzeit erkrankt die junge Frau und muß sich zu einer Operation entschließen. Nur langsam erholt sie sich davon, hat also genügend Zeit, den sie Umgebenden näher zu treten. Hiezu zählt vor allen Dingen ein Arzt, den sie mit steigender Leidenschaft zu lieben beginnt. Nach langem Ringen mit Pflicht und Gewissen teilt sie ihrem Manne diese Tatsache mit; zugleich ihren Entschluß, sich von ihm selbst zu trennen. Sie erzwingt auch die Trennung; indessen darüber hinwegzukommen, wird ihr von ihm unmöglich gemacht durch den Selbstmord, den er begeht. Er erschießt sich nämlich auf einer Tour, die er von Bozen aus über die Vajolet-Türme nach König Laurins Rosengarten unternommen hat, ebendaselbst..... usw."

Patientin ist sich der hier ausgesprochenen Liebeserklärung wohl bewußt, erklärt jedoch gleichzeitig, sie fürchte nicht, der Arzt könne ihre Gefühle mißdeuten. Es sei doch ganz natürlich, daß man einen Menschen, von dem man so viel erhalte, wärmere Gefühle entgegen-

bringe. Sie werde das ihrem Bräutigam nicht verschweigen und er werde es auch sicher einsehen.

Patientin war heute früh sehr erregt, hatte zwei Anfälle, drängte heftig fort, wird durch einen zweiten Besuch des Arztes gegen Abend ruhiger und schreibt hierauf den mitgeteilten Inhalt ihrer Novelle.

31. Juli.

Patientin gibt heute mündlich noch folgende Ergänzung zu ihrer Novelle:

„Der Rosengarten leuchtet allabendlich. Die Frau muß immer und immer an den Selbstmord ihres Mannes denken. Ihre Gedanken verwirren sich. Sie glaubt, daß die Rosen da oben durch das Blut ihres Mannes entstanden sind. Sie hat sich davor gefürchtet, geht doch hin; den Anblick des Rosengartens kann sie aber nicht ertragen."

Patientin erklärt, mit 14 Jahren jene Novelle leicht skizziert, später in Bozen 1906 erst ausgearbeitet zu haben. Patientin bringt dann die wichtige Eröffnung, ihr Bräutigam würde sich das Leben nehmen, wenn sie ihn nicht heirate. In der Tat habe er früher einmal Selbstmordideen geäußert.

Auf die Frage, ob sie sich unter der Operation etwa eine gynäkologische vorgestellt habe, erklärt sie: „O nein. Mit der Kindererzeugung hat es gar nichts zu tun." Sie habe sich nur gedacht, es dürfe keine Krankheit mit Bewußtseinsstörung sein und keine solche, wo die Kranke hinsieche.

Zu König Laurin gibt Patientin heute noch folgende Erklärung: Sie habe sich an die Sage zuerst erinnert, als sie sich in Jena so von der Menschheit losgetrennt gefühlt habe. Sie habe den Bann gefühlt, den Herr Geheimrat auf sie ausgeübt habe, und da sei ihr König Laurin eingefallen, der müsse einen ähnlichen Druck ausgeübt haben auf das Mädchen, um das Dietrich kämpfte. „Ich kann ebensowenig hier weg, wie jenes Wesen von König Laurin. Ich drängte fort, und wenn Herr Geheimrat sagte: „Sie bleiben hier", so war ich wieder beruhigt. Da frug ich mich: „Bin ich denn verhext, verzaubert?" „Jene Frau ging unvorsichtig in König Laurins Bereich; ebenso ging ich hieher." (Vgl. S. 268.)

1. August.

Morgens Besuch der Mutter, bei dem sie sich ruhig verhält. Patientin wird aber nachher sehr aufgeregt, da sie weiß, daß der Arzt mit der Mutter über sie spricht. Wird nach dem Essen sehr laut und ungeberdig, schreit, daß sie nach Hause wolle. Hat ersten Anfall. 1/25 Uhr nochmaliger kurzer Besuch der Mutter, bei dem Patientin sich wieder ruhig verhält, aber erklärt, sie habe das Vertrauen zum Arzte verloren.

Nach dem Weggange der Mutter wird sie unklar und fällt wiederum in einen Dämmerzustand, der bis zum nächsten Mittag anhält. Glaubt nach dem Erwachen (2. August), sie sei die letzte Zeit zu Hause gewesen, „es hat sich soviel dort verändert . . . Zu dumm, daß ich wieder hieher zurückgekommen bin."

Im Dämmerzustand hat sie folgendes geäußert: „Bis um 12 Uhr tut's gut, aber dann, wenn die Mitternacht kommt, dann sieht man's an der Haut. Das hab' ich schon gesehen, wie ich noch ein Kind gewesen bin. Es ist schrecklich, meine Haut wird anders dann."[1])

Wichtig ist die Angabe der Mutter, Patientin habe den Negerknaben, von dem sie kürzlich sprach, nur ganz wenig gesehen, der Bruder der Patientin habe hingegen öfters mit ihm gespielt. Immerhin erklärte Patientin am 11. Oktober, als ich sie vor ihrer Entlassung noch einmal über die verschiedensten Dinge inquirierte, sie sei in der Tat einmal mit ihm bei Bekannten zusammengekommen, wo er sie habe küssen wollen. Auch daß sie seine Hände habe weiß machen wollen, sei richtig. In ihrem Zimmer sei er jedoch nie gewesen, habe sich auch nie bei ihr vor die Schwelle gelegt, dagegen bei ihren Bekannten, die ihn aus Afrika mitgebracht hätten. Sie habe übrigens Angst vor dem Negerknaben gehabt, „man fürchtete sich, daß man mit einem Negerknaben doch mehr beachtet würde als allein."

3. August.

Patientin will nicht aufstehen. „Ich stehe überhaupt nie mehr auf."

4. August.

Stimmung wieder ruhig und heiter. Ich versetze sie heute zum erstenmal zum Zwecke der Analyse in Hypnose, in der Hoffnung, so schneller zu Wege zu kommen, da mein Urlaub bevorsteht. Zugleich

[1]) Diese Äußerung entstammt wiederum der Lektüre des Romans von Ossip Schubin (s. später).

hoffe ich in der Hypnose noch Aufschluß zu erhalten über Dinge, die die Patientin bisher verschwiegen hat.

In der ersten Hypnose suche ich Klarheit zu bringen in einige zeitliche Verhältnisse und Erinnerungstäuschungen verschiedener Art. Die Angaben, die Patientin in der Hypnose macht, stimmen mit denen der Mutter überein. Hierüber ist Patientin nach dem Erwachen sehr erfreut, fragt, ob sie in der Hypnose nicht die Unwahrheit sagen könne. Als dies verneint wird: „Dann möchte ich immer hypnotisiert werden."

5. August.

Zweite Hypnose. Ich suche, ob in der Hypnose noch neues Material zu den Anfällen erhalten werden kann und frage, wann der erste Anfall mit Sargphantasie aufgetreten sei. Es sei in jener Zeit gewesen, wo sie nichts mehr essen konnte und ganz abgemagert war.

„Warum nichts essen?"

„Einmal, weil ich diesen furchtbaren Magenschmerz hatte. Zweitens, weil mir alles gleichgültig war."

„Warum gleichgültig?"

„Weil ich mir zu Herzen genommen hatte, daß man mich und den Leutnant getrennt hatte."

„Hatten Sie schon bei diesem ersten Anfall das Gefühl, Sie lägen im Sarg?"

„Ob ich direkt an den Sarg dachte, weiß ich nicht. Ich weiß aber, daß ich mich vor dem Grabe fürchtete und daß es mir so feucht und kalt vorkam. Ich hatte vorher immer viel ans Grab gedacht, weil ich genau wußte, daß es nicht mehr lange so mit mir weitergehen konnte, daß eine Änderung in meiner Lebensweise eintreten mußte, oder daß ich tatsächlich sonst bald hätte sterben müssen. — Ich wollte schreien vor Entsetzen, wenn ich dachte was aus mir würde."

„Was glaubten Sie?"

„Ich würde verwesen und davor ekelte ich mich."

„Warum ekeln vor dem Verwesen?"

„Ich mußte immer an meine Kindheit denken, wo ich einmal etwas gehört hatte, was ich nie wieder vergessen konnte." (Folgt die Geschichte von dem gestorbenen Pensionär und dem offenen Sarg.)

„Warum so vor der Verwesung des eigenen Körpers geekelt?"

„Der Gedanke, daß ein Körper auf so entsetzliche Weise verschwinden sollte, war mir immer unerträglich."

„Warum unerträglich?"

„Ich dachte: wenn ich mich anfasse, kann ich mich so ruhig anfassen wie ich jeden Menschen anfassen würde. Besonders wenn ich einen schönen Menschen sah (ich habe schöne Menschen immer gern gesehen), dachte ich, ich möchte hingehen und ihn anfassen. Dann kam das Bild von demselben Menschen, wenn es etwa 14 Tage im Grabe gelegen hat. Drum wollte ich gar keinen Menschen mehr sehen."

„Wo wollten Sie die Menschen anfassen?"

„Ich habe die Frauen mit rotblondem und schwarzem Haare immer besonders gern gehabt und wollte das Haar auflösen und ihnen über Stirn und Haar streichen." (Folgen schon bekannte Dinge.)

„Was hat es für eine Bewandtnis mit dem Totsein?"

„Es hatte für mich als ganz kleines Kind den Sinn von etwas, das häßlich war. Die Begriffe gingen für mich Hand in Hand. Wenn ich etwas Häßliches sah, fiel mir immer das Wort tot oder Leiche ein." Erzählt dann von toten Tieren, die sie im Flusse hatte schwimmen sehen. Über Fräulein Faure befragt: „Es war manchmal schrecklich, wenn ich ausgekleidet im Bette lag und sie ungestüm wurde."

„Wie ungestüm?"

„Sie küßte mich ziemlich wild auf Mund und Augen." Sie habe auch einmal vorübergehend mit Fräulein Faure im Zimmer geschlafen.

Patientin zuckt hier deutlich mit den Fingern.

„Was dachten Sie eben?"

„An eine Mitschülerin. Sie hat etwas sehr Häßliches zu mir gesagt." Patientin krampft dabei die Hände. Es folgt nun eine Geschichte, wo jene Freundin und Patientin an einem Kinderwagen standen, in dem ein „schönes Kind" lag. Sie stritten sich, ob es ein Mädchen oder Junge sei. „Ich sagte: jetzt kannst du es noch gar nicht wissen, du mußt erst warten, dann siehst du es an den Kleidern. Sie lachte mich aus und sagte: Du mußt das Kind nackt sehen, sie sagte noch etwas

Häßliches, der Ton kam mir so häßlich vor, ich habe es nicht verstanden."

Nach dem Erwecken aus der Hypnose rekapitulierte ich der Patientin alles, was sie mir erzählt hat.

6. August.

Wir kommen heute im Wachen auf jene Mitschülerin zu sprechen, die gestern in der Hypnose erwähnt wurde. Wir werden gleich sehen, daß das Zucken und Zusammenkrampfen der Hände nicht nur von jener Szene am Kinderwagen herrührte. Wir erfahren nämlich noch folgendes über jenes Mädchen: „Ich hatte einen Widerwillen gegen sie seit jener Szene. Sie ist Sängerin geworden. Ihr Wesen trat später noch deutlicher hervor. Sie gab jedem harmlosen Wort einen andern Sinn. Sie hat später eine Dummheit gemacht mit einem Herrn."

Wir werden gleich nachher in der Hypnose noch mehr von ihr erfahren. Über ihre Vorliebe für schöne Frauen befragt, erklärt sie, früher nicht gewußt zu haben, daß ein Maler nie ein vollkommenes Wesen, sondern von dem einen den Körper, von dem andern den Kopf nimmt. Patientin gibt auf Befragen an, sie glaube, daß von hier Beziehungen zu ihren Phantasien (des Kopfaustausches) führten. Sie sei jetzt aber vorsichtig geworden, da sie jetzt oft nicht wisse, ob sie manche Dinge früher schon gedacht habe, wie sie sie jetzt sage. Sie erklärt ferner, wie sie das vollkommen Schöne gesucht habe, so habe sie auch Interesse für das Komische gehabt. „Könnte man nicht ein Zerrbild machen, wenn man von einem Menschen diesen, von einem andern jenen Körperteil nähme und sie zusammenfügte?"

Hierauf versetze ich Patientin in Hypnose (die dritte) und frage sie nach der Genese des Anfalles von gestern abend:

„Ich fühlte das Feuer in mir und sah es um mich her. Wie die Flammen von außen mich erfaßt haben und wie auf einmal alles brannte, ich ganz und gar von innen und von außen. Ich dachte: jetzt falle ich zusammen. Nichts weiter."

Auf weiteres Fragen fährt sie fort:

„Das Brennen habe ich schon als Kind gekannt. Das war irgend eine leidenschaftliche Sehnsucht. Woher, weiß ich nicht. Das

habe ich nur gespürt, wenn ich mich so leidenschaftlich sehnte, nach etwas anderem sehnte und nicht wußte wonach."

„Wo haben Sie das Brennen gespürt?"

„Es war, als ob es in mir brannte. Mein ganzes Innere, so daß die Flamme durch den Körper bis in den Kopf herauf kam."

„Wo fing die Flamme an?"

„An den Füßen?"

„Nein!"

„Wo spürten Sie die Flamme zuerst?"

„Von der Brust an."

„Wann fühlten Sie das Brennen auf der Brust zum erstenmal?"

„In der Art, daß ich ein bestimmtes Gefühl dabei hatte, vielleicht mit 14 Jahren."

„Bei welcher Gelegenheit?"

Hierauf stellt sich bei der Patientin wiederum jenes krampfhafte Ballen der Hände ein, das wir schon bei der gestrigen Hypnose wahrgenommen, als ihr jene Mitschülerin einfiel. Zugleich bewegt sie die Lippen, aber erst nach und nach sind ihre Worte zu verstehen:

„Ich — es war damals, als die Schulgefährtin, die H. Z., das Häßliche tat. Ich war dabei, als sie es einer andern Gefährtin erzählte."

Nach enormem Widerstande: „Es war etwas inbezug auf den Verkehr mit ihres Vaters Pensionären. Sie erzählte etwas, ich wußte nicht bis dahin, daß sie sich um die Pensionäre kümmerte."

Nun folgt unter langem Sträuben, wie jene Mitschülerin erzählte, daß sie eines Abends als ihre Eltern im Konzerte waren und sie schon im Bette lag, den Pensionär nach Hause habe kommen hören. Da habe sie ihn gerufen und er kam zu ihr. „Sie sprach so widerlich. Was für Empfindungen sie gehabt hatte, und — — —"

„Dann hatten Sie ähnliche Empfindungen?"

„Ja!"

„Was für Empfindungen?"

„Ich weiß nicht mehr, wie sie sich ausdrückte."

„Wollüstige Empfindungen?"

„Ja, so muß es gewesen sein. Sie sprach, wie er sie an sich gedrückt habe, und dann wie sie — — — ich hörte bloß noch etwas, dann ging ich weg. Sie sagte, daß sie ihn zu sich gezogen habe,(Patientin atmet hier rasch) und daß sie die ganze Zeit an seiner Brust gelegen habe

und daß ihr ganz heiß gewesen sei. Ich hatte das Gefühl, wie ich das letzte hörte, als ob ich vom Kopfe bis zu den Füßen rot geworden sein müßte, und da wurde mir so heiß, seit der Zeit hatte ich so oft dieses Brennen."

„Dachten Sie denn bei den Anfällen an einen bestimmten Mann, an dessen Brust sie lägen?"

Ich hatte Angst davor, ich möchte es nie tun. Dann kam der Gedanke, dann hätte ich mich doch nicht verloben dürfen."

„Ich fürchte mich vor dem Augenblick, wo ich denken muß, daß dieses (an der Brust eines Mannes zu ruhen) eintritt. Ich will schon, daß er mich küßt, aber nicht stürmisch." (Siehe den ganz analogen Ausspruch in bezug auf Fräulein Faure, S. 204!)

Hierauf wecke ich Patientin auf. Sie hat das Gefühl, eine große Aufgabe gelöst zu haben. Sie weiß, das wir von dem „furchtbar heißen Gefühle" sprachen. Ich teile der Patientin wiederum das Ergebnis der Hypnose mit, das sie mit großem Interesse, wenn auch unter erneuten Zeichen des Abscheues, in sich aufnimmt.

Patientin hatte heute früh einen Anfall. Die Stimmung nach der Hypnose bleibt gut. Schreibt einen Brief an den Bräutigam, des Inhaltes, er möge sich gedulden, sie könne noch nichts Bestimmtes sagen.

7. August.

Vierte Hypnose. Patientin glaubt nachts einen Anfall gehabt zu haben, bei dem sie wieder kalt geworden sei.

„Was haben Sie weiter dabei verspürt?"

„Wie mein Körper starr wurde; ich wollte ihn noch bewegen, aber es ging nicht; da dachte ich, so ist wohl das Gefühl, wenn man im Begriffe ist, zu sterben!"

Das kalte Gefühl war lange Zeit hindurch für sich allein aufgetreten, bis schließlich in B. (im Jahre 1901) die Unfähigkeit sich zu bewegen hinzugetreten sei. Einen bestimmten Anlaß dafür weiß sie nicht anzugeben. Zum ersten Male sei die Unfähigkeit, sich zu bewegen, an einem Regennachmittage aufgetreten, als sie sich gerade sehr mit ihren Todesgedanken abgegeben hätte. Außerdem habe sie auch hier schon das Gefühl gehabt, sie liege im Grabe, und zwar: „nicht direkt ich liege im Grabe, sondern: es wird so kalt und dunkel als wie ein Grab!"

Weiterhin berichtet Irma in der Hypnose, daß das Kältegefühl zum ersten Male deutlich aufgetreten sei, als Fräulein Faure „Du

„Mörderin" zu ihr gesagt habe. Hieran schließt sich dann die ausführliche Schilderung jenes Erlebnisses mit allen Assoziationen, die sich daran knüpfen, wie an anderer Stelle berichtet wurde (siehe S. 197f.). Ferner erzählt Patientin heute, daß von früh an ihre Phantasie viel Nahrung durch die Geschichte der Kindheit Jesu empfangen habe. Sie habe sich „die schönsten Bilder darin ausgedacht". Auch die „unbefleckte Empfängnis" habe sie sehr beschäftigt. Heute ist sie auf dem Standpunkte, daß Christus doch der Sohn der Maria und des Josef sein könne, „und nur als Gottes Sohn anerkannt wurde, weil er ein außergewöhnlicher Mensch war." Hier erwecke ich sie aus der Hypnose. — Patientin hatte morgens wieder einen Anfall. Geht die letzten Tage fleißig spazieren mit der Pflegerin.

8. August.

Bis zum 16. Jahre habe sie sich sehr viel mit religiösen Fragen beschäftigt, mit 14 sei sie derartig verdreht gewesen, daß sie nicht mehr wußte, was sie glauben sollte. Als sie gelesen hatte, Christus sei „der Sohn der Maria und eines römischen Centurio" und er sei auch sehr phantastisch gewesen, da habe sie einen freisinnigen Geistlichen gefragt, der ihr eine große Rede hielt, die ihr eine ebenso große Enttäuschung war.

In der fünften Hypnose tritt zuerst nichts Neues zutage. Unter sehr starkem Widerstande beichtet sie dann, daß sie als Schulmädchen und auch jetzt noch öfters gedichtet habe. Ihre Gedichte seien aber von niemanden beachtet oder höchstens verlacht worden. Darauf habe sie niemanden mehr ein Gedicht von sich gezeigt. Unter erneutem Widerstand erzählt sie von einem sehr frühreifen Gedichte, betitelt der „Herrenmensch", indem sie denjenigen geschildert habe, „der sich rücksichtslos über alles hinwegsetzt, der kein Gut und kein Böse kennt, immer nur vorwärts schreitet, nie stehen bleibt, um zu trauern oder zu weinen." Wir wissen schon, daß sie einen solchen Menschen sucht. Ich frage sie nochmals in diesem Sinne, worauf sie (immer in der Hypnose) erwidert: „Ja, der mich sogar zertrümmern würde, selbst wenn wir uns liebten."

Heute ist der erste Tag, an dem Irma keinen Anfall hat!

9. August.

Im wachen Zustande erhalten wir heute einen weiteren Beitrag zu den interessanten Phantasien über die Trennung des Kopfes vom

Leibe. Es habe sich um eine Hinrichtung in ihrer Vaterstadt gehandelt. Ihr Bruder erzählte, der Körper habe noch gezuckt als der Kopf schon vom ihm getrennt war. „Da stellte ich mir vor, wie ein Mensch in rasend schnellem Laufe über die Ebene rennen und plötzlich sterben würde; ob dann der Körper die Bewegungen noch eine Zeitlang machen würde ohne Kopf? Ich stellte es mir sehr lebhaft vor, weil ich einmal gesehen habe, wie eine Blindschleiche sich an einem Grashalme entzweischnitt und Kopf- und Schwanzteil allein sich bewegten."

In der heutigen (sechsten) Hypnose ist vom Selbstmorde die Rede. „Das Leben ist bloß eine Brücke (Nietzsche?), mancher kann darüber gehen, mancher will sich den Weg sparen und erlöst sich selber. Ich denke mir: nur da kann etwas harmonisch weiter existieren und in Frieden, wenn es wieder dahin zurückgekehrt ist, wo es herstammt."

„Woher kommt denn der Mensch?"

„Das war ja immer das große Rätsel! Wie kann aus dem Nichts der Mensch entstehen, wie kann er eine Zeitlang existieren und wieder zu dem Nichts zurückkehren?"

„Wie haben Sie das Rätsel gelöst?"

Hier zuckt wieder Irma lebhaft zusammen, wie immer, wenn man an ihr Innerstes rührt: „Zuerst habe ich gedacht, der Geist existiert ungesehen weiter in der Luft und der Geist, der sich während des Lebens schön erwiesen hat, bringt schöne Naturerscheinungen mit hervor und der, der sich als häßlich erwiesen hat, die schrecklichen. Später dachte ich, daß ich die Geister sehen, mich mit ihnen verständigen könnte. Manche quälten mich! — Ich stellte mir die Geister vor, wenn ich mir Gewissensbisse machte über irgend etwas, dann nahm das, was mich quälte, die Gestalt an." (Im Wachen fügt sie hinzu, Ahnungen, die sie vor etwas zurückhielten, hätten nach und nach Gestalt angenommen. Sie habe an Ahnungen geglaubt.)

„Was hat Sie besonders gequält?"

„Nichts Bestimmtes, aber so lange ich denken kann, habe ich mich immer vor dem Leben gefürchtet, weil immer so etwas Seltsames, Unerklärliches in mir fortlebte, weil ich immer dachte, ich werde noch einmal schlecht; ich glaube, ich bin schlecht."

Im weiteren Verlaufe der Hypnose berichtet Irma, wie sehr sie darunter gelitten habe, daß sie oft nicht bei der Wahrheit blieb, Dinge anders wiedergab, als sie waren. An ihrem Konfirmationstage habe sie nur eine Bitte gehabt, nämlich, daß sie nicht mehr lügen möchte oder daß sie eher am selben Tage sterben sollte (Janet's manie des pactes): „Und ich habe es felsenfest geglaubt, daß das eine oder andere eintreten würde. Als nun nichts eingetreten war, glaubte ich mich erlöst."

Sie habe schon früh angefangen, sich für das Lügen selbst zu strafen, zuerst durch Fasttage. Sie habe dann 3 Tage überhaupt nichts gegessen.

Ob sie sich noch andere Strafen ausgedacht habe? „Ja, ich habe mir weh getan. Ich habe mich geschlagen und wenn ich gar nichts hatte, habe ich mich gebissen, bis das Blut kam." Im Wachen ergänzt: „Ich habe vor lauter Leidenschaft keinen Schmerz davon verspürt!"

„Wohin haben Sie sich geschlagen?"

„Auf den Rücken."

„Womit?"

„Ich nahm ein Stück Seil, in das ich Knoten machte."

„Was haben Sie damit nachgeahmt?"

„Ich dachte, so wurden die Hexen gefoltert und wenn ich lüge, bin ich auch eine Hexe!"

Diesem Ausspruche folgt eine, wenn auch nur scheinbare Abschweifung vom Thema:

„Nach dem Tode von Fräulein Faure war ich in einem Theaterstücke, das hieß „Der Andere" (von Paul Lindau). Es handelt von einem Juristen, der als gerecht in der ganzen Stadt bekannt ist und der des nachts, ohne daß er am Tag eine Ahnung von seinem nächtlichen Tun hat, stiehlt. Und da begriff ich nie, wie ein Mensch nichts von sich wissen soll und nichts von dem, was er selber in der Nacht tut. Ich war einmal bei X's zu Besuch und schlief mit Marie X. zusammen und sie behauptete, ich sei des nachts aufgestanden und mit einem brennenden Lichte an meine Kommode gegangen und ich wußte nichts davon. Da dachte ich, wenn ich von solchen Kleinigkeiten nichts weiß, vielleicht kann ich dann Gott weiß was tun und weiß nichts davon. Vielleicht habe ich dann gemordet und bilde mir bloß ein, ich habe es nicht getan."

„Gab es Momente, wo Sie Fräulein Faure tatsächlich hätten morden können?"

„Ich weiß nur, daß ich manchmal als Kind so rasend wurde, wenn man mir mit Gewalt entgegen kam. Vielleicht bin ich auch einmal auf Fräulein Faure losgegangen."

„Hatten Sie hie und da das Gefühl, Sie würden für den Mord an Fräulein Faure bestraft?"

„Manchmal dachte ich: ich muß doch eigentlich in die Welt hinaus schreien: das ist behauptet worden, untersucht es doch, und wenn ich es getan habe, straft mich doch! Ich glaubte, ich müßte getötet werden, und ich habe Grauen davor gehabt, aber es kam mir als das einzig Richtige vor." Im Wachen ergänzt: Sie sei lange überzeugt gewesen, sie habe Fräulein Faure getötet. Wenn man sie dann habe trösten wollen, habe sie geglaubt, man wolle sie schonen.

Ob sie sich auch Gedanken über ihre Hinrichtung gemacht habe?

Zuckt zusammen: „Ich wußte nicht, ob die Angehörigen den Körper bekommen können, sonst, dachte ich, kommt er sicher in irgend einen anatomischen Saal und dann . . . . Der Bruder hat soviel von der Anatomie erzählt. Er sprach davon, daß der Leichnam erst ganz und gar mit Karbol, ‚infiziert[1])" wird und dann zerlegt und die einzelnen Teile oft viele Tage alt würden und einen entsetzlichen Geruch verbreiteten. Denn ganz ließe sich der Geruch nicht vertreiben!

Ich hatte nach dem Tode von Fräulein Faure so Sehnsucht, sie noch einmal zu sehen, wagte aber nicht, es zu sagen. Man hätte es nicht erlaubt wegen der Ansteckung. Da habe ich mir einmal ausgedacht, wenn ich sie sehen wollte, müßte ich schon des Nachts auf den Friedhof gehen und ans Grab und die Leiche ansehen, und dann dachte ich: um Gottes willen, sie liegt dann schon so lange tot. Dann hat sie den Leichengeruch schon und wenn ich sie berühre und den Sargdeckel aufmache, wird der Geruch in meine Kleider gehen und ich bringe ihn nie wieder heraus. Und seitdem fürchte ich mich vor jedem Friedhofe!"

„Warum hätten Sie Fräulein Faure so gerne noch einmal gesehen?"

---

[1]) Das Versprechen ist sehr bezeichnend. Einige Zeilen weiter unten ist wiederum von Ansteckung die Rede. Der Komplex der Infektionsangst wird immer deutlicher zutage treten und immer eindeutiger.

„Ich hatte das Gefühl, ich müßte eine Aufklärung bekommen, es müßte mir klar zum Bewußtsein kommen, ob ich sie getötet habe oder nicht."

„Wie kommt es, daß Sie sich dann selbst im Sarge liegen sahen?"

„Ich war einmal mit Herrn Professor N. in der Kirche (1901). Es herrschte dumpfe Luft. Ich dachte: so muß es in einer Gruft sein. Ich sah einen Sarg stehen und da dachte ich . . . . die enge Luft kam mir wie Totenluft vor. Ich wurde ohnmächtig."

„Warum ohnmächtig?"

„Weil ich an den Sarg dachte, wie eng der ist und wie der Mensch hineingezwängt wird, das fand ich so schrecklich." Erwachen.

Nach der Hypnose: Hineinzwängen: Es fällt ihr ein Gedicht von Chamisso ein, „Die alte Waschfrau". „Als ich las, daß sie sich ihr Sterbehemd zurecht machte, erkundigte ich mich, ob denn die Toten nicht besonders geschmückt würden. Da sagte man mir: Gott, ein toter Mensch ist doch so steif und starr, der läßt sich nicht in die Kleider zwängen!"

Irma erzählt des weiteren, daß ihr als ganz junges Mädchen, etwa mit 15 Jahren, einmal ein Heiratsantrag gemacht wurde. Sie sei in einen großen Konflikt gekommen, „denn zu Hause gab es vieles, was ich ändern wollte. Wenn es ganz schlimm war (daß sie mit der Mutter nicht auskam), dachte ich, ich könnte alles verändern, wenn ich heiratete. Ich kam aber über den Mann nicht hinweg. Ich sah, das war noch viel schrecklicher. Er war mir unerträglich, als er das entscheidende Wort sprach. Der einzige Ausweg aus beidem schien mir der Selbstmord zu sein. Damals war es zum ersten Male, daß ich einem Manne auf die Weise entgegentrat. Er sprach einmal sehr leidenschaftlich und davon wurde mir schon Angst genug. Er fragte, ob ich seine Frau werden wollte. Er war Ende Zwanzig. Lieber tot, als es dulden müssen, daß jemand mir jederzeit nahe kommen kann!"

Ganz aus sich heraus fügt Irma hinzu, daß hier die Wurzel all ihrer Todesgedanken zu suchen sei. Sie ist der Analyse mit großem Verständnisse gefolgt. Sie weiß nun selbst, daß all die Symptome, denen Todesgedanken zugrunde liegen, aus der Abwehr der sexuellen Gedanken entsprungen sind. Wie immer ist aber auch hier die Abwehr nur teilweise gelungen, so daß die Symptome zugleich die sexuellen Gedanken, wenn auch in veränderter Form, enthalten.

Heute ist der zweite Tag ohne Anfall. Schläft aber Nachts nicht.

10. August. Dritter Tag ohne Anfall. Bis 5 Uhr große innere Unruhe, dann heiter und lebhaft. Schläft nach Hypnose gut.

11. August. Stimmung sehr deprimiert. Morgens 4 Uhr Anfall.

Ich besuche Patientin, um für meinen Urlaub Abschied zu nehmen. Ihr Benehmen ist recht unleidlich. Sie hat die letzten Tage schon stark nach Hause gedrängt. Ich habe ihr verboten, bevor ich zurückgekehrt sei, nach Hause zu gehen. Sie soll mit der Pflegerin an einen ruhigen Kurort, wo ein Kollege für alle Fälle seine Hilfe liebenswürdig in Aussicht gestellt hat. Nun trotzt sie und erklärt, wir würden uns kaum wiedersehen. Sie käme nicht mehr in meine Behandlung zurück. Ich entgegne ihr mit mehr äußerlicher als innerlicher Bestimmtheit, daß ich überzeugt sei, sie nach meiner Rückkehr wieder anzutreffen, um die Kur fortzusetzen.

12. August.

Große Müdigkeit, starke Rückenschmerzen. Hat nachts die früheren Visionen gehabt! — Abreise nach D.

(Schluß folgt im II. Halbjahrbande.)

VERLAG VON FRANZ DEUTICKE IN LEIPZIG UND WIEN.

Studien über Hysterie.

Von **Dr. Jos. Breuer** und **Prof. Dr. S. Freud.**

Zweite Auflage. — Preis *M* 7·— = *K* 8·40.

Zur Auffassung der Aphasien.

Eine kritische Studie von **Dr. Sigm. Freud.** — Preis *M* 3·— = *K* 3·60.

Zur Kenntnis der cerebralen Diplegien im Kindesalter

(im Anschluß an die Littlesche Krankheit).

Von **Dr. Sigm. Freud,**

Privatdozent an der Universität in Wien.

Preis *M* 6·— = *K* 7·20.

Die Traumdeutung.

Von **Prof. Dr. Sigm. Freud.** — Zweite Auflage. — Preis *M* 9·— = *K* 10·80.

Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten.

Von **Prof. Dr. Sigm. Freud.** — Preis *M* 5·— = *K* 6·—.

Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie.

Von **Prof. Dr. Sigm. Freud.** — Preis *M* 2·— = *K* 2·40.

Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre aus den Jahren 1893—1906.

Von **Prof. Dr. Sigm. Freud.** — I. Reihe. — Preis *M* 5·— = *K* 6·—.

Die Hysterie nach den Lehren der Salpêtrière.

Von **Dr. Gilles de la Tourette.**

Mit einem Vorworte von **J. M. Charcot.**

Autorisierte deutsche Ausgabe von **Dr. Karl Grube.**

Normale oder Interparoxysmale Hysterie.

Preis *M* 7·50 = *K* 9·—.

Der Geisteszustand der Hysterischen.

(Die psychischen Stigmata.)

Von **Dr. Pierre Janet.**

Mit einer Vorrede von Professor Charcot.

Übersetzt von **Dr. Max Kahane,**

Sekundararzt des Wiener allgemeinen Krankenhauses.

Mit 7 Holzschnitten im Text. — Preis *M* 5·— = *K* 6·—.

VERLAG VON FRANZ DEUTICKE IN LEIPZIG UND WIEN

Der Ablauf des Lebens.

Grundlegung zur exakten Biologie.

Von **Wilhelm Fliess.**

Preis *M* 18·— = *K* 21·60.

Die hysterischen Geistesstörungen.

Eine klinische Studie von

Dr. Emil Raimann,

Assistent der k. k. psychiatrischen und Nervenklinik des Herrn Professor von Wagner in Wien.

Preis *M* 9·— = *K* 10·80.

Schriften zur angewandten Seelenkunde.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Sigm. Freud in Wien.

I. Heft: **Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva".** Von **Prof. Dr. Sigm. Freud** in Wien. Preis *M* 2·50 = *K* 3·—.

II. Heft: **Wunscherfüllung und Symbolik im Märchen.** Eine Studie von **Dr. Franz Riklin,** Sekundararzt in Rheinau (Schweiz). Preis *M* 3·— = *K* 3·60.

III. Heft: **Der Inhalt der Psychose.** Von **Dr. C. G. Jung,** Privatdozent der Psychiatrie in Zürich. Preis *M* 1·25 = *K* 1·50.

IV. Heft: **Traum und Mythus.** Eine Studie zur Völkerpsychologie. Von **Dr. Karl Abraham,** Arzt in Berlin. — Preis *M* 2·50 = *K* 3·—.

V. Heft: **Der Mythus von der Geburt des Helden.** Versuch einer psychologischen Mythendeutung. (Erscheint demnächst.)

Studien zur Grundlegung der Psychologie.

I. Psychologie und Leben.

II. Assoziationen und Perioden. III. Leib und Seele.

Von **Dr. Hermann Swoboda.**

Preis *M* 2·50 = *K* 3·—.

Die kritischen Tage des Menschen und ihre Berechnung mit dem Periodenschieber.

Von **Dr. Hermann Swoboda,**

Privatdozent der Universität in Wien.

Preis *M* 4·— = *K* 4·80.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.